



Ein Jahr und seine Folgen auf der Bühne des Standard

Gespräche mit Marek Dutschke, Joschka Fischer, André Glucksmann, Tom Hayden, Alexander Kluge, Rainer Langhans, Udo Lindenberg, Adam Michnik, Margarete Mitscherlich, Josef Pröll, Hans Traxler, Susanne Widl, Jutta Winkelmann

SA./SO. 5./6. APRIL 2008 | ÖSTERREICHIS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 1,50

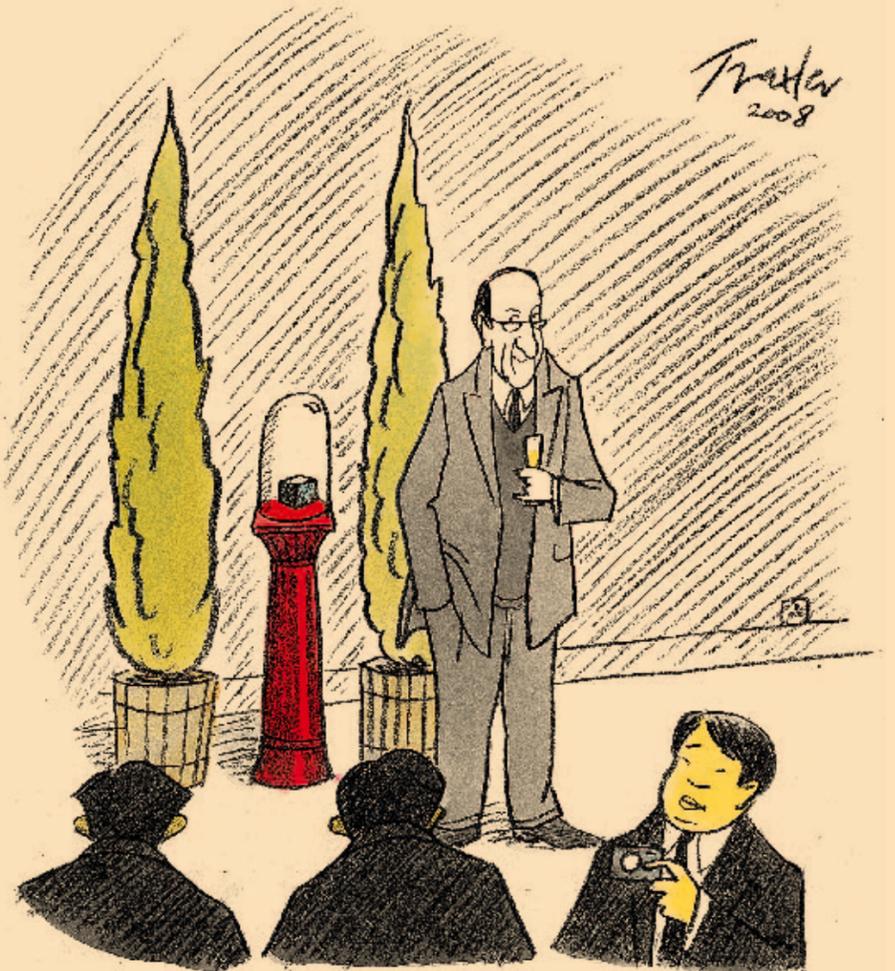
Plassnik: 2018 können alle Balkanstaaten EU-Mitglied sein

Außenministerin attackiert Fischler: „Alternder Tiroler Bub“

Wien – Außenministerin Ursula Plassnik rechnet damit, dass bereits in zehn Jahren alle Balkanstaaten Mitglied der EU werden könnten. „Ich gehe davon aus, dass 2018 jeder einzelne Staat auf dem europäischen Balkan die EU-Standards und Kriterien umgesetzt hat und daher Mitglied sein kann“, sagte sie im Interview mit dem STANDARD. Kritik übte sie am Chef der Wirtschaftskammer, Christoph Leitl, der sich für einen EU-Erweiterungsstopp aussprach.

In der VP-internen Debatte um Wolfgang Schüssel stellt sich Plassnik voll hinter den VP-Klubobmann, ihren früheren Chef, und attackiert den ehemaligen EU-Kommissar Franz Fischler, der Schüssels Ablöse gefordert hatte. „Wolfgang Schüssel ist und bleibt ein Staatsmann. Daran werden auch Sprüche von alternden Tiroler Buben oder anderen nichts ändern“, sagt die Außenministerin. Schüssel un-

terstütze „mit seinem Wissen, auch mit seiner großen integrativen Kraft“ die Partei und ihren Chef Wilhelm Molterer. Zur Debatte über die Ratifizierung des EU-Reformvertrags erklärte Plassnik, dass es nie gelingen könne, alle zu 100 Prozent zu überzeugen, das sei in keinem Land möglich. „Wir haben es über weite Strecken mit einer Sündenbockdebatte zu tun und nicht mit einer rationalen Debatte über Sachliegen.“ (red) **Interview Seite 10**



Ausländischen Geschäftsfreunden zeigt Dr. Schreiber gern den Pflasterstein, den er 1968 gegen einen Wasserwerfer der Polizei schleuderte, wo jener leicht einen nicht ganz unbeträchtlichen Blechschaden hätte anrichten können. „Und dazu steh ich noch heute!“

HEUTE

Sahara-Geiseln Am Sonntag läuft das dritte Ultimatum der Entführer aus. **Julia Raabe** berichtet aus Bamako **Seite 4**

Drogenkonsum im Alter Die Zahl der über 40-jährigen Patienten hat sich zwischen 2002 und 2005 verdoppelt. **Seite 17**

Weinskandal in Italien 70 Millionen Liter sollen im Vorjahr mit giftigen Zusatzstoffen versetzt worden sein. **Seite 35**

Josef Mikl 1929-2008 Der bekannte österreichische Maler erlag 78-jährig einem Krebsleiden. **Seite 41**

Rottenbergs Boulevard ... **13**
Sport ... **22-24**
NetBusiness ... **36**
Wissenschaft ... **42**
Medien, Blattsalat ... **42, 43**
TV, Switchlist ... **44, 45**
Kolumne Hans Rauscher ... **46**
Sudoku ... **K26**
Reise ... **R1-R3**
Rätsel, Spiele ... **R4**
Szenario
Kino, Watchlist ... **18-20**
Kommentar der anderen:
Wolfgang Kos über ein österreichisches Mailüfterl ... **47**

BÖRSE

New York (DJ, Schluss): 12.609,42 –
Frankfurt (DAX, Schluss): 6763,39 +
Wien (ATX, Schluss): 3919,07 +
€ (in US-\$, 221,45): 1,5722 +
€-Anleiherendite: 4,085 +
Gold, London (in US-\$): 905,25 +
Investment-Fonds S. 32, 33, 34
Börsenkurse Seite 30

WETTER

Am Samstag scheint zumindest zeitweise die Sonne. Am Sonntag überwiegt unbeständiges, regnerisches Wetter. Die Höchstwerte erreichen 5 bis 14 Grad. **Seite 18**

Nachrichten in Echtzeit auf derStandard.at



Wachstum im Euroraum auf 1,3 Prozent halbiert

Währungsfonds senkt Prognose für 2008

Washington/Brdo – Europas Wirtschaft wird heuer stärker unter der Finanzkrise leiden als bisher angenommen. Der Internationale Währungsfonds hat seine Konjunkturprognose für den Euroraum auf 1,3 Prozent zurückgenom-

men, berichtet die Nachrichtenagentur Reuters. Das entspricht gegenüber 2007 einer Halbierung des Wachstums. EU-Kommissar Joaquín Almunia kündigte zudem eine Revision der Inflationserwartung nach oben an. (red) **Seite 25**

Stressbewältigung

Ein Fachpsychologe über den Umgang mit extremer Anspannung

KARRIERESTANDARD
Seiten K1-K48

BILDUNG & KARRIEREN
Seiten K49-K52

IMMOBILIENSTANDARD
Seiten I1-I10

FreizeitFenster S. R3
Wortanzeigen S. K34
Business-Links S. 44, 45
Zu zweit Seite K38

Bush will Moskaus Beteiligung am Raketenschild

Bukarest – Nach versöhnlichen Tönen des russischen Präsidenten beim Nato-Gipfel in Bukarest empfängt Wladimir Putin an diesem Wochenende US-Präsident George W. Bush in Sotschi. Dabei geht es um eine Beteiligung Russlands an dem umstrittenen Raketenschild. (red) **Seite 8**

1968

Wenn man die Ziffern einzeln betrachtet, wirken sie so harmlos. Aber 1968 war schon ein starkes Jahr: Der Kesselgruber hat im Stiegenhaus einen verrirten Riesenheuschreck, den wir retten und in den Zoo bringen wollten, zerretten. Es hat schauerhaft geknirscht. Auf der Gstätt bei den Schmidt-Stahlwerken, die wir nicht betreten durften (und deshalb immer dort waren), ließen wir uns von Gastarbeitern, die damals die einzigen freundlichen Erwachsenen am Laarberg waren, Fahrräder reparieren und Drachen basteln. Im „Käfig“ durften wir mit den Jugoslawen Fußball spielen. Im Sommer habe

ich einen Pfirsichkern verschluckt, der mir bis heute im Magen liegt. Im Winter sind wir (aus heutiger Sicht ein bisschen vollidiotisch) täglich stundenlang einen flachen Hügel hinaufgestiegen, um diesen auf der Rodel jeweils drei Sekunden hinterrücken zu lassen. Die schlimmsten Stunden des Jahres waren jene beim Friseur, der sich zum Ziel setzte, keine Haare übrig zu lassen, damit wir nicht „wie die Beatles“ ausschauten. Und in den Nachrichten hat es geheißt, dass bald der erste Mensch den Mond betreten werde. Hoffentlich bei Vollmond, dachten wir. Sonst wird er nicht viel sehen.

dag

Eine Zäsur der besonderen Art

Warum gerade 1968? Was geschah davor? Was kam danach? DER STANDARD befragte damalige Protagonisten wie Joschka Fischer oder Tom Hayden, aber auch Studenten von heute. Vertreter des Jahrgangs 1968 wie Minister Josef Pröll trafen sich zum Sit-in. Wir begaben uns auf die Spurensuche, was aus der Mode, den Liedern, Texten und Autos von damals geworden ist.

Bettina Stimer hat die Koordination für diese Ausgabe übernommen, zu der auch Gerfried Sperl, selbst '68 an vorderster Front engagiert, Anregungen beigetragen hat. Rudi Reiterer und Stefan Fuhrer sorgten für die Gestaltung dieser Schwerpunktausgabe, der weitere in dieser Art folgen werden. **Alexandra Förderl-Schmid, Chefredakteurin** derStandard.at/1968

Auszug aus dem CD.

Das CD (Corporate Design) bezeichnet das Erscheinungsbild eines Unternehmens wie Mercedes-Benz. Dazu gehört auch die Gestaltung einer Anzeige im Standard. Zur Erklärung: Zwischen Stern (Bildmarke) und Logo (Wortmarke) ist ein Mindestabstand von 3 Sterndurchmessern einzuhalten. Die Bildmarke wird mit 0,5 Sterndurchmessern Abstand zum oberen und 2,5 Sterndurchmessern zum

rechten Rand positioniert. Die Wortmarke hat exakt 0,5 Sterndurchmesser Abstand zum unteren und 1,5 zum rechten Formatrand. Was hier kompliziert klingt, ist in der S-Klasse ganz einfach: DISTRONIC PLUS sorgt eigenständig für die permanente Einhaltung des gesetzlich vorgeschriebenen Mindestabstands zum Vordermann. Schade, schade, liebe Grafiker. Nur ein Mercedes ist ein Mercedes.

Mercedes-Benz

GEBOREN 1968 +++ DIE GENERATION DER HEUTE VIERZIGJÄHRIGEN +++

Was eine Generation ausmacht, ist die Summe vieler Subjektivitäten. Ein Versuch, die „echten 68er“ zu



Fünf 68er auf dem Boden des „Roten Salons“ (sic!): Agnes Streissler, Josef Pröll, Eva Maria Marold, Markus Brier, Leo Szemeliker (v. li.). Fotos: Corn; Ausstattung: Interio

„Eigentlich ein stinknormales Leben“

STANDARD: Was verbinden wir hier mit unserem Geburtsjahr?

Streissler: Die ersten Sachen, die mir einfallen, sind San Francisco, Paris. In Österreich dürfte alles sehr verhalten gewesen sein.

Pröll: Ich bin in einer sehr kleinen ländlichen Gemeinde aufgewachsen – mir ist erst im Gymnasium bewusst geworden, dass es ein spannendes Jahr war. In politischen Diskussionen hieß es immer: Die 68er kommen. Dann habe ich erst nachgeschaut, was damals passiert ist.

Marold: Mir geht's ähnlich. Zum Thema sollte man vielleicht unsere Eltern als Zeitzeugen einladen. Ich komme aber auch aus einer kleinen Gemeinde am Land: Meine Eltern waren weder Hippies noch haben sie revolviert. Ich empfinde mich aber auch nicht irgendeiner Generation zugehörig.

Brier: Bei uns war damals eher Hausbauen und Hausrenovieren Thema.

STANDARD: In Deutschland sind wir die „Generation Golf“ – nicht nach dem Sport von Markus Brier, sondern dem Auto. In den USA waren wir „Generation X“. Und bei uns?

Marold: Das ist eine Schubladisierung, man gibt Dingen Namen, damit alle wissen wovon man redet. Ich fühle mich eigentlich alterslos, ich feiere meinen Geburtstag nicht.

Brier: Wer ist schon vierzig hier?

Streissler: Ab April.

Pröll: September.

Marold: Dezember.

Brier: Juli.

STANDARD: Oktober. Die Zeitung zwanzig, der Schreiber vierzig.

Sängerin Eva Maria Marold, Ökonomin Agnes Streissler, Golfer Markus Brier und Minister Josef Pröll haben zumindest eines gemeinsam: das Geburtsjahr 1968.

STANDARD-Redakteur Leo Szemeliker, auch Jahrgang '68, setzte sich mit ihnen auf bunte Decken und Polster und fragte nach, was „diese Generation“ ausmacht.

Pröll: Wir sind eine der ersten Generationen, die vom „Ruachln“ der Eltern profitiert und in die Erbengeneration hineingewachsen ist. Wir sorgen dafür, dass die Kurbel läuft, aber kommen nicht aus dem Nichts.

Marold: Aber es sind auch erste Abnützungerscheinungen zu sehen.

STANDARD: An uns?

Marold: An dem, was die Eltern aufgebaut haben. Auch am System. Wir müssen jetzt Risse ausbessern.

Streissler: Unsere Elterngeneration hat noch sagen können: Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir. Mit diesem Anspruch tun wir uns alle miteinander sehr schwer.

Brier: Es wird aber in der Gesellschaft so getan, als ob das immer so weitergehen könnte.

STANDARD: Vierzig Jahre nach 1968 wackelt das Dogma vom ewigen Wachstum. Es wird wieder um eine gerechte Verteilung gestritten.

Brier: Man darf das alles aber nicht immer vom Finanziellen her sehen. Es geht auch um andere Werte.

Pröll: Solche Ansichten können wir uns aber als erste Generation wirklich leisten. Für unsere Eltern war es notwendig, auf Quantität zu schauen statt auf Qualität.

Brier: 1974 hat es den „autofreien Tag“ gegeben.

Pröll: Damals hat man aus ökonomischen Gründen das Auto für einen Tag stehengelassen. Heute sind wir bei der Qualität der Ökologie. Wir sind Anfang der 70er noch zum ersten Supermarkt nach Stockerau gepilgert, 40 Kilometer, das war ein echtes Happening.

Streissler: Wir sind hier aber schon eine privilegierte Gruppe. Ich glaube, dass die Verteilungsfrage eine sehr drängende und sehr ökonomisch ist.

Marold: Mir kommt vor, dass die Bereitschaft von damals, auf das Auto zu verzichten, größer war als heute – ein reines Bauchgefühl.

STANDARD: Zwei Generationen vor uns: Nationalsozialismus, Krieg. Die Generation vor uns bekämpfte die Enge, mancherorts wurde eine kleine Revolution gestartet. Was prägt unsere Generation?

Streissler: Eigentlich begleitet mich seit meinem 18. Lebensjahr der Gedanke der Politikverdrossenheit. 1986, im Waldheim-Jahr: Wir haben im Radio über den Bericht der Historikerkommission gehört. Das war so enttäuschend. Man hat wieder nicht gewusst, was los war. Und irgendwie wurde weitergewurschtelt. Das Weiterwurschteln ist seit damals ein Erleben des täglichen politischen Umfelds bis heute.

Pröll: Bei uns am Tisch ist immer politisiert worden – mit dem Erwin natürlich. So gesehen war das Waldheim-Jahr extrem spannend. Da sind Dinge aufgebrochen. Bei mir ist aber noch etwas anderes dazugekommen. Der Hans-Hermann Groër war bei uns im Gymnasium Hollabrunn Religionslehrer. Die Kirche ist mit ihm in eine Krise geraten, aus der sie bis heute nicht herausgekommen ist.

Brier: Alles schon weit weg, etwa auch wenn man an Hainburg denkt.

STANDARD: Die Aubesetzung 1984.

Pröll: Aber noch nicht ganz weg. Hainburg war trendgebend für die Bürgerbeteiligung.

Brier: Wir haben in Hainburg ein Wochenendhaus gehabt und waren jeden Sommer dort. Ich war mit 16 nicht aktiv dabei. Aber ich habe gesehen, was da los war. Das waren Menschenmassen.

Marold: Mit 16 hab ich andere Sorgen gehabt. Politisch wachgerüttelt bin ich worden, als ich studiert habe.

Pröll: Für mich war es der erste Aufenthalt im Elternhaus.

Brier: Wegen Hainburg?

Pröll: Ja. Im extrem konservativen Bauerndörfli habe ich gesagt, ich habe Sympathie für die. Ich war damals in der Blasmusikkapelle mit meiner Meinung im Widerstand gegen die engste Umgebung.

STANDARD: Ich stelle fest, es gibt doch gleiche Anknüpfungspunkte.

Streissler: Weil es die gleichen Erinnerungen gibt. Aber die, die 1968 zwanzig waren, waren auch keine so homogene Generation.

Pröll: Ich glaube aber schon, dass das 68er-Jahr für unsere Sozialisierung den Boden bereitet hat. Anfang der 70er Jahre ist das politische Klima in Österreich anders geworden.

STANDARD: Noch ein paar 68er-Schlagwörter: sexuelle Revolution, freie Liebe, Summer of Love – obwohl, der war ja schon 1967. Als wir dann so weit gewesen wären, war Aids eine reale Bedrohung und die Party vorbei.

Streissler: War es wirklich Aids? Ich glaube nicht. In glaube vielmehr, dass wir traditionelle Bilder übernommen haben. Mir waren Beziehungen immer wichtig.

Marold: Ich glaube, das war damals schon Blödsinn. Man hat es vielleicht praktiziert, das – ich sag jetzt nicht das Wort, das mir einfällt. Aber ich glaub nicht, dass das damals psychisch oder seelisch funktioniert hat. Klinge ich jetzt altmodisch?

Brier: Ich glaube nicht.

Pröll: Aber die sexuelle Revolution, die Freizügigkeit um die Zeit, als wir geboren wurden, hat uns schon einen entspannteren Umgang mit Sexualität gebracht. Das heißt aber nicht, dass wir einen anderen Zugang zu Beziehungen haben. Sexualität ist bei uns zu Hause ein ganz normales Thema. Wir sind die erste Generation, die das mit den Kindern entspannt, ohne Wegschauen und ohne Rotwerden besprechen kann.

Marold: Aber an der Sehnsucht nach Beziehungen hat sich nichts geändert. Warum sollte es auch?

Brier: Der Unterschied ist, dass man jetzt offener drüber reden kann.

Pröll: Wir leben eigentlich ein stinknormales Leben. Ich weiß nicht, ob wir uns nicht sogar in Richtung Biedermeier bewegen ...

STANDARD: Die „richtigen 68er“ schaffen das neue Biedermeier? Eine Reaktion auf die Kinder, die sich in MySpace entleiben?

Pröll: Das ist der Gegentrend zu total global und Internet – das natürlich eh super ist. Aber: Die Sehnsucht nach Kleinräumigkeit ist wieder da.

Streissler: Das ist auch ein bisschen

ZUR PERSON

Agnes Streissler ist seit Herbst 2007 Geschäftsführerin des Wiener Zentrums für Innovation und Technologie. Zuvor war die Volkswirtin und Historikerin Leiterin der Abteilung für Wirtschaftspolitik der Arbeiterkammer Wien. Agnes Streissler – ihr Vater ist Erich Streissler, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien – hat zwei Kinder.

ZUR PERSON

Josef Pröll wurde im Februar 2003 Bundesminister für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft. Er ist derzeit „Regierungskoordination“. Der Weinbauernsohn aus Radlbrunn, Neffe von Landeshauptmann Erwin Pröll, studierte Agrarökonomie und machte Karriere im ÖVP-Bauernbund. Josef Pröll ist verheiratet und hat drei Kinder.

ZUR PERSON

Eva Maria Marold (eigentlich Eva Maria Pinczolic, Marold ist der Mädchenname ihrer Mutter) studierte Musical am Konservatorium der Stadt Wien. Die Burgenländerin hatte ihren ersten Erfolg als „Magda“ in „Tanz der Vampire“. Sie spielt bis 23. April in den Kammerspielen die Rolle der Wirtin im „Weißen Rössl“. Im Juni erwartet sie ihr erstes Kind.

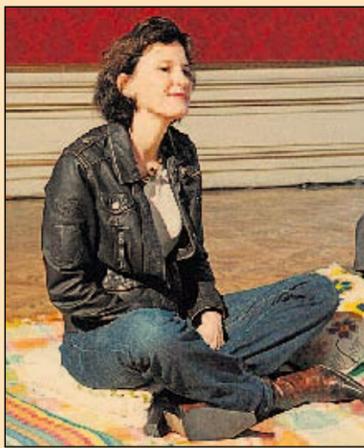
ZUR PERSON

Markus Brier ist Österreichs erfolgreichster Profi-Golfer. Er betreibt die Sportart seit 1976. Der Wiener absolvierte ein Betriebswirtschaftsstudium. In der heurigen Saison ist sein Ziel, in die europäische Auswahl für den Ryder-Cup, das wichtigste Golfturnier der Welt (USA gegen Europa), zu kommen. Markus Brier ist verheiratet und hat zwei Kinder.

fassen, in einem Gespräch mit vier Menschen, die vor vierzig Jahren in Österreich auf die Welt kamen



Golf-Profi Markus Brier (oben): „Hausbauen und Hausrenovieren.“
ZIT-Chefin Agnes Streissler (rechts): „Ein Gefühl der Politikverdrossenheit seit dem 18. Lebensjahr.“



Schauspielerin Eva Maria Marold (oben): „Ich fühle mich eigentlich alterslos.“
Minister Josef Pröll (li.): „Die Sehnsucht nach Kleinräumigkeit ist wieder da.“

Fotos: Heribert Corn

das Gefühl der Machtlosigkeit. Entwicklungen wie der Klimawandel ...

Pröll: ... den werden wir bremsen!

STANDARD: Hier spricht der Umweltminister.
Streissler: ... oder die supranationalen Konzerne. Als Einzelner hat man wirklich das Gefühl, man kann überhaupt nichts machen. Da schau ich wirklich lieber auf meine kleine Welt.

STANDARD: Bedeutet das, wir warten auf die nächste Generation, weil wir mit vierzig schon zu alt und angepasst sind?

Brier: Unsere Generation kann sehr wohl noch etwas machen. Man hat mehr Erfahrung und mehr gelernt als ein Zwanzigjähriger, man hat vielleicht nur weniger Zeit.

Streissler: Ich habe manchmal heute noch das Gefühl, ich bin noch nicht richtig erwachsen.

Brier: Wir sitzen auch auf dem Boden herum.

STANDARD: Wir hätten auch Sessel, wenn ...

Brier: ... geht schon noch.

STANDARD: Ich fürchte, große Revolutionäre werden wir hier nicht mehr.

Marold: Eine Revolution muss nicht laut sein und auch nicht gewaltsam.

Pröll: Die schleichenden Revolutionäre.

Streissler: Es kommt auf Hartnäckigkeit an.

Brier: Wir gehen doch noch nicht in Pension.

Pröll: Noch einmal, was war bei uns in der Schule Thema: Löst sich der Kommunismus auf? Der Eiserne Vorhang? Pershing-II-Raketen! Was sind die großen Projekte jetzt?

STANDARD: Globalisierung, Klimawandel.

Pröll: Ja, aber die sind so weit weg. Und nicht von Menschen evident gesteuert. Damals hieß es: Sowjetunion gegen USA, wenn die aufeinander losgehen, zerreibt's uns.

Streissler: Damals hat man noch auf die großen Friedensdemonstrationen gehen können.

Brier: Jetzt ist alles anonym. Aber wir hätten noch genug Energie, um etwas zu verändern, könnte man argumentieren. Aber bevor man sich mit den großen Problemen belastet, sagen viele: Die Zeit, die ich habe, verwende ich für mich selbst. Ich kenn das vom Sport.

Marold: Es müssen eben die Mosaiksteinchen passen, damit das Ganze besser wird.

Brier: Wenn jeder seinen eigenen Weg geht, ist das vielleicht zum Wohl der Allgemeinheit.

STANDARD: Ein Ansatz, der derzeit mit der Finanzkrise ad absurdum geführt wird.

Brier: Ja, ich weiß.

Streissler: Wir sind alle skeptischer geworden, gleichzeitig gibt es eine Entideologisierung. Es gibt nicht nur mehr Schwarz und Weiß. Es ist heute anders als 1968, als sich Ideologien eindeutig gegenüberstanden sind.

Pröll: Aber es gibt auch die Auslöser nicht mehr. Wo sind die Entzündungspunkte in dieser Gesellschaft? Es gibt ein großes Ziel in Österreich, in Europa, das heißt: Wohlstand. Jeder hat andere Konzepte, um das Ziel zu erreichen. Eine Revolution ist aber nicht notwendig. 1968 ist die Kluft zwischen Arm und Reich größer gewesen.

Marold: Die Frage ist: Was ist arm? In uns werden heute Bedürfnisse geweckt, die früher gar nicht existent waren.

Streissler: Wenn jemand in den 60er-Jahren keinen Fernseher gehabt hat, dann war er sicher nicht arm. Wenn heute ein Kind sagt, ich habe zu Hause keinen Fernseher – kann man sagen: eh ein blödes Kastl. Aber das Kind ist arm, es kann nicht mit den anderen mithalten.

Marold: Genau hier sollte eine Revolution stattfinden, wenn Sie wissen, was ich meine.
Brier: Aber eine Gefahr birgt das Thema doch. In Paris haben vor gar nicht langer Zeit in den Vorstädten die Autos gebrannt. Das war doch schon ein Ansatz einer Revolution.

Streissler: Da ist sie wieder, die Verteilungsfrage. Hier haben wir aber eine ganz große Verantwortung, das Feld eben so aufzubereiten, dass es eben nicht zur Revolution kommt, dass es richtige Integrationsansätze gibt, dass es

Respekt zwischen den Kulturen gibt, dass man dennoch schaut, dass Ressourcen gleich verteilt werden.

Brier: Bei uns ist die Kluft aber doch geringer.

Streissler: Ein Million Österreicher lebt unter der definierten Armutsgrenze. Jetzt kann man sagen, das ist relativ. Aber ich bin froh, dass ich nicht zu dieser einen Million gehöre.

Pröll: Das führt mich zurück zu 1968. Ich stamme aus einer kleinbäuerlichen Familie und bin als Erster ins Gymnasium gegangen. Meine Eltern haben mir nicht mehr bei den Hausübungen helfen können. Und trotzdem haben sie mir alles ermöglicht. Es wäre dann ungerecht, wenn

der Staat jemanden an den Chancen hindern würde. Das war vielleicht früher so, heute sehe ich das bei weitem nicht.

Streissler: Aber optimal ist die Situation nicht. Instrumente wie positive Diskriminierung sind wichtig, was die Frauen betrifft wie auch die Bildung. Es gibt in Österreich angeblich 100.000 Menschen inzwischen 16 und 18 Jahren, die in keiner Lehre, keiner Schule und in keinem Job sind. Wenn das stimmt, haben wir hier eine massive Verantwortung.

STANDARD: Zu Beginn dieses Gesprächs hieß es: Welche Generation? Und jetzt haben wir doch

viel gefunden, was „wir“ sind, tun sollten und nicht machen. Es gibt also mehr als Erinnerungen an „Wickie, Slime und Paiper“.

Marold: Aber, eins muss ich schon sagen: Damals hat man am Vormittag, wenn man krank war, Lisa Schüller mit dem Russischkurs gesehen. Jetzt sind wir in der EU, und es gibt im ORF keine Sprachkurse mehr? Ein Wahnsinn.
Pröll: Gute Anregung. Vielleicht sollte man die ORF-Gebührenerhöhung dafür verwenden.

STANDARD: Damit wären wir in der Tagespolitik, also weg von 1968, daher hören wir hier auf. Ich hoffe, der Boden war nicht zu unbequem.



SAUBERER STROM FÜR EUROPA.

Der Verbund ist nicht nur Österreichs führender Energieerzeuger, sondern auch im europäischen Markt zu einer festen Größe herangewachsen. Wer also in Europa sauberen Strom verlangt, muss nur ein einziges Wort beherrschen:



Nähere Informationen finden Sie auf unserer Homepage www.verbund.at

Geduldsprobe in Bamako

Am Sonntag läuft ein drittes Ultimatum der Entführer der zwei Sahara-Geiseln aus. Der österreichische Vermittler in Mali, Anton Prohaska, rechnet damit, dass seine Vermittlungsmission in Bamako weitergehen wird.

Julia Raabe aus Bamako

Das Hotel Sofitel gleicht einer Oase. Der Staub der Straße, das Knattern der Mopeds, das Hupen der teils abenteuerlich zusammengeflackten Autos – all das dringt kaum hinein in das umzäunte Areal. Das Hotel mit seinen 16 Stockwerken, der breiten Auffahrt und dem sorgfältig gepflegten Garten überragt alle anderen Häuser in dieser Gegend. Ein Stück westlicher Luxus in einer chaotisch anmutenden westafrikanischen Großstadt. Und eine wichtige österreichische Schaltstelle in der Krise um die in der Sahara entführten Salzburger Wolfgang Ebner und Andrea Kloiber. Am Sonntag läuft ein Ultimatum der Entführer von der „Al-Kaida im Islamischen Maghreb“ aus, das dritte bereits.

Im Frühstücksraum, gleich hinter der klimatisierten Lobby mit dem sandfarbenen Marmorboden, den rot-braunen Sesseln und den dezenten Reggae-Klängen im Hintergrund, knabbert Anton Prohaska an seinen Cornflakes mit Naturjoghurt, als das Handy läutet. „Das ist der Morgen-Anruf.“ Der Krisenstab des Außenministeriums nimmt Kontakt mit

dem österreichischen Krisenmanager vor Ort auf, fragt nach den neuesten Entwicklungen in Bamako. „Nichts Substanzielles“, sagt er später auf die Frage nach Neuigkeiten.

Seit über drei Wochen ist Prohaska jetzt hier, seit jenem 11. März, als in der österreichischen Botschaft in Dakar das Telefon klingelte und ihm mitgeteilt wurde, „dass es offenbar eine Krise gibt“. Wenige Tage davor hatte die Al-Kaida in einer Audiobotschaft erstmals verkündet, die beiden bereits abgängigen Salzburger entführt zu haben. Kloiber und Ebner wurden zunächst in Tunesien oder Algerien vermutet, dann tauchten Berichte darüber auf, dass sie in Mali sein könnten.

Haben notwendige Zeit

In Bamako sollte Prohaska dem malischen Präsidenten Amadou Toumani Touré – ATT oder von den Seinen auch ehrfürchtig „Onkel“ genannt – eine „Bitte und einen Hilferuf um Unterstützung“ von Bundespräsident Heinz Fischer überbringen. Der willigte gerne ein und erklärte die Befreiung der Geiseln zur Chefsache. Seitdem läuft die Vermittlung über die malische Präsidentschaft, mit der Prohaska in ständigem Kontakt ist.

Die Informationen, die er erhält, leitet er an Wien weiter. Mehrmals täglich konferiert er mit dem Krisenstab im Außenministerium. Viel mehr ist es offiziell nicht. „Wir wollen hier keinen Wirbel machen“, sagt er. Nicht zum ersten Mal spielt ATT eine entscheidende Rolle bei den Bemühungen um die Freilassung westlicher Geiseln. Er war es, der es 2003 über die Vermittlung lokaler Stammesführer des Nomadenvolkes der Tuareg schaffte, eine Gruppe überwiegend deutscher Touristen freizubekommen. Ein Grund zur Zuversicht?

Prohaska lässt durchklingen, dass die Vermittlungsmission weitergeht. „Wir gehen davon aus – und das wird vor allem auch von malischer Seite geteilt, dass wir die notwendige Zeit haben, um mit Behutsamkeit dem Ziel der Wiedervereinigung unserer Landsleute mit ihren Angehörigen näher zu kommen, mit dem Ziel, schließlich ihre Freilassung zu erreichen“, erklärt er. Mehr Details nennt er nicht. Man schätze das Interesse der Medien sehr, aber es gehe hier um das Wohlergehen der Geiseln.

Schützenhilfe kommt auch von den EU-Staaten, die selbst diplomatische Vertretungen in Bamako haben. In der Pariser Botschaft, einem hellen Klotz hinter hohen Mauern



Die beiden Halleiner Wolfgang Ebner und Andrea Kloiber befinden sich seit Ende Februar in der Gewalt der Al-Kaida im Islamischen Maghreb. An diesem Sonntag läuft ein weiteres Ultimatum aus. Foto: Cremer/ORF

und Stacheldraht zwei Straßen vom Hotel entfernt, vor dem die Menschen für Visa Schlange stehen, haben die Franzosen ein Büro für die Österreicher eingerichtet. Nur, weil die Franzosen hier auch die EU-Präsidentschaft vertreten, versichert Prohaska. Das habe Wien auch den malischen Behörden gegenüber deutlich gemacht, „damit sie nicht glauben, wir machen da irgendwelche Sachen.“ Der französische Präsident Nicolas Sarkozy hatte Österreich Mitte März allerdings die Hilfe des französischen Auslandsgeheimdienstes angeboten.

Aber auch die Deutschen haben beste Kontakte nach Bamako. „Sie spielen hier eine besondere Rolle“, sagt Prohaska. Deutschland war das erste Land, das Mali nach der Unabhängigkeit anerkannte. Das weiß man hier bis heute sehr zu schätzen. Der deutsche Botschafter fährt unter dem Diplomaten-Nummernschild 0101 – eine Eins steht für den Missionsschef, die andere für den Zeitpunkt der Anerkennung. Auch deshalb half ATT so gerne, die Sahara-Geiseln vor fünf Jahren freizubekommen.

Anfang der Woche haben die Entführer angeblich neue Forderungen erhoben, wie Medien schrieben. Jetzt wollen sie nicht nur die Befreiung von Gesinnungsgenossen aus algeri-

schen und tunesischen Gefängnissen, sondern auch die Freilassung eines in Wien verurteilten islamistischen Ehepaars und mehr Lösegeld. Es gebe in den Medien inzwischen täglich neue Gerüchte, sagen die Angehörigen der entführten Salzburger in Hallein (siehe Interview). Hier im Hotel in Bamako zuckt Prohaska nur mit den Schultern und sagt dazu nichts. Er schaut nur ein bisschen spöttisch. Offiziell bestätigt ist diese Meldung nicht. Manchmal ist es auch für die Beteiligten schwer einzuschätzen, wie seriös solche Informationen sind.

Langsame Übermittlung

Wie lange die Geisel-Krise noch dauert, weiß niemand. Von der Entführung 2003 weiß man, dass es manchmal vier Tage dauerte, bis Informationen von den Entführern in die Hauptstadt gelangten und umgekehrt. Eine Geduldsprobe.

Prohaska gibt sich gelassen und übt sich in Humor: „Man muss sich ja Gedanken machen, was später auf dem eigenen Grabstein stehen soll“, sagt er mit einem Augenzwinkern. Er sei auf drei Sätze gekommen. „Erstens: Ich wusste, dass dies passieren würde. Oder zweitens: Ich dachte, ich würde es schaffen. Oder als letztes – und das ist mir hier eingefallen: Sein letzter Anruf kam aus Bamako.“

KURZ GEMELDET

Mugabe tritt fix bei Stichwahl in Simbabwe an

Harare – Simbawes regierender Präsident Robert Mugabe wird an der Stichwahl um das höchste Staatsamt teilnehmen, die es „mit Sicherheit“ geben wird, wie Verwaltungsminister Didymus Mutasa am Freitag betonte. „Wir liegen zurück, sind aber nicht draußen“, gab Mutasa bekannt. Offiziell hat die Wahlbehörde noch immer kein Ergebnis der Wahl vom Samstag vor einer Woche mitgeteilt. Die Opposition hat daher ihren Kandidaten Morgan Tsvangirai zum Sieger erklärt. (AFP)

Irak: Premier ordnet Ende der Militäroperationen an

Bagdad – Der irakische Premier Nuri al-Maliki hat am Freitag ein Ende der Militäroperationen gegen die Schiiten-Miliz von Muklada al-Sadr angeordnet, nachdem dieser seine Anhängerschaft aufgefordert hatte, in Millionestärke gegen die US-Präsenz zu demonstrieren. Noch am Vorabend hatte Maliki die kompromisslose Fortsetzung der Offensive gegen Sadr „Mahdi-Armee“ angekündigt. Rund tausend irakische Soldaten sind offenbar wegen der Offensive desertiert. (Reuters)

81 Prozent sehen USA auf falschem Weg

New York – 81 Prozent der US-Bürger sehen ihr Land auf einem falschen Weg. Das sind zwölf Prozentpunkte mehr als vor einem Jahr, wie aus einer neuen Umfrage für CBS News und New York Times hervorgeht. Anfang 2002, nach dem ersten Amtsjahr von Präsident George W. Bush, waren nur 35 Prozent der Amerikaner der Meinung, dass die USA einen völlig falschen Kurs eingeschlagen hätten. Die neuen Ergebnisse spiegeln auch die angesagte US-Konjunktur wider. (AP)

GANZ KURZ

+++ **Steinmeier vorn** Der deutsche Außenminister und mögliche SPD-Kanzlerkandidat Frank-Walter Steinmeier hat im ZDF-Politbarometer Bundeskanzlerin Angela Merkel auf Platz eins der zehn beliebtesten Politiker abgelöst. +++ **Koch bleibt ein Jahr** Da in Hessen weder CDU noch SPD eine Regierungsmehrheit zusammenbringen, bleibt Roland Koch (CDU) maximal ein Jahr geschäftsführender Ministerpräsident.

CHRONOLOGIE

■ **10. März** Der nordafrikanische Zweig des internationalen Terrornetzwerks Al-Kaida gibt in einer Audiobotschaft bekannt, dass sich zwei Touristen – die Halleiner Wolfgang Ebner (51) und Andrea Kloiber (43) – in ihrer Gewalt befinden. Ebner und Kloiber galten zu diesem Zeitpunkt schon als vermisst. Laut Al-Kaida sollen sie bereits am 22. Februar in Tunesien entführt worden sein.

■ **11. März** Erstmals tauchen Medienberichte auf, wonach die beiden Geiseln nach Mali verschleppt wurden.

■ **13. März** Die Entführer stellen erstmals konkrete Forderungen: Kloiber und Ebner würden freikommen, wenn alle in Tunesien und Algerien inhaftierten Mitglieder der Al-Kaida im islamischen Nordafrika freigelassen würden. Den österreichischen Behörden wird eine Frist von drei Tagen gesetzt. Bundeskanzler Alfred Gusenbauer lehnt die Forderungen der Geiselnehmer prompt ab.

■ **16. März** Das Ultimatum wird bis zum 24. März verlängert.

■ **24. März** Auch die neue Frist verstreicht. Die Entführer der beiden Salzburger verlängern ihr Ultimatum vorerst zum letzten Mal bis zum Sonntag, dem 6. April. (szi)

„Das Risiko war überschaubar“

Bernhart Ebner und Walter Antosch, Sohn und Bruder des in der Sahara entführten Halleiners Wolfgang Ebner sind optimistisch, dass dieser und seine Lebensgefährtin freikommen. Im Gespräch mit Thomas Neuhold verteidigen sie den Wüstenurlaub.

STANDARD: Am Sonntag soll das nächste Ultimatum auslaufen. Wie ist der Informationsstand? Wie beurteilen Sie Nachrichten, dass in Wien Inhaftierte freigesetzt werden sollen?

Ebner: Dass das Ultimatum am Sonntag auslaufen soll, ist vom Außenministerium nicht bestätigt. Täglich tauchen neue Gerüchte in den Medien auf, die vom Ministerium nicht bestätigt werden. Wir versuchen uns so gut wie möglich von Spekulationen abzuschotten. Wir könnten uns alles Mögliche ausmalen, das bringt aber nichts. Wir halten uns an die Fakten, das sind leider wenige.

STANDARD: Denken Sie, dass ihnen das Ministerium alles mitteilt?

Antosch: Nein. Das ist Absicht. Es besteht de facto vom Ministerium aus Nachrichtensperre, um die Verhandlungen nicht zu gefährden. Das ist auch von uns gewünscht und gewollt.

Sprechen für die Angehörigen: Bernhard Ebner (li.) und Walter Antosch. F.: Neumayr

STANDARD: Bei Ihren öffentlichen Auftritten ist aufgefallen, dass Sie beide trotz der schwierigen Situation betont ruhig agieren. Woher beziehen Sie die Kraft?

Ebner: Wir haben die Rolle für unsere Familie so übernommen, dass wir die Ansprechpartner sind. Auf uns ruht sehr, sehr viel. Wir halten den Rest der Familie raus. Wir werden in der Situation gebraucht und müssen da funktionieren.

Antosch: Wir versuchen das, so gut es geht, nüchtern zu sehen. Wir versuchen, möglichst wenig mitzuspekulieren. Alles was unten passiert, ist nicht in unserem Einflussbereich. Wir versuchen das von uns selber



fernzuhalten, sonst können wir gleich in die Nervenklinik fahren.

STANDARD: Immer wieder ist der Vorwurf an die Adresse der Entführungsopfer zu hören: Selbst schuld, wenn man da hinunterfährt. Was sagen Sie diesen Menschen?

Antosch: Viele haben viele Informationen nicht. Bis dato galt ja die tunesische Wüste als sicher, die Entführung ist erstmalig. Es gibt nur Spekulationen, wo die beiden entführt wurden.

STANDARD: Sie meinen damit Vorwürfe, Wolfgang Ebner und Andrea Kloiber wären nach Algerien gefahren?

Antosch: Ja, oder was auch immer. Viele, die hier reden, haben keine Ahnung, was es bedeutet mit einem Auto in die tunesische Wüste zu fahren. Die tunesische Wüste ist relativ überschaubar und starkbefahren. Dazu kommt, dass mein Bruder und seine Lebensgefährtin körperlich exzellent beisammen und bestens ausgerüstet waren. Natürlich gibt es immer ein Restrisiko, aber von den individuellen Gegebenheiten war das Risiko überschaubar.

STANDARD: In Summe überwiegt bei Ihnen der Optimismus, dass beide wohlbehalten heimkommen?

Ebner: Es sprechen Zeichen dafür, dass das gut ausgehen wird. Es sind auf den Fotos drei Entführer identifiziert worden, die 2003 auch dabei waren. Die Geiseln damals haben auch positiv darüber berichtet, wie sie gehalten worden sind. 2003 hat das auch ein Ende gefunden. An dem halten wir uns fest.

ZUR PERSON:

Bernhard Ebner (26) ist der Sohn des in der Sahara entführten Halleiners Wolfgang Ebner. Walter Antosch (46) ist der Bruder des Entführten. Sie führen derzeit Ebners Kanzlei und fungieren als Angehörigensprecher.

„Widerstand, bis Hoffnung keimt“

Tom Hayden gehört in Amerika zu den Symbolfiguren des Jahres 1968.

Frank Herrmann sprach mit ihm über den Irakkrieg, das demokratische Duell um die Präsidentschaft und die Generation YouTube.

STANDARD: Was ist Ihre stärkste Erinnerung an 1968?

Hayden: Zwei Morde. Der Mord an Martin Luther King und der Mord an Robert Kennedy.

STANDARD: Was bedeuteten sie?

Hayden: Ich teile die Sechzigerjahre in zwei Segmente. Das erste reicht von 1960 bis 1964, das zweite von 1965 bis 1970. Die erste Phase war vielversprechend. Infolge direkter Aktion, infolge des politischen Erwachens der Schwarzen und der Studenten bot sich die Chance, den Krieg in Vietnam zu verhindern und sich auf die Schaffung von Jobs, auf Bildung, Bürgerrechte und die Bekämpfung der Armut zu konzentrieren. Das Land hatte die Ressourcen, es war möglich. Leider schickte Präsident Lyndon Johnson dann Kampftruppen nach Vietnam, obwohl er vorher das Gegenteil versprochen hatte. Damit änderte sich alles. Die Demokratische Partei trug plötzlich die Verantwortung für die Eskalation des Krieges. Mit den Morden an King und Kennedy wurde dann ein zweites Mal die Hoffnung zerstört.

STANDARD: Haben Sie die Bluttaten nicht auch als Wendepunkt gesehen?

Hayden: Nein, sie waren das Ende von allem. Es bedeutete, dass es Kampf geben würde. Die Demokratische Partei war dem Krieg verpflichtet, und mit dem Tod Bobby Kennedys war die Aussicht auf eine bessere Präsidentschaft passé. Die Hoffnungen meiner Generation hatten sich zerschlagen.

STANDARD: Hätte Kennedy den Vietnamkrieg beendet?

Hayden: Ich glaube, ja. Aber es hat keinen Sinn, darüber zu spekulieren. Wir sahen es so: Unsere Führer wurden ermordet. Das bedeutete, dass wir keine andere Wahl hatten, als zu kämpfen, auf die Straße zu gehen.

STANDARD: Wie sollte es danach weitergehen?

Hayden: Wir wollten Widerstand leisten, so lange, bis neue Hoffnung keimen würde. Wir hatten keinerlei Optionen. Wir konnten entweder aufgeben oder Widerstand leisten.

STANDARD: Was bedeutete das alles für die Demokraten?

Hayden: Es war eine Spaltung, die nie überwunden werden konnte. Es gab damals Demokraten, die glaubten, dass Hubert Humphrey (der demokratische Präsidentschaftskandidat, Anm.) den Krieg beenden würde, zumindest, dass er ihn besser führen würde als Richard Nixon. Aber es gab auch diejenigen, die nach 1968 radi-



Kriegsgegner Tom Hayden und seine Verlobte Jane Fonda berichten bei einer Pressekonferenz am 2. Jänner 1973 in New York von Gesprächen zum Vietnamkrieg in Paris.

Foto: Bettmann/Corbis

kale Reformen forderten, von der Gleichstellung der Frauen bei der Auswahl des Präsidentschaftsbewerbers bis dahin, dass man die alten Bande zum rassistischen Flügel der Partei in den Südstaaten kappte. Dieser Widerspruch zwischen den beiden Lagern wurde nie gelöst. Zwar gibt es heute keine Parteiprominenten mehr, die den Vietnamkrieg verteidigen. Aber eigentlich meinen sie das, wenn sie von einer muskulösen Außenpolitik sprechen, vom Bombardieren des Balkans, vom Sturz Saddam Husseins.

STANDARD: Steht Barack Obama nicht für das Bemühen, den 1968 entstandenen Riss zu kitten?

Hayden: Was seine außenpolitischen Berater angeht, da bin ich skeptisch. Einer von ihnen ist Zbigniew Brzezinski. Der hatte 1968 die Unruhen zum Todesröcheln der historisch Irrelevanten erklärt. Obama selbst will sich als Zentrist positionieren. Aber ich würde ihn bei anderen Fragen unterstützen. Vor allem hat er eine unglaubliche Graswurzelbewegung der Jungen geschaffen. Im Bunde mit den Afroamerikanern ist das eine mächtige Koalition. Niemand in dieser Bewegung will Krieg gegen den Iran oder Pakistan führen, glaube ich. Obama vielleicht.

STANDARD: Meinen Sie das im Ernst?

Hayden: Er hat ja gesagt, dass er versuchen würde, Al-Kaida in Pakistan zu zerstören, wenn es Geheimdienstkenntnisse gebe, nach denen man handeln könne. Da sehe ich keinen großen Unterschied zu Hillary Clinton. Die Antikriegsbewegung befindet sich in einer schwierigen Lage.

Obama und Clinton sagen beide: Beenden wir den Krieg im Irak. Obama verbindet das mit einem Rückzug binnen 15 bis 18 Monaten, Clinton hat keinen Zeitplan. Beide lassen die Möglichkeit offen, dass US-Militärs Berater der Iraker bleiben. Dasselbe passierte in der Endphase des Vietnamkrieges. Was Obama und Clinton vorschwebt, ist nicht der vollständige Rückzug aus dem Irak, wie ihn Kriegsgegner fordern.

STANDARD: Die heutige Antikriegsbewegung scheint leiser zu sein als jene gegen den Krieg in Vietnam ...

Hayden: Da bin ich mir nicht so sicher. Unsere Gedanken werden manipuliert durch die Erinnerungen, wie sie uns die Medien vermitteln. Wir erinnern uns an die Schüsse auf Rudi Dutschke, an Joschka Fischer, wie er gegen Polizisten kämpfte. Es scheint, als wäre das der wahre Kampf. Aber gerade wegen 1968 hat sich so vieles verändert.

Eine Friedensgruppe wie Move On sammelt heute in zwei Jahren hundert Millionen Dollar an Spenden. Das ist mehr, als die gesamte Friedensbewegung in der US-Geschichte vorher je zusammenbekam. Nimmt man die Umfragen, so gelangte die öffentliche Meinung im Falle des Irak schneller als im Falle Vietnams zum Schluss, dass der Krieg ein Fehler ist. Obwohl im Irak fünfzehnhundert weniger Amerikaner starben als in Vietnam. Obwohl es heute, anders als damals, keine Wehrpflicht gibt.

STANDARD: Woran liegt das?

Hayden: Ohne die Erfahrung Vietnam wäre die Stimmung kaum so schnell gegen den Irakkrieg umgeschlagen.

Es stimmt, es klebt kein Blut auf den Straßen. Die Antikriegsgefühle sind aber stärker als 1968.

STANDARD: Ist also nur die Form des Protests eine andere?

Hayden: Sicher, denn diesmal rebellieren wir nicht als Außenseiter, sondern versuchen es innerhalb des Systems. Im Augenblick glauben die meisten, dass sie den Krieg beenden, indem sie einen neuen Präsidenten wählen. Es ist die Hoffnung, dass sich innerhalb der Strukturen etwas verändert, eine Hoffnung, die wir 1968 nicht mehr hatten.

STANDARD: Wie lange wird diese Hoffnung anhalten?

Hayden: Wenn John McCain Präsident wird, wird man eine sehr rasche Mobilisierung der Aktivisten erleben. Werden es Obama oder Clinton, erleben wir zunächst eine Mobilisierung der Erwartungen. McCain bedeutet: Proteste in Washington schon ab Januar 2009, eine Kraftprobe zwischen Präsident und Parlament. Auch bei Obama oder Clinton werden die Menschen auf die Straße gehen, aber mit der Botschaft: Mr/Mrs President, tun Sie jetzt das Richtige.

STANDARD: Sind Sie als Achtundsechziger enttäuscht, dass es heute beim Protestieren so zahm zugeht?

Hayden: Es gibt heute Möglichkeiten, innerhalb der Strukturen zu protestieren, die wir damals nicht hatten. YouTube, das ist unglaublich. Wenn du was Wichtiges verbreitest, können das in einer Woche eine Million Menschen sehen. Man könnte einwenden, die YouTube-Generation sollte auf die Straßen gehen. Aber das wäre so, als würde man fordern, Perücken zu tragen, nur weil die Gründerväter Perücken trugen.

CHRONOLOGIE

■ **Studienjahr 1964/1965: Free Speech Movement in Berkeley** Erstes Aufbegehren der Studenten auf dem Campus der University of California in Berkeley. Sie fordern, dass das Verbot politischer Aktivitäten auf dem Uni-Gelände fällt und berufen sich auf ihr Recht zur freien Rede.

■ **23. Juli 1967: Rassenunruhen in Detroit** Nach einer Razzia kommt es in Detroit zu Ausschreitungen. Junge Schwarze beginnen zu plündern, die Nationalgarde wird eingesetzt. Erst nach fünf Tagen sind die Unruhen unter Kontrolle. 43 Menschen sterben, knapp 500 werden verletzt.

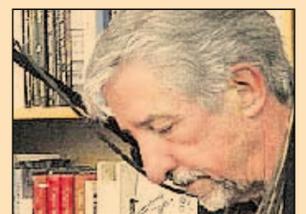
■ **4. April 1968: Martin Luther King wird ermordet** In Memphis/Tennessee stirbt der Baptistenpastor und Bürgerrechtler auf dem Balkon des Lorraine Motels bei einem Schussattentat. In mehr als 100 US-Städten brechen Unruhen aus.

■ **5. Juni 1968: Attentat auf Robert F. Kennedy** Der Präsidentschaftswerber gewinnt die demokratische Primary in Kalifornien. Nach seiner Siegesrede im Hotel Ambassador in Los Angeles wird der Bruder John F. Kennedys angeschossen. Er erliegt einen Tag später seinen Verletzungen.

■ **26.–29. August: Demokratischer Nominierungsparteitag** Die demokratische Partei ist wegen des Vietnamkrieges tief gespalten. In Chicago kommt es zwischen Demonstranten und Polizei zu schweren Zusammenstößen. Bürgermeister Daley lässt ganze Stadtbezirke abriegeln, es kommt zu Massenverhaftungen.

■ **5. November 1968: Richard M. Nixon gewinnt die Präsidentschaftswahl** Der Republikaner und ehemalige Vizepräsident unter Dwight D. Eisenhower setzt sich klar gegen den Demokraten Hubert Humphrey und George Wallace von der American Independent Party durch. (red)

ZUR PERSON



Tom Hayden, 1939 in Detroit geboren, zählte zu den herausragenden Köpfen der Bürgerrechts- und Friedensbewegung. 1961 gründete er die linke Studentenorganisation Students for a Democratic Society. 1965 reiste er nach Hanoi, einen Dialog mit der „anderen Seite“ im Vietnamkrieg beginnend. Hayden gehörte zu den „Chicago Seven“, die 1968 beim demokratischen Parteikongress Antikriegsdemos anführten, verhaftet und vor Gericht gestellt wurden. Kurz war er mit der Schauspielerin Jane Fonda verheiratet. Von 1982 bis 2000 war er Parlamentsabgeordneter in Kalifornien. (fh)

Obama sammelte zweimal mehr Spenden im März als Clinton

Clintons Vorsprung in Pennsylvania wird kleiner

Washington – Der demokratische US-Präsidentschaftsbewerber Barack Obama hat im März gut 40 Mio. Dollar (25,5 Mio. Euro) an Spenden eingenommen, wie sein Wahlkampfmanager am Donnerstag mitteilte. Damit blieb er zwar um etwa 15 Mio. Dollar hinter seinen Rekordeinnahmen vom Vormonat zurück, erhielt aber doppelt so viel wie seine Rivalin Hillary Clinton. Die Ex-First-Lady gab zwar ihr Spendenaufkommen im März noch nicht offiziell bekannt, aber dem Nachrichtensender CNN zufolge nannten Mitarbeiter die Summe von 20 Millionen Dollar.

Der Senator hat damit in diesem Jahr bereits 131 Millionen Dollar gesammelt, Clinton kommt hingegen „nur“ auf insgesamt knapp 70 Millio-

nen Dollar. Die nächste Runde bei den demokratischen Vorwahlen findet am 22. April in Pennsylvania statt. Dort geht es um gut 160 Delegierte. In Umfragen liegt Clinton noch vorn, aber ihr Vorsprung hat sich in den vergangenen Wochen verringert.

Obama, der insgesamt bei der Zahl der Delegiertenstimmen für den Nominierungsparteitag der Demokraten im Spätsommer führt, hat dank seines finanziellen Polsters eine massive TV-Kampagne in diesem Bundesstaat gestartet. Bisher hat er dort viermal so viel Geld in den Wahlkampf gesteckt wie Clinton, deren Wahlkampfmanager aber vehement bestreitet, dass es eine finanzielle Krise gebe. (Reuters)

Reiche geben Armen weit weniger

Industrieländer leisteten 2007 um über 8 Prozent weniger Entwicklungshilfe

András Szigetvari

Wien/Paris – Reiche Länder haben 2007 weit weniger für Entwicklungszusammenarbeit (EZA) ausgegeben als noch im Jahr davor. Die Ergebnisse sind nicht ganz so desaströs wie sie auf den ersten Blick scheinen, aber die internationale Gebergemeinschaft bleibt weit hinter den selbst-aufgelegten Verpflichtungen zurück. Das geht aus den von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) am Freitag in Tokio präsentierten EZA-Statistiken hervor. Die EZA-Mittel der 22 wichtigsten Geberländer gingen demnach 2007 um 8,4 Prozent zurück.

Der massive Rückgang liegt vor allem an dem Ende größerer Entschuldungsprogramme für den Irak und Nigeria. Ohne die Einrechnung der

Veränderungen bei der Entschuldung ist der Gesamttrend daher leicht (2,4 Prozent mehr EZA-Ausgaben 2007 als 2006) positiv. Insgesamt gaben die Industrienationen 103,7 Milliarden Dollar für EZA aus.

Allerdings verfehlten die Staaten nach beiden Berechnungsarten die von ihnen in den vergangenen Jah-

Wer wie viel zahlt

	Entwicklungshilfe 2007 in % des BNP*	Veränderung zu 2006	Veränderung ohne Entschuldungen
Schweden	0,93	-2,6	+3,4
Österreich	0,49	+7,6	+6,3
Spanien	0,41	+33,8	+47,6
Deutschland	0,37	+5,9	+9,8
Japan	0,17	-30,1	-24,0
USA	0,16	-9,9	-3,5
Durchschnitt	0,28	-8,4	+2,4

Quelle: OECD *Bruttonationalprodukt DER STANDARD

rem gemachten Zusagen. Auf europäischer Ebene wurde 2005 beschlossen, dass die EU-Mitgliedstaaten bis 2010 ihre EZA auf 0,51 Prozent ihres Bruttonationaleinkommens anheben. Davon sind sie weit entfernt, die EZA-Quote sank auch in Europa. Ein ähnliches Bild auch auf anderer Ebene: Öffentlichkeitswirksam verkündeten die G8-Staaten vor drei Jahren im schottischen Gleneagles eine Anhebung der EZA.

Bis heute wurde aber erst die Hälfte der zugesagten Mittel bereitgestellt. Da nur mehr wenige noch entschuldete Länder übrigbleiben und Schuldenstreichungen bei anderen, wie dem Sudan, nicht opportun erscheinen, lassen sich die Bilanzen auch auf diesem Weg nicht aufbessern. Dieses Problem wird bald auch Österreich betreffen, das derzeit im Vergleich zum Vorjahr gut dasteht.

„Keine gewalttätige Bewegung endet friedliebend“

Studentenrevolte 1968 hinter dem Eisernen Vorhang: Mit Adam Michnik – damals ein „Rädelsführer“, heute einer der führenden Intellektuellen Polens – sprach Gabriele Lesser.

STANDARD: Haben Sie 1968 je mit Steinen auf Milizionäre geworfen?
Michnik: Mit Steinen?

STANDARD: Oder vielleicht Polizeiautos angezündet?

Michnik: Nein, ich habe eine Obsession gegen Gewalt. Ich komme ja aus einem sehr linken, sogar kommunistischen Milieu. Da lag schon früh die Frage nach dem Stalin-Terror und dessen Ursachen auf der Hand. Wer mit Gewalt eine Bastille stürmt, hat oft kein anderes Ziel, als neue Gefängnisse zu bauen. Davor hatte ich immer Angst und also nie Steine geworfen oder etwas angezündet.

STANDARD: Aber war das 1968 ein Thema in Polen? Gewalt im politischen Kampf einzusetzen – so wie in den USA und in Westeuropa?

Michnik: Wir haben das durchdiskutiert, ja. Als ich 1969 aus dem Gefängnis kam, wollte mich ein Bekannter davon überzeugen, dass unsere Studentenbewegung nur deshalb gescheitert sei, weil wir keine Polizeiautos angezündet hätten. Aber ich war immer dagegen. Keine gewalttätige Bewegung endet friedliebend und tolerant.

STANDARD: Was bekamen Sie damals hinter dem Eisernen Vorhang vom Vietnamkrieg mit?

Michnik: Die offizielle Presse Volspolens war sehr antiamerikanisch. Dennoch hatten wir den Eindruck, dass die Berichte glaubwürdig waren. Leute wie ich sympathisierten stark mit der Bewegung gegen den Vietnamkrieg.

STANDARD: In Polen protestierten die Studenten 1968 gegen die Absetzung eines Theaterstücks. Konnte man damit das System verändern? Was war daran revolutionär?

Michnik: (lacht) Adam Mickiewicz ist ein Sacrum! Unseren großen Freiheitsdichter rührt man nicht an! Das

Ganze eskalierte nur deshalb, weil die Partei die Warschauer Studenten mit Gewalt auseinander trieb, weil sie mit Repressionen antwortete. Daraufhin geriet die ganze studentische Welt Polens in Aufruhr.

STANDARD: Der Protest brach auch Iherwegen aus. Was war passiert?

Michnik: Anfang März 1968 ließ mich der Bildungsminister gegen jedes Recht von der Uni feuern. Einfach so. Ohne jede Begründung! Aus und vorbei mit dem Studium.

STANDARD: Wie, ohne jeden Grund?

Michnik: Nun ja. Ich hatte schon vorher Probleme. Die Opposition an der Uni gab es damals bereits seit einigen Jahren. Als die Partei 1965 die Uni-Assistenten Jacek Kuron und Karol Modzelewski verhaften ließ, war dies der Wendepunkt. Auch ich landete 1965 hinter Gittern. Aber nur für kurze Zeit. Ich wurde schnell wieder freigelassen. Wir begannen uns zu organisieren. Als die „Totenfeier“ abgesetzt wurde, demonstrierten wir gegen die Zensur. Ich flog von der Uni und wurde wieder verhaftet.

STANDARD: Warum Sie?

Michnik: Henryk Szlajfer und ich hatten im Jänner dem Warschauer *Le Monde*-Korrespondenten von den Studentenprotesten erzählt und vom Parteiaustritt der Professoren Brus und Bauman. Das waren damals wichtige Leute an der Uni. Darauf erschien in *Le Monde* ein Artikel, der uns im März zum Vorwurf gemacht wurde. Wir seien Querulanten, würden ständig die Hochschulgesetze brechen und seien daher von der Uni zu werfen.

STANDARD: Wie ging es weiter?

Michnik: Ich saß anderthalb Jahre im Gefängnis. Dann musste ich zwei Jahre als Schweißer in der Warschauer Rosa-Luxemburg-Fabrik arbeiten. Die Partei wollte damals, dass ich Polen verlasse, dass ich emigriere. Aber ich wollte nicht. Es dauerte noch ein Jahr. Erst dann erlaubten sie mir, als Externer an der Uni Posen mein Studium zu beenden.

STANDARD: Nach der Studentenrevolte inszenierte die polnische KP im März 1968 eine antisemitische Hetzkampagne. Über 15.000 Juden und Intellektuelle mussten Polen verlassen. Woher kam – nach der Erfahrung des Holocaust – plötzlich wieder der Antisemitismus in Polen?

Michnik: Der 68er-Antisemitismus in



März 1968: Die Polizei zerstreut eine Studentendemonstration nahe der Warschauer Universität. Polens kommunistische Partei reagierte in der Folge mit einer antisemitischen Kampagne, die 15.000 Juden aus dem Land trieb.

Foto: AP

Polen erfüllte zwei Aufgaben. Zum einen diente er der Parteisäuberung. Zum anderen hoffte der nationalistische Flügel in der Partei auf einen Popularitätsgewinn im traditionell antisemitisch eingestellten Lager der nationalen Rechten, der sogenannten *Endecja*. Auch der Sechstagekrieg Israels spielte eine Rolle. Offiziell unterstützte Polen die proarabische Linie Moskaus. Gegner im parteiinternen Machtkampf konnten mit der antisemitischen Rhetorik leicht zur Strecke gebracht werden.

STANDARD: Spielte der Prager Frühling auch eine Rolle?

Michnik: Durchaus! Die polnischen Kommunisten hatten Angst, dass das Tauwetter bei den Nachbarn wie eine Welle in den eigenen Apparat schwappen könnte, mit völlig unabherrschbaren Folgen. Also schlugen sie mit voller Kraft auf die demokratisch-liberale Intelligenz ein. Das bleibt ein Schandfleck in der polnischen Geschichte. Niemals zuvor und niemals danach hat sich eine kommunistische Partei den Antisemitismus auf ihre Fahnen geschrieben.

STANDARD: Nach dem März 1968 emigrierten viele Juden aus Polen, gezwungenenmaßen, manche auch freiwillig. Haben Sie nie daran gedacht, ebenfalls zu emigrieren?

Michnik: Als sie mich im Gefängnis fragten: „Emigrieren Sie nach Israel?“, habe ich geantwortet: „Ja, einen Tag, nachdem Sie nach Moskau emigriert sind.“ Das ist doch eine Frechheit. Wie kann man einen Menschen so etwas fragen? Mein Platz ist hier. Das ist mein Land. Mein Vaterland.

STANDARD: Man konnte für Polen auch viel vom Ausland aus tun, oder nicht?

Michnik: Aber das hat nichts mit der ethnischen Herkunft zu tun. Seit Hitler meine Eltern und Großeltern, meine ganze Familie als Juden qualifizierte, die sich für den Ofen eignen, gebe ich niemandem das Recht, mich so zu qualifizieren.

STANDARD: Sie sagten einmal, dass die Studentenrevolte im Westen nichts anderes gewesen sei als ein „Generationenerlebnis“. Sehen Sie das heute immer noch so?

Michnik: Ja, für meine Altersgenossen im Westen war der Hauptbezugspunkt der Vietnamkrieg. Für uns war es die Tschechoslowakei. Das ist ein prinzipieller Unterschied. Wir haben für die Freiheit gekämpft. Die Studenten im Westen hingegen kämpften gegen den Kapitalismus. Der Unterschied war also ein prinzipieller. Für uns waren die Hauptfeinde die in Warschau und Moskau regierenden Kommunisten, nicht aber die USA und deren Krieg gegen Vietnam.

STANDARD: Eines Ihrer Bücher trägt den Titel „Wut und Scham“. Sie beschreiben darin den langen Kampf Polens um die Freiheit. Denken Sie nicht, dass die protestierenden Studenten im Westen das gleiche fühlten? Wut und Scham?

Michnik: Es gab sicher auch Ähnlichkeiten zwischen unseren Studentenrevolten. Mental und emotional. Nur führte der Protest in Polen niemals zur Barbarei, zur Vernichtung von Bibliotheken wie in Berkeley oder zum Terrorismus wie in Deutschland. Aber ich habe das damals noch

nicht so verstanden. Mich schmerzte vor allem die fehlende Sensibilität für die Prozesse der Demokratisierung in Mittel- und Osteuropa. Nicht einmal nach der Intervention der Warschauer-Pakt-Staaten in der Tschechoslowakei gab es im Westen eine große antisowjetische Demonstration. Das war für mich unglaublich bitter.

STANDARD: Was für Folgen hatte die 68er-Studentenrevolte in Polen? Wie ist Ihre persönliche Bilanz?

Michnik: Einerseits haben wir 1968 verloren. Aber zweieinhalb Jahre später fiel das Regime Gomulkas durch die Streiks der polnischen Arbeiter an der Ostseeküste. Sechs Jahre später entstand das Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (KOR). Wieder vier Jahre später entstand die Gewerkschaft Solidarität. Und neun Jahre später hatten wir ein freies Polen. In diesem Sinne fällt die Bilanz positiv aus.

Andererseits sind der Antisemitismus und der Hang zum Autoritären und Megalomanen immer noch sehr lebendig. 1968 konfiszierte die Partei den Freiheitsdichter Mickiewicz. Knapp vierzig Jahre später wollte der polnische Bildungsminister Gombrowicz ihn von der Liste der Schullektüre streichen. Der Antisemitismus wird heute nicht mehr von Parteikommunisten verbreitet, sondern von Geistlichen wie Tadeusz Rydzik und Radio Maryja. In diesem Sinne fällt die Bilanz negativ aus. Was bleibt, ist die Erkenntnis, dass die einmal erkämpfte Demokratie nicht auf ewig gegeben ist. Wir müssen sie jeden Tag aufs Neue verteidigen.

In den Fußstapfen eines revolutionären Vaters

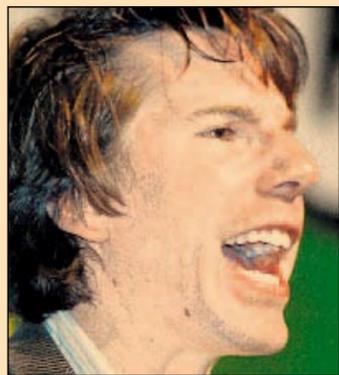
Marek Dutschke, Sohn des Studentenführers Rudi Dutschke, hätte einige kritische Fragen an seinen Vater

Birgit Baumann

Wer mit Marek Dutschke verabredet ist, muss vorab nicht nach Erkennungsmerkmalen fragen. Der Sohn des Studentenführers Rudi Dutschke sieht seinem Vater so ähnlich, dass viele nicht mehr ganz junge Leute noch heute irritiert zweimal hinschauen und dann zu tuscheln beginnen. Marek ist es gewohnt. „Ich kann meinen Namen ja nicht verleugnen“, sagt er. Der berühmte Name begleitet ihn in Deutschland auf Schritt und Tritt – wengleich er seinen Vater nie kennen gelernt hat.

Rudi Dutschke starb am 24. Dezember 1979 an den Folgen eines Attentats, das im April 1968 auf ihn verübt worden war. Die Hintergründe wurden nie ganz aufgeklärt, viele Studenten machten die Springer-Presse dafür verantwortlich, die monatlang gegen die Studentenbewegung geschrieben hatte. Dutschkes Sohn Rudi-Marek kam am 16. April 1980 zur Welt und 40 Jahre nach 1968 ist „der Rudi“, wie Marek seinen Vater nennt, präsent denn je.

Kaum eine Diskussion über die Studentenproteste kommt ohne die Erwähnung Rudi Dutschkes aus. „Er hatte sehr viel Mut. Sich hinzustellen und vor den Massen zu reden, das muss man sich ja erst einmal antun“, sagt der 27-Jährige über seinen Vater. Als „Fortschritt für die Demokratie“



Marek Dutschke, Spross des Studentenführers, war bei den Grünen politisch aktiv. Foto: Action Press / Contrast

sieht er außerdem Dutschkes lautstarkes Eintreten für die „kulturelle und sexuelle Befreiung“.

Marek selbst hat auch schon einen kleinen Ausflug in die Politik hinter sich. 2003 kam er aus den USA, wo er Politikologie studierte, nach Berlin und wollte 2005 gleich auf dem Spitzplatz der Berliner Grünen in den Bundestag. Es hat nicht geklappt, die Grünen wollten dem jungen Dutschke keinen Prominentenbonus gewähren. Heute ist Marek darüber ganz froh. An die „endlosen Debatten“ erinnert er sich nicht gerne. Er wollte lieber etwas gestalten, ist ungeduldig wie der Vater und schließt jetzt sein Politikologie-Studium ab. Ob Rudi heute bei den Grünen wäre? Marek ist sich nicht sicher: „Er wäre nicht so kompromissbereit gewesen wie Joschka Fischer.“ Außenminister wäre Rudi Dutschke also nicht geworden. „Vielleicht hätte er später an der Uni gelehrt“, sagt Marek. Sicher ist nur eines: „Im Schaukelstuhl mit der Katze auf dem Schoß hätte er seine Rente sicher nicht gegessen.“

Mit seiner Mutter Gretchen Klotz

spricht Sohn Marek kaum über den prominenten Vater. Seine Kenntnisse hat er aus Büchern und Gesprächen mit Rudis Freunden, die immer ein offenes Ohr für ihn haben.

Würde Rudi Dutschke heute noch leben, dann hätte Marek schon einige Fragen an ihn. Etwa ob er ein „gläubiger Marxist“ gewesen sei. Und er hätte den Vater gefragt, warum er sich nicht eindeutiger von Gewalt distanziert hat. „Gewalt gegen Sachen“ fand Dutschke Senior ja in Ordnung, weswegen er 40 Jahre nach den Protesten vom Historiker Götz Aly als Wegbereiter der RAF bezeichnet wird. Das sei „Unsinn“, meint Marek, wengleich er einräumt, dass sein Vater wohl „kein Pazifist“ war. Eines aber wisse er sicher: „Er hat Andreas Baader gar nicht gekannt und Ulrike Meinhof nur flüchtig.“

A propos kennen. Manchmal beneidet Marek seinen älteren Bruder und seine ältere Schwester. Die haben Rudi Dutschke noch persönlich als Vater erleben dürfen. Doch andererseits haben sie nach seinem Tod auch den größeren Schmerz erlebt.

ZUR PERSON



Adam Michnik, geboren 1946, ist Chefredakteur der linksliberalen *Gazeta Wyborcza* und einer der bedeutendsten polnischen Publizisten. Seine Dissidentenlaufbahn begann 68 bei den Warschauer Studentenprotesten. Nach den Streiks 76 gehörte Michnik zu den Mitgründern des „Komitees zur Verteidigung der Arbeiter“ (KOR). Von 1980 an unterstützte er die unabhängige Gewerkschaft Solidarität. Nach den Verhandlungen am Runden Tisch 89 gab Michnik im Auftrag von Lech Walesa die Wahlkampfzeitung *Gazeta Wyborcza Solidarność* („Wahlzeitung Solidarität“) heraus, aus der sich Polens größte Tageszeitung entwickelte. Foto: Newald

Mai '68 und die Komplexe der Rechten

Die Ereignisse von Paris im Mai vor 40 Jahren leben weiter – zumindest im Kopf von Nicolas Sarkozy, der mit Feuereifer mit dem Erbe und dem Mythos des Aufbruchs von damals ein für allemal Schluss machen will.

Stefan Brändle aus Paris

Wahlkampf, April 2007. 20.000 Sarkozy-Anhänger waren in den Pariser Mehrzwecksaal Bercy gekommen, um von „ihrem“ Präsidentschaftskandidaten zu hören, wie er die Zukunft Frankreichs gestalten wollte. Und sie waren verblüfft. Denn Nicolas Sarkozy sprach kaum von der Zukunft, sondern von den Pariser Maiunruhen von 1968. „Die Erben des Mai '68 haben die Idee durchgesetzt, dass alles gleich war, dass es keinen Unterschied gibt zwischen Gut und Böse, zwischen Wahrem und Falschem, Schönem und Hässlichem“, begann Sarkozy seine Tirade. „Sie versuchten glauben zu machen, dass das Opfer weniger zählte als der Täter. Sie proklamierten, dass alles erlaubt sei, dass es keine Autorität und keinen Respekt mehr gäbe.“ Es kam noch mehr: „Schaut, wie das Erbe des Mai '68 den Zynismus in die Gesellschaft brachte! Schaut, wie die Werte des Mai '68 den Kult um das Geld, den schnellen Gewinn, die Spekulation unterstützten!“ Mai '68, erieferte er sich weiter, sei mitschul-

dig am „Kapitalismus der goldenen Fallschirme, der Abfindungen und der Gauner-Patrons“.

Sarkozy schwitzte immer stärker. „Schaut sie an, diese Linke, Erbin des Mai '68, die vorgibt, den Service Public zu lieben, aber nie öffentliche Verkehrsmittel nimmt; diese Linke, die die staatlichen Schulen so liebt, dass sie ihre Kinder in private Schulen steckt; diese Linke, die die Banlieue liebt, aber nie dort wohnen würde.“



Moral und Nation

Viele Anhänger applaudierten begeistert, andere eher geniert ob der Aggressivität in Sarkozys Stimme. „Ich biete den Franzosen an, mit den Ideen des Mai '68 wirklich zu brechen, ich schlage ihnen vor, in der Politik wieder an die Moral anzuknüpfen, an die Autorität, die Arbeit, die Nation. Die Ideologie des Mai '68 wird an jenem Tag tot sein, an dem es die Gesellschaft wagt, jeden an seine Pflichten zu erinnern.“ Tags darauf reagierte der deutsch-französische 68er-Held Daniel Cohn-Bendit: „Sarkozy gräbt seinen 40 Jahre alten



Moral, Autorität, Arbeit, Nation. So tönte Nicolas Sarkozy im Wahlkampf. Der französische Präsident will den Werten von 1968 den Garaus machen und sieht Freiheit als persönlichen Lebensstil. Fotos: Reuters



Groll aus.“ Fotos zirkulierten von dem langhaarigen Jurastudenten Sarkozy (Jahrgang 1955), der in den Siebzigerjahren an der Pariser Universität als einer von wenigen konservative Standpunkte vertreten hatte und sich ab und zu mit den Fäusten gegen Vollversammlungs-Organisatoren durchboxte.

Folgt nun, 40 Jahre später, seine Revanche? Auf jeden Fall zeigt Sarkozys vehemente Rede, wie schwer sich sein Land nach wie vor mit der Studentenrevolte von 1968 tut. „Die französische Gesellschaft schwankt zwischen Faszination und Ablehnung und schafft es nicht, die richtige Distanz zu finden und den Mai '68 in seine Geschichte zu integrieren“,

meint der Soziologe Jean-Pierre Le-Goff.

In Wirklichkeit sind die Fronten gar nicht so klar. Sarkozy trage selbst Züge eines „verhinderten 68ers“, stellte Cohn-Bendit lachend fest: „Zum dritten Mal verheiratet, nimmt der Präsident den Slogan vom ungehemmten Genießen selbst auf, wenn er mit Topmodels Jachtturns unternimmt und sich keinen Deut darum schert, was die Leute darüber denken.“ Der Philosoph Pascal Bruckner meinte sogar, dass Sarkozys Kandidatur „ohne 1968 kaum denkbar“ gewesen wäre, zumal er ein Immigrantensohn sei.

Doch warum birgt der „mai“ heute noch solche Sprengkraft? Viel-

leicht, weil die Rechte die Revolte wegfegte, aber am Schluss doch als moralische Verliererin dastand. Die Gaullisten gingen am 30. Mai 1968 in Paris zu Hunderttausenden gegen die „chienlit“ – so bezeichnete Charles de Gaulle die Herrschaft des Pöbels und der Pflastersteine – auf die Straße und gewannen die vorgezogenen Wahlen im Juni 1968 haushoch. Aber sie konnten nicht verhindern, dass die Revolte einen gesellschaftlichen Aufbruch auslöste, der in gerader Linie zum Wahlsieg des Sozialisten François Mitterrand 1981 führte. Wenn die Konservativen zu reagieren suchten, wurden sie nur in die Nähe des Vichy-Slogans „Arbeit, Vaterland, Familie“ von Marschall Pétain gerückt.

Alte Rechnungen

Heute schämt sich die französische Rechte nicht mehr. Sie ist seit Sarkozy nicht nur „décomplexée“, sondern fühlt sich der stolzen „gauche“, der Linken, erstmals überlegen. Jetzt begleicht Sarkozy sein alte Rechnung mit den angegrauten „Maos“, „Trotzkos“ und Parteikommunisten.

Er drischt aber nur auf eine Utopie ein, die längst umgesetzt ist oder sich in Luft aufgelöst hat. Das Vordenkerblatt *Le Monde* ist nur amüsiert, wenn es die Superabfindungen der Unternehmensbosse auf Mai '68 zurückführt. Sarkozys „Anti-68-Fieber“ bewirkt sogar in bürgerlichen Kreisen Kopfschütteln: Der wertkonservative Ex-Erziehungsminister Luc Ferry bezeichnet Sarkozys Bildungsreform als „Schulpopulismus“. Frankreichs Schüler sollen mehr lesen und schreiben, beim Eintreten des Lehrers aufstehen und die Nationalhymne auswendig lernen. Der Pädagoge Philippe Meirieu meint, das gleiche einem „Diskurs von Pétain“. Es scheint, als wollte die Rechte ihre Komplexe selbst nicht loswerden.

„Totaler Bruch mit dem konservativen Frankreich“

Irgendwie ist der französische Präsident doch ein 68er, meint der Philosoph André Glucksmann im Interview

Stefan Brändle

STANDARD: Sie behaupten, der Öffnungs- und Befreiungsprozess von „Mai 1968“ sei noch immer im Gang. Dauert er nicht schon etwas lange?

Glucksmann: Dafür ist nicht der Mai 68 verantwortlich, sondern der Konservatismus – und dieser betrifft in Frankreich die Linke wie die Rechte. Das zeigte sich jüngst beim gemeinsamen Appell aller gescheiterter Präsidentschaftskandidaten – etwa der Sozialistin Ségolène Royal, des Zentrumspolitikers François Bayrou, des Gaullisten Dominique de Villepin oder des Grünen Noël Mamère. Dieser Aufruf war gegen den Reformier Nicolas Sarkozy gerichtet und in zweifacher Hinsicht konservativ. Kritisiert wird zum einen Sarkozys lockerer Stil. Indem Sarkozy das Präsidentenamt „entheiligt“ und vom

Sockel holt, unterscheidet er sich von all seinen Vorgängern. Damit ist er eher ein 68er als seine linken Gegner. Zweiter Kritikpunkt ist Sarkozys Realpolitik.

STANDARD: Sie sehen in Sarkozy einen Erben des Mai '68, weil er die nationalen „Konservatismen“ bekämpft. Ist das nicht etwas gewagt?

Glucksmann: Sarkozy ist ein Teil der damaligen gesellschaftlichen Öffnung. Eine weitere Spätfolge war, dass eine Mehrheit der französischen Wähler 2007 einen Präsidenten wählte, der kein Vertreter des alten Frankreich ist. Deshalb waren Chirac oder Villepin zum Beispiel sicher, dass Sarkozy nie gewählt würde: weil er nicht wie sie aufs Land fährt, um den Kühen auf den Hintern zu klopfen; weil er zudem zweimal geschieden ist und Ausländerinnen heira-

tet – kurz, weil er kein fest verwurzelter Franzose ist, sondern ein Immigrantensohn.

Dass 53 Prozent einen solchen Kandidaten wählten, geht in direkter Linie auf Mai '68 zurück. Das ist ein totaler Bruch mit dem konservativen Frankreich.

STANDARD: Handelt der ehemalige Polizeiminister Sarkozy wirklich im Geist von '68, wenn er für Recht und Ordnung eintritt und Schüler die Nationalhymne absingen lässt?

Glucksmann: Das widerspricht natürlich den Ideen von damals. Umgekehrt ist Sarkozy der erste Staatspräsident Frankreichs, der im Rahmen einer parteipolitischen Öffnung 68er wie Kouchner mit einem wichtigen Ministerium betraut hat. Selbst unter Mitterrand hätte ein 68er nie einen solchen Posten erhalten.

STANDARD: Sarkozy wurde gewählt, weil die Franzosen einsehen, dass das Land Reformen braucht – aber nicht etwa Reformen à la Mai 68 ...

Glucksmann: Die meisten seiner Wirtschaftsprjekte wurden schon von Politikern gemacht, die nicht gerade als rechts gelten – von Blair in England, Schröder in Deutschland, den Sozialdemokraten in Schweden. Nur in Frankreich qualifiziert man diese Reformen als „rechts“, nur in Frankreich sagt man: „Die Rentenprobleme sind zwar gravierend, aber wir wollen keine Reform von rechts.“ Überall in Europa haben Sozialdemokraten solche Sozialreformen gemacht – doch die französische Linke hängt ihren alten Ideologien nach.

Sie hat ihren Wandel zu einer sozialdemokratischen Partei verpasst, da sie ihr ultralinkes Über-Ich nicht los wird.

ZUR PERSON



André Glucksmann, geb. 1937, gehört zu den bekanntesten Philosophen Frankreichs. Mit seinen jüdischen Eltern 1937 aus Deutschland geflohen, im Weltkrieg deportiert und entkommen, nahm der Maoist 1968 an der Mai-Revolte in Paris teil und wurde Mitglied der von Sartre unterstützten Gauche Prolétarienne. Nachdem er schon 1956 gegen den Sowjetmarch in Budapest angetreten war, wurde er unter Solschenizyns Einfluss zu einem entschiedenen Totalitarismus-Kritiker. Zuletzt erschienen: *Hass – Die Rückkehr einer elementaren Gewalt* (2004); mit seinem Sohn Raphaël *Mai 68 expliqué à Nicolas Sarkozy*. Foto: dpa

ÖSTERREICH AUF NEUEN WEGEN.
CITROËN C-CROSSER.

0% LEASING

3 JAHRE KEINE ZINSEN.

500 EURO CASHBACK

CITROËN C-CROSSER

Ab € 33.300,-

MOTOR-VARIANTEN

2.4i 170 PS (5-Gang manuell) ab	€ 33.300,-
2.4i 170 PS CVT (stufenloses 6-Gang-Automatikgetriebe) ab	€ 36.400,-
2.2 HDi 156 PS FAP ab	€ 34.300,-

Serienmäßig im Citroën C-CROSSER: vollautomatische Klimaanlage • zuschaltbarer Allradantrieb • elektrische Fensterheber vorne und hinten • CD-MP3-Radio • Tempomat • Zentralverriegelung mit Fernbedienung • zweigeteilte Heckklappe • höhenverstellbares Lenkrad • ABS mit EBV • ESP inkl. ASR • Front-, Seiten- und Kopfairbags • uvm.

CITROËN BANK
Finanzierung, mit der Sie gut fahren.

VERBRAUCH: 4,1-11,2 l/100 km. CO₂-Emission: 109-266 g/km. Symbolfotos. Unverbindlich empfohlene Richtpreise inkl. NoVA + USt. Gültig für Lagerfahrzeuge bei teilnehmenden Citroën-Partnern. Die Aktionsangebote sind an bestimmte Auslieferungsfristen gebunden. Ihr Citroën-Partner informiert Sie gerne. Abgabe nur an Privatpersonen. Druck- und Satzfehler vorbehalten. • 0% LEASING: 36 Monate Laufzeit, 30.000 km/Jahr, 35% Eigenleistung, 10% Restwert, evtl. Bearbeitungs- und gesetzlicher Rechtsgeschäftsgebühr. Gesamtbelastung = Aktions-Nettopreis + € 120,- Bearbeitungsgebühr. • 500,- Euro Cashback: gültig bei Kauf eines neuen Citroën PKW ohne Citroën Leasing. Ausnahmen: C6 sowie Jumpy- und Jumper-Busse. Citroën Bank ist ein Service der Banque PSA Finance, Niederlassung Österreich.

www.citroen.at
CITROËN empfiehlt TOTAL

CITROËN
NICHTS BEWEGT SIE WIE EIN CITROËN

„Lasst uns Freunde sein“

Mit George W. Bush spricht Wladimir Putin am heutigen Samstag in Sotschi über den US-Raketenschild.

Als Finalgast beim Nato-Gipfel in Bukarest gab sich der russische Präsident unerwartet versöhnlich.

Markus Bernath aus Bukarest

Am Ende gibt es die bestellte Frage. Ob er traurig sei oder erleichtert, will eine russische Journalistin von Wladimir Wladimirowitsch wissen, jetzt, wo er sich anschickt, zumindest als Präsident die internationale Bühne zu verlassen und auch die Medien, die er doch immer so gut mit Nachrichten versorgt hatte. Wladimir Putin tut nicht erst so, als ob er lange überlegen müsste. „Ich sehe dem Augenblick entgegen, an dem ich diese Bürde meinem Nachfolger übergeben kann“, behauptet der russische Staatschef – „die lang erwartete Freiheit!“. Es sind die letzten Worte, die beim Nato-Gipfel in Bukarest fallen und Putins Treffen mit den 26 Staats- und Regierungschefs der Allianz in unerwartet sanften Farben tauchen.

Das Finale am Freitag wäre fraglos anders ausgefallen, hätte die Nato, wie von US-Präsident George W. Bush gefordert, den früheren Sowjetrepubliken Ukraine und Georgien ein Beitrittsticket übergeben. Das ist nicht geschehen, oder zumindest nicht so, dass Wladimir Putin nun wieder den wilden Mann aus dem Kreml spielen müsste. „Es scheint mir, dass ich gehört worden bin“, sagt der russische Präsident, der in einem Monat, am 7. Mai, sein Amt an Dmitri Medwedew abgibt.

Moment des Überschlags

Auf seine berühmte Rede bei der Münchner Sicherheitskonferenz 2007 angesprochen, wo er dem Westen einen neuen Kalten Krieg angedroht hatte, weist Putin auf den anderen Rahmen in Bukarest hin – den Nato-Russland-Rat, den er 2002 selbst mitbegründet hatte. „Lasst uns Freunde sein, lasst uns offen sein“, sagt er nun in einem kurzen Moment des Überschlags. Ein neuer Kalter Krieg sei nicht möglich. „Weder Europa noch Amerika oder Russland haben irgendein Interesse, zur Vergangenheit zurückzukehren.“

Der „Kalte Krieg“ tauchte noch öf-



Für einen kurzen Augenblick trat die Nato in den Hintergrund, und die Kontraste waren weniger scharf: Russlands Präsident Wladimir Putin in sichtlich guter Laune beim Gipfel der Allianz in Bukarest. Foto: EPA/Silva

ters an diesem Tag auf. Bush habe den Begriff etwa in der Sitzung des Nato-Russland-Rats gebraucht und wiederholt, dass Russland „nicht mehr unser Feind“ sei, wie Spaniens Außenminister Ángel Moratinos später berichtete.

Solche gegenseitigen Versicherungen sind nötig geworden, so scheint es, weil den Europäern – allen voran den Deutschen – bewusst geworden ist, wie sehr die Streitthemen Osterweiterung, Kosovo und Raketenschild das Verhältnis zu Russland belasten. „Konstruktive Antworten“ erkannte Putin nun, ein „Bemühen um Transparenz“ beim geplanten Raketenschild. „Es war ein nicht ganz einfacher, aber sehr ertragreicher Gipfel“, resümiert der deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier.

Dabei hat sich an Russlands Kritik am Westen freilich nichts geändert. Eine neue Osterweiterung der Nato will Putin nach wie vor nicht akzeptieren: „Das Entstehen eines mächtigen Militärblocks an unseren Grenzen würde in Russland als direkte Bedrohung der Sicherheit unseres Landes betrachtet werden.“

derStandard.at/Nato-Gipfel

NATO-GIPFELBESCHLÜSSE

■ **Erweiterung** Kroatien und Albanien werden Nato-Mitglieder. Die Beitrittsprotokolle sollen Ende Juli unterzeichnet werden. Mazedonien wird in das Bündnis aufgenommen, sobald der Streit mit Griechenland um den Namen des Staates gelöst ist.

Auch Georgien und die Ukraine werden Nato-Mitglieder, allerdings bedarf es dazu einer „Phase intensiven Engagements“: Die Nato-Außenminister prüfen bei ihrem Treffen im Dezember, wie weit rechtsstaatliche Reformen vorangeschritten sind.

■ **Raketenschild** Die USA erhalten

von den Europäern politische Unterstützung für die Errichtung eines Raketenschildes. Tschechien und die USA unterzeichnen in der ersten Maiwoche ein Abkommen über den Bau eines Radars. Optionen für die Ausweitung des Schildes auf alle Nato-Länder werden „studiert“.

■ **Afghanistan** Frankreich entsendet erstmals ein Bataillon mit 700 Soldaten nach Ostafghanistan. Russland und die Nato schließen ein Abkommen zu Versorgungsflügen der internationalen Schutztruppe Isaf über russisches Territorium. (mab)

„Solidarität mit Serbien“: Jubel für Strache in Belgrad

FPÖ-Chef vergleicht den Kosovo mit Südtirol

Andrej Ivanji aus Belgrad

Mit „Pomoz bog“ (helfe Gott) begrüßte am Donnerstag Heinz-Christian Strache in serbischer Sprache das Publikum im randvollen großen Hörsaal der Technischen Universität in Belgrad. „Bog ti pomogao“ (Gott helfe dir) antwortete das Publikum mit dem traditionellen serbischen Gruß. Gleich nach den ersten Worten war klar, dass sich nach Peter Handke nun auch der FPÖ-Chef als ein Freund des serbischen Volkes etablieren würde.

Als solcher wurde Strache vom Moderator der Tribüne „EU, Mythos oder Wirklichkeit“ vorgestellt. Gastgeber war der serbische rechtsnationalistische Verband „Dveri Srpske“, der eng mit der orthodoxen Kirche verbunden ist.

„Als heimatbewusstem Österreicher ist es mir ein besonderes Anliegen, für das Recht anderer Völker einzutreten“, begann Strache seine Rede, die oft von frenetischem Applaus unterbrochen wurde. Die Unabhängigkeit des Kosovo sei ein Völkerrechtsbruch. Die EU habe dabei als „eine Marionette der USA mitgemacht“.

Strache verglich den Kosovo mit Südtirol, die Italiener mit den Albanern. Nur der Freiheitskampf der Südtiroler habe verhindert, dass Italien Südtirol endgültig an sich gerissen habe. Den Kosovo-

Serben habe man letztlich ihre Heimat entrisen. Man wolle den Stolz eines Volkes brechen, sagte Strache, und rief die Patrioten aller europäischen Völker auf, sich zu vereinigen.

Strache traf in Belgrad mit dem national-konservativen Minister für Infrastruktur, Velimir Ilić, und dem Chef der ultranationalistischen Serbischen Radikalen Partei (SRS), Tomislav Nikolić zusammen. „Serbien verdient unsere Solidarität“, sagte Strache zum STANDARD. Er sei überzeugt, dass die neuen Freundschaftsverhältnisse mit diesen Parteien weiter ausgebaut würden.

Unterdessen löste der Freispruch für den Ex-Premier des Kosovo, Ramush Haradinaj, vor dem Haager UN-Kriegsverbrechertribunal helle Empörung quer durch die politische Szene Serbiens aus. Sowohl prowestliche als auch nationalistische Politiker sprachen von einem „finsternen, schamlosen und skandalösen“ Urteil. Neun Zeugen seien ermordet worden, noch bevor sie gegen Haradinaj aussagen konnten, erklärte Serbiens Staatsanwalt für Kriegsverbrechen, Vladimir Vukčević.



„Der Kosovo ist Serbien“: H.-C. Strache in der TU Belgrad.



Fischers Bekenntnisse beim STANDARD-Gespräch: Gewalt war mein größter Fehler. Foto: Robert Newald

„Ich wurde windelweich gedroschen“

Auch der spätere deutsche Außenminister Joschka Fischer war gewalttätig

Wien/Berlin – Es hört nicht auf. Wo Joschka Fischer auch hinkommt, seine Zuhörer interessiert eines nach wie vor brennend: Wie konnte es passieren, dass der erste grüne Außenminister Deutschlands früher Polizisten verprügelt hat? Auch für Fischer war das Jahr 1968 prägend. „Ostern 1968 war ich zwar nicht gerade Gesinnungspazifist, aber völlig harmlos, mit einer dicken Brille auf der Nase“, erinnerte er sich bei einem STANDARD-Gespräch in Wien an die bewegte Zeit. Den ersten Stein aber hätten die anderen geworfen, beteuert er da: „Ich wurde von der Polizei windelweich gedroschen, obwohl ich nichts getan hatte.“

Später war der junge Fischer dann auch nicht mehr so zurückhaltend:

„Wenn man einmal eine Wut hatte und dann noch so eine gewisse Machodynamik reinkam – da fragte man sich, ob das immer so sein muss.“ Eine Waffe habe er nie getragen, beteuert Fischer, aber zu „Pflastersteinen und Holz“ habe er durchaus gegriffen, um sich zu verteidigen.

Jahrzehnte später war Deutschland dann schockiert, als ein Foto auftauchte, das Fischer zeigt, wie er auf einen uniformierten Polizisten einprügelt. „Widerstand als Rechtfertigungsideologie, damit man zu Gewalt greifen kann, das war auch meine Sache“, sagt er und erklärt gleichzeitig: „Das war der größte Fehler, für den ich geradestehen musste und für den ich auch gerade stand.“

Denn später, während manche 68er in den Terrorismus abdrifteten, wurde Fischer klar: „Der größte Fehler in den 70er-Jahren war, nicht begriffen zu haben, dass Gewalt nicht gerechtfertigt ist.“ Denn: „Freiheit gründet auf der Herrschaft des Rechts und nicht auf willkürlicher Gewalt.“ Der Bruch kam Mitte der 70er-Jahre, als Fischer sah, wie einige Kumpane sich dem Terrorismus verschrieben. „Ein reines Selbstmordkommando“ sei das gewesen. Er entschied sich für den Weg durch die Institutionen. (bau)



PANORAMA

Start von Terrorprozess um Flüssigbomben

London – Unter strengen Sicherheitsvorkehrungen hat im Londoner Strafgerichtshof Woolwich Crown Court am Freitag der Prozess gegen acht in England lebende Muslime begonnen, die dafür verantwortlich sind, dass Passagiere auf Flugreisen keine Flüssigkeiten mehr mitnehmen dürfen. Die Männer im Alter zwischen 23 und 29 Jahren waren am 10. August 2006 festgenommen worden, nachdem sie angeblich versucht hatten, Flüssigsprennstoff an Bord amerikanischer Maschinen mit US-Zielen zu schmuggeln. Ihnen wird Verschwörung zur Ermordung hunderter Fluggäste und zur Zerstörung von Verkehrsflugzeugen vorgeworfen. Die Männer leugnen diese Absicht. (dpa)

Deutsche Polizisten schulten illegal in Libyen

Berlin – Im deutschen Nordrhein-Westfalen wird gegen Polizisten ermittelt, die in Libyen illegal Sicherheitskräfte zur Terrorbekämpfung geschult haben sollen. Die laut Süddeutsche Zeitung aktiven und ehemaligen Spezialkommando-Angehörigen in Bielefeld, Köln und Essen sollen für ihre Tätigkeit bis zu 15.000 Euro bezogen haben. Landesinnenminister Ingo Wolf (FDP) sprach von „völlig inakzeptablem Verhalten“. Es seien bereits Disziplinarmaßnahmen eingeleitet worden. (Reuters)

Massengentests nach tödlichem Holzklotzwurf

Oldenburg – Um den Verantwortlichen für einen tödlichen Holzklotzwurf von einer Autobahnbrücke nahe der deutschen Stadt Oldenburg auf die Spur zu kommen, könnten bis zu 1200 jugendliche Einwohner der Stadt und ihrer Umgebung schon bald zu Gentests aufgefordert werden. Laut einem Bericht der Oldenburger Nordwest-Zeitung kämen alle 16- bis 20-Jährigen des Landkreises für den Test infrage. Am Ostersonntag hatten Unbekannte einen sechs Kilo schweren Klotz aus Pappelholz auf die A29 geworfen, der Klotz hatte eine 33-Jährige auf dem Beifahrersitz eines Autos erschlagen. (AFP)

Nur pflanzliche Kost: Baby starb, Eltern angeklagt

Paris – Ein französisches Elternpaar, das sich vegan, also ausschließlich von pflanzlichen Produkten, ernährte und dies auch bei ihrer kleinen Tochter so hielt, muss sich nach dem Tod des elfmonatigen Mädchens wegen Nahrungsentzugs und unterlassener Hilfeleistung vor Gericht verantworten. Die kleine Louise hatte nur noch fünf Kilo gewogen, als sie starb, ihren Eltern drohen bis zu 30 Jahre Haft. (dpa)

Piraten kapern Luxusyacht vor der Küste Afrikas

Warren – Eine französische Luxusyacht mit 30 bis 35 Besatzungsmitgliedern an Bord wurde von Piraten vor der Küste Somalias gekapert, berichtet die BBC. Das Schiff war ohne Passagiere auf der Fahrt in den Jemen gewesen. Über Lösegeldforderungen ist noch nichts bekannt. (red)

LEUTE

■ Das Kofferchaos im berühmtesten neuen Terminal 5 des Londoner Flughafens Heathrow hat ein erstes prominentes Opfer gefordert: Starmodell **Nao-mi Campbell** (Bild) verlor ob eines verschwundenen Gepäckstücks die Nerven – und wurde in Handschellen aus dem Flugzeug abgeführt. (dpa)



Foto: AP

■ Berlins berühmtester Freiseur, **Udo Walz** (63), will seinen langjährigen Freund heiraten. Das Jawort für **Carsten** (37) soll in kleinem Rahmen stattfinden. (AP)

„Wir wollten eine alternative neue Welt“

Die Zwillingsschwestern Gisela Getty und Jutta Winkelmann ließen in den Sixties und danach nichts aus – bis sie eine Alternative fanden. Michael Freund sprach mit ihnen über Kassel, Rom, Los Angeles und München.

STANDARD: Sie waren stark, Sie hatten einander, und Sie wollten, wie Sie, Gisela, schreiben, in der Phase, als Sie vor Zechen im Ruhrgebiet Flugblätter verteilten, „den Menschen des 21. Jahrhunderts schaffen“ helfen. Trotzdem sind Sie bald danach in eine Szene in Rom gegliedert, die sich irgendwo zwischen Unterwelt, Aristokraten, Drogensüchtigen und Jet Set abspielte oder alles auf einmal war. Nicht ungefährlich.

Gisela: Wir hatten gemerkt, dass (in der politischen Arbeit) viel Sozialromantik dabei war. Das ging so nicht mit den Studenten. Die Arbeiter haben nur gesagt, die spinnen. Aber es war eben eine Suche, die weiterging. Bei unserem ersten LSD-Trip am Meer in Sperlonga merkten wir den Unterschied zwischen den Erscheinungen und den viel tieferen Ursachen. Auf dieser Ebene wollten wir weitermachen.

STANDARD: Es ging dann wohl noch ein paar Jahre weiter, in Rom und dann in Kalifornien, und die Beschreibungen klingen weiterhin nicht nach Läuterung, sondern nach Oberfläche.

Jutta: Das wurde von uns nicht so gesehen.
Gisela: Und nicht so erlebt, als wir da drinsteckten. Allerdings ging nach 68 das ekstatische Fenster wieder zu, und viele Leute verzweifelten und nahmen schwerere Drogen – was wir nicht gemacht haben.

STANDARD: Wann haben Sie zum letzten Mal LSD genommen?

Gisela: Als ich nach Los Angeles kam, Anfang der Neunzigerjahre. Es war gut. Und da war noch Ayahuasca, eine Schamanendroge aus Brasilien. Das war nochmal sehr anders, stärker. Da bin ich meinem eigenen Tod begegnet.

Jutta: Ayahuasca kommt aus der indianischen Kultur, es ist eine sehr starke visionäre Droge.

Gisela: Wir hatten zuvor sechs Wochen lang gefastet, nur Tee getrunken, uns völlig gereinigt.

STANDARD: Im Juli 1973 wurde John Paul Getty III, der noch nicht 17-jährige Enkel eines der reichsten Männer der Welt, von der Mafia in Rom entführt. Sie kannten ihn gut, und Sie hatten vor der realen Tat mit der Idee

einer fingierten Entführung gespielt.

Gisela: Wir hatten damals viel rumgesponnen, Szenarien entwickelt und fanden das eine lustige Idee. Wir haben gemeint, der Großvater, der das Lösegeld hätte zahlen sollen, hätte das vielleicht ganz fantastisch gefunden und wir könnten eine Insel der Glückseligen schaffen, wo alle Leute hinkommen könnten, eine alternative neue Welt.

Jutta: Italien hat ja eine Entführungstradition, überhaupt damals. Wir haben das eher als revolutionären Akt ausgedacht, weil wir meinten, wir schaffen die neue Welt. Wir waren natürlich Utopisten und Träumer, Spinner.

Gisela: Nach dieser ekstatischen Zeit in Rom ging's sehr nach innen. Wir erkannten uns in Rainer (Langhans), der auch sehr ernsthaft weitergesucht hat. Er konnte uns etwas spiegeln, wo wir gesehen haben, da geht die Utopie weiter. Und auch heute leben wir in einem sozialen Experiment mit ihm.

Jutta: Dabei war das erst alles furchtbar, das war überhaupt nicht bunt bei ihm, es wirkte alles sehr asketisch. Er sagte aber dann etwas, das hat sich festgesetzt: Es muss so sein, dass man's nicht kennt, sonst ist es wieder das Gleiche. Dieser neue Weg, der muss für einen selbst schwierig sein, dass man sich dem nähert, was man ablehnt.

STANDARD: Rainer Langhans wurde sehr für eine Haltung kritisiert, die seine Gegner als „esoterischen Faschismus“ bezeichnet haben, für seine Äußerungen, dass man sich dem Faszinismus des Faschismus stellen müsse. Wie stehen Sie dazu?

Gisela: Er hat dazu zwei große dicke Bücher geschrieben, die nicht veröffentlicht worden sind und wo er versucht hat, der ganzen Sache auf die Spur zu kommen. Die politische korrekte Version der Aufarbeitung in Deutschland hat eben nicht alle Fragen beantwortet, und da hat er weitergeforcht.

Jutta: Bestimmte Bereiche sind immer noch sehr tabuisiert, man traut sich nicht, genau hinzugucken. Die politischen Erklärungen greifen eben nicht ausreichend. Hitler wollte ja, wenn man so will – man mag es kaum sagen –, einen Gottesstaat errichten.



„Wir waren Träumer, Utopisten, Spinner“, sagen die Zwillinge über ihre Zeit in Rom. Über das Leben in München: „Wir haben intensiven Austausch, dabei sind wir eingefleischte Individualisten.“
Oben: Gisela Getty, John Paul Getty III und Jutta Winkelmann, ca. 1973.
Unten: Jutta und Gisela vor kurzem in Wien.

Fotos: Claudio Abate, Heribert Corn

ZUR PERSON

Gisela Getty und Jutta Winkelmann (58), als Zwillinge geboren, aufgewachsen in Kassel. An der dortigen Kunsthochschule erste kreative und politische Arbeit. Gisela war mit Gerhard Büthenbender verheiratet, Jutta mit Adolf Winkelmann. Nach zeitweiliger Trennung Anfang der Siebzigerjahre in Rom. Längerer Aufenthalt Giselas in Kalifornien, Heirat mit Paul Getty. Seit Ende der Siebziger sind die beiden hauptsächlich in München (siehe unten) und arbeiten im Medienbereich. Eigene Dokumentationen. Dokumentation über sie von Christa Ritter: „Schnee-weißrosenrot“, Grimme-Preis 1994.

Jutta: Wenn wir alle schlecht drauf sind, sehen wir alle gleich schlecht aus. (lacht) Wir sind ja auch, länger als jede Ehe, seit über 30 Jahren zusammen.

Gisela: Ich glaube auch, dass sich ein ähnlicher Typus einfach gefunden hat.

Jutta: Und das Denken ist prägend. Wir haben seit drei Jahrzehnten einen intensiven Austausch, dabei sind wir eingefleischte Individualisten. Privat sind wir Frauen eigentlich nie zusammen. Und Rainer geht so wieso nie ins Kino.

STANDARD: Mir fällt auf, dass Sie mit der gleichen Schnoddrigkeit und Nonchalance schreiben, ob es um einen zufälligen Partygast geht oder um wirklich schwerwiegende Dinge wie politische Verzweiflung oder Drogentote. Sie reihen es einfach aneinander. So als wäre das alles nur ein Glasperlenspiel.

Gisela und Jutta (einstimmig): Ist es ja auch.



STANDARD: Immerhin wurde die SS als Orden definiert.

Jutta: Und da zu forschen und zu sagen, ich will da weiter sehen – das wurde von niemandem ernsthaft aufgegriffen ... Also der Rainer ist durch und durch links, der will nur keine Grenzen einhalten, und dann wird man heute sofort katalogisiert.

Gisela: Rainer hat auch diesen An-

satz, dass er eben nicht sagt, das unschuldige deutsche Volk ist vom Teufel Hitler verführt worden, sondern wir müssen selber in uns schauen, auf die eigene Gewalt und den eigenen Rassismus.

STANDARD: Auf Gruppenfotos Ihrer Gemeinschaft mit Langhans sehen Sie fünf Frauen sich recht ähnlich.



Rainer Langhans, Gisela Getty, Jutta Winkelmann, getrennt und gemeinsam in München. Fotos: dpa, Corn

Lebenslinien von der Kommune bis zum Harem

Langhans, Getty und Winkelmann fassen ihre Biografien als Suche und als Hochschaubahn in zwei Bücher

Michael Freund

Sie leben getrennt, aber nennen sich Gemeinschaft. Sie sprechen von Emanzipation und haben nichts dagegen, wenn sie, fünf Frauen und ein Mann, insgesamt als „Harem“ bezeichnet werden. Sie kommen zum Meditieren, Nachdenken, gegenseitigen psychologischen Spiegeln zusammen und gehen dann wieder ihrer eigenen Wege, beruflich und privat.

Nun haben sie ihre Erinnerungen aufgeschrieben: zwei der Frauen, Gi-

sela Getty und Jutta Winkelmann, mit einem Ko-Autor. Und Rainer Langhans, der Mann in der Runde. Auch dabei sind sie getrennt vorgegangen. Doch ihre Biografien haben sich in den letzten drei Jahrzehnten zu einem gemeinsam Band gefügt, eben dem Münchner Harem.

Wie es vorher lief, darauf gehen beide Bücher zwar genauer ein. Doch sie handeln auch davon, wie man jetzt, wo man bald 60 oder schon um einiges drüber ist, gut altern kann. Oder, wie es Rainer Langhans aus-

drückt, „Ich will jung werden – nicht jung bleiben“. Nur teilweise kokett unterteilt er seine Rechenschaft als „die ersten 68 Jahre“.

Bleiben wir bei Langhans. Den Bezug zu 1968 hat er bewusst gewählt und gleichzeitig relativiert. Denn es sind seine Jahre, die des 1940 Geborenen, für den die Berliner Zeit um '68 nur eine bald außer Kontrolle geratene Phase darstellt. In dieser Zeit ist er berühmt geworden, als der besonders langhaarige SDS-Aktivist, bald darauf Kommune-1-Bewohner, Freund von Uschi Obermeier und Kumpare des ebenfalls telegenen Fritz „Wenn's der Wahrheitsfindung dient“ Teufel.

Was danach kam, ging kritisch bis sensationsgeil bereits durch alle Medien. Jetzt behandelt er es aus seiner Warte, beginnend mit dem Kapitel „Meister“. Wer dieser Guru wirklich ist, „das weiß ich natürlich nicht“, Tatsache aber ist, dass Langhans seiner Lehre seit seinem halben Leben folgt. Nicht aus den Augen verloren hat er dabei die Kernfrage, die ihn bereits als Jugendlichen beschäftigte: wie es zum deutschen Faschismus kommen konnte. Die Antworten, die er unter

dem Einfluss des Meisters findet, verdienen zumindest Beachtung – sie werden in der Autobiografie allerdings nur angedeutet.

Dieselbe Frage stellten sich die Zwillinge Gisela und Jutta. Gemeinsam mit Jamal Tuschick berichten sie abwechselnd, mal atemlos, mal nachdenklich, aus ihrer Hochschaubahn eines Doppellebens. Elternhaus, Kunst & Politik, Deutschland vs. Italien und der scheinbare Endpunkt Kalifornien: Das sind die Kapitel, die sich manchmal mit dem Leben von Langhans überschneiden und schließlich in einen gemeinsamen Strang münden (siehe Interview oben). Dass die beiden dabei nicht auf der Strecke geblieben sind, scheint ein Wunder – außer man hält es mit ihnen: „Wir waren leicht und furchtlos.“

Rainer Langhans, *Ich bin's. Die ersten 68 Jahre*. € 20,50/254 Seiten. Blumenbar Verlag, München 2008.
Gisela Getty, Jutta Winkelmann, *Jamal Tuschick, Die Zwillinge oder Vom Versuch, Geist und Geld zu küssen*. € 22,70/294 Seiten. Weissbooks, Frankfurt/Main 2008.



„Wir haben eine Sündenbockdebatte“

Außenministerin Ursula Plassnik lässt mit EU-Skeptikern telefonieren, spricht selbst mit Hans Dichand und verteidigt Wolfgang Schüssel.
Von Christoph Prantner und Michael Völker.

STANDARD: Warum tritt die Regierung den EU-Gegnern so wenig entgegen?
Plassnik: Stimmt nicht. Wir arbeiten gezielt auf drei Schienen. Wir wenden uns an die Multiplikatoren im politischen System, haben ein umfangreiches Informationspaket an alle Landtags- und Nationalratsabgeordneten und an alle Bürgermeister verteilt. Insgesamt war das eine Gruppe von 3000 Menschen. Wir haben eine ziemlich breite Palette von Informationsangeboten für die Bürger. Die dritte Schiene ist, ganz gezielt diejenigen anzusprechen, die ihre Skepsis durch Leserbriefe oder Anrufe bei uns im Haus zum Ausdruck bringen.

STANDARD: Rufen Ihre Mitarbeiter Leserbriefschreiber der „Krone“ an?
Plassnik: Ja. Wir wenden uns auch an die Leserbriefschreiber des STANDARD, wenn die EU-skeptisch sind.

STANDARD: Sie haben auch mehrfach versucht, den Herausgeber der „Kronen Zeitung“, Hans Dichand, im Privatinterview über die Vorzüge des Reformvertrages zu informieren. Warum ist das nicht gelungen?

Plassnik: Das müssen Sie wirklich ihn fragen. Ich habe noch jedes persönliche Gespräch, das ich mit ihm gehabt habe auch dazu genutzt, ihm meine Sicht der europäischen Integration nahezubringen, und er hat mir seine Sicht dargelegt. Sehr häufig sind diese Gespräche allerdings nicht.

STANDARD: Das hat sich auf die Linie der „Krone“ nicht ausgewirkt.
Plassnik: Man kann nicht jeden von dem überzeugen, was man für richtig hält.

STANDARD: Warum sieht denn die offizielle Information der Bundesregierung so verschämt aus?
Plassnik: Es ist Ihre Wahrnehmung, dass die Bundesregierung hier nicht genug tut oder nur verschämt agiert. Ich versuche Ihnen gerade zu erklären, was wir machen. Durchaus selbstbewusst. Und nur nebenbei, ich bin auch nicht die Bundesregierung. Alle Regierungsmitglieder haben entsprechende Unterlagen, es gibt Teamarbeit in der Regierung. Wir informieren nicht verschämt, wir informieren gezielt. Sie werden in keinem Land der EU 100 Prozent haben, die diesem Projekt – oder anderen Vorhaben – zustimmen.

STANDARD: Selbst Wirtschaftskammerchef Christoph Leitl sagt, die Bundesregierung habe über den Reformvertrag „schlecht informiert“.



In der Debatte über den EU-Reformvertrag will Ursula Plassnik aufklären, beim Thema Homo-Ehe aber nicht den „Liberalismus-Test“ ablegen: „Ich unterstütze den Parteiohmann. Auf Wiederschauen.“
 Fotos: Hendrich

Plassnik: Ich bin Leitl sehr dankbar für die vielen Beiträge, die die Wirtschaftskammer zur Europainformation leistet. Nicht einverstanden bin ich mit ihm in einem anderen Bereich. Er sagt, ein weiterer Erweiterungsschritt dürfe mit Ausnahme Kroatiens in den kommenden zehn Jahren nicht gesetzt werden. Das sehe ich anders. Ich gehe davon aus, dass 2018 jeder einzelne Staat am europäischen Balkan die EU-Standards und Kriterien voll umgesetzt hat und daher Mitglied sein kann.

STANDARD: Spricht Leitl gegen die wirtschaftlichen Interessen Österreichs?
Plassnik: Ich habe mich gewundert, als ich diese Aussage Leitls gelesen habe. Er weiß am allerbesten, welche Bedeutung diese Region für die österreichischen Unternehmen und die österreichischen Arbeitsplätze hat. Die Fakten sprechen für sich.

STANDARD: Sieht man sich das Eurobarometer an und die gegenwärtige Debatte, fällt auf, dass die Menschen zwar EU-skeptisch sind, aber dennoch nicht aus der Union austreten wollen. Wäre es nicht klug, statt eines Referendums über den Reformvertrag eines über den Verbleib in der Union abzuhalten?
Plassnik: Das ist ein Gedankenspiel, ich halte wenig davon. Für mich steht fest: Wir respektieren die österreichische Verfassung, für den Reformvertrag ist keine Volksabstimmung vorgesehen.

STANDARD: Aber auch nicht ausgeschlossen.
Plassnik: Wir sollten auch etwas anderes sehen: Die Debatte „Demokratie ist gleich Volksabstimmung“ ist eine gefährliche Verkürzung. Unsere

österreichische Demokratie ist eine repräsentative Demokratie. Das bedeutet: Die Volksvertreter beraten und beschließen tagtäglich wichtige Materien. Nun beschließen sie auch die Regeln für das Zusammenwirken der 27 Mitglieder in der Union. Es gibt keinen Grund, wieso man ausgerechnet dieses Thema den österreichischen Volksvertretern nicht zutrauen könnte.

STANDARD: Das erreicht aber die Masse nicht. Mit einer Volksabstimmung würde das Thema breiter diskutiert.
Plassnik: 25 andere Mitgliedsstaaten ratifizieren auch im Parlament, das ist verantwortungsvoll. Für die Zukunft befassen wir uns sehr wohl mit einer gesamteuropäischen Volksabstimmung. Es macht mehr Sinn, ein gesamteuropäisches Referendum zu haben statt eines Fleckerlteppichs.

STANDARD: Das Problem ist doch, dass die Europadebatte in Österreich nicht logisch und schlüssig ist, sondern von Emotionen getrieben wird.
Plassnik: Ich sehe die Emotionen und nehme sie auch ernst. Ich bemühe mich, auf die Menschen zuzugehen, die ein Sachanliegen transportieren, wenn auch mit emotionaler Begleitmusik. Durch ein Angebot an Aufklärung kann man entgegenwirken. Faktum ist, dass in dieser vordergründigen EU-Debatte ganz andere Sorgen und Nöte eine wahrscheinlich entscheidende Rolle spielen. Es geht um die als bedrohlich empfundene Globalisierung, es spielen Argumente aus der nationalen Politik mit, auf die keine Antworten im Reformvertrag zu finden sind. Wir haben es über weite Strecken mit einer Sündenbockdebatte zu tun und nicht

mit einer rationalen Debatte über europäische Sachanliegen.

STANDARD: Haben Sie oder Ihre Mitarbeiter mit Schauspieler Hubsi Kramar Kontakt aufgenommen, der die EU in einer Pressekonferenz als „faschistoides Gebilde“ bezeichnet hat?
Plassnik: Das klingt jetzt vielleicht lustig in der Darstellung. Eigentlich ist mir dieses Thema zu ernst, um es im Frage-und-Antwort-Spiel zwischen uns zu verharmlosen. Ich habe mich sehr gewundert, wie Herr Kra-



werde ich ihm das in der parlamentarischen Debatte sagen, das nächste Mal kommenden Mittwoch.

STANDARD: In den vergangenen Tagen ist in der ÖVP wieder die Debatte hochgekommen, ob Wolfgang Schüssel in seiner Funktion als Klubobmann eine Belastung oder ein Störfaktor für die Partei ist, oder ob er unverzichtbar ist. Wie sehen Sie die Debatte, auf welcher Seite stehen Sie?

Plassnik: Da wird künstlich und nicht ohne Grund versucht, einen Konflikt zu konstruieren. Mein Ziel ist es, Wilhelm Molterer als Parteiohmann und Vizekanzler zu unterstützen. Dazu leiste ich als Fachministerin meinen Beitrag. Ich bin dankbar und froh darüber, dass dieses ÖVP-Team gut miteinander arbeiten kann. Ich nehme wahr, dass manche damit keine so große Freude haben und dass es manchen in sehr durchsichtiger Weise viel lieber wäre, wenn sie Streit, Zank und Hader säen könnten.

STANDARD: Das trifft vielleicht auf die SPÖ zu, aber die Debatte um Schüssel wurde von ÖVP-Leuten wie Franz Fischler oder Erhard Busek angestoßen. Noch einmal ganz konkret: Ist Wolfgang Schüssel als Klubobmann unverzichtbar, oder ist er der Störfaktor, als den ihn manche sehen?

Plassnik: Wolfgang Schüssel ist und bleibt ein Staatsmann. Daran werden auch Sprüche von alternden Tiroler Buben oder anderen nichts ändern. Parteiohmann Molterer hat ihn gebeten, diese Funktion zu übernehmen, er ist der Meinung, dass Wolfgang Schüssel als Klubobmann mit seiner Erfahrung, mit seinem Wissen, auch mit seiner großen integrativen Kraft die Partei und ihn als Klubobmann optimal unterstützen kann. Das ist die Entscheidung der beiden und des ÖVP-Klubs.

„
Wolfgang Schüssel ist und bleibt ein Staatsmann. Daran werden auch Sprüche von alternden Tiroler Buben oder anderen nichts ändern.

“
STANDARD: Eine letzte innenpolitische Frage ...
Plassnik: ... Bitte nicht das Standesamt!

STANDARD: Doch. Sie gelten als moderne und aufgeschlossene Frau ...
Plassnik: Der Liberalismus-Test. Ich muss jetzt gehen, ich lasse mich nicht in dieses Spiel einspannen.

STANDARD: Sie können uns doch Ihre Meinung verraten.
Plassnik: Ich unterstütze den Parteiohmann. Auf Wiederschauen.

Die Wienbibliothek im Rathaus trauert um Herrn

Dr. Gerhard Renner

10.7.1952 - 1.4.2008

Stellvertretender Direktor

Gerhard Renner hat die Geschichte der Wienbibliothek wesentlich geprägt. Er publizierte Bücher und Aufsätze zur österreichischen Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, engagierte sich stark in Restitutionsfragen und schrieb Standardwerke zu Nachlässen in Österreich. Er arbeitete in bibliothekarischen Gremien mit und war Vorsitzender der VÖB-Kommission für Landesbibliotheken. Am 1. April 2008 ist er nach tapfer ertragenem Leiden gestorben.

Die Wienbibliothek wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Die feierliche Verabschiedung von Gerhard Renner findet am 14. April 2008, 15 Uhr am Hernalser Friedhof statt. Die Familie bittet von Kranz- und Blumenspenden abzusehen und zu Gunsten der österreichischen Krebshilfe PSK-Konto 2.046.000 zu spenden.

Die Wienbibliothek im Rathaus

EU-Vertrag: Eine Demo jagt die andere

Linke und Rechte gehen getrennt

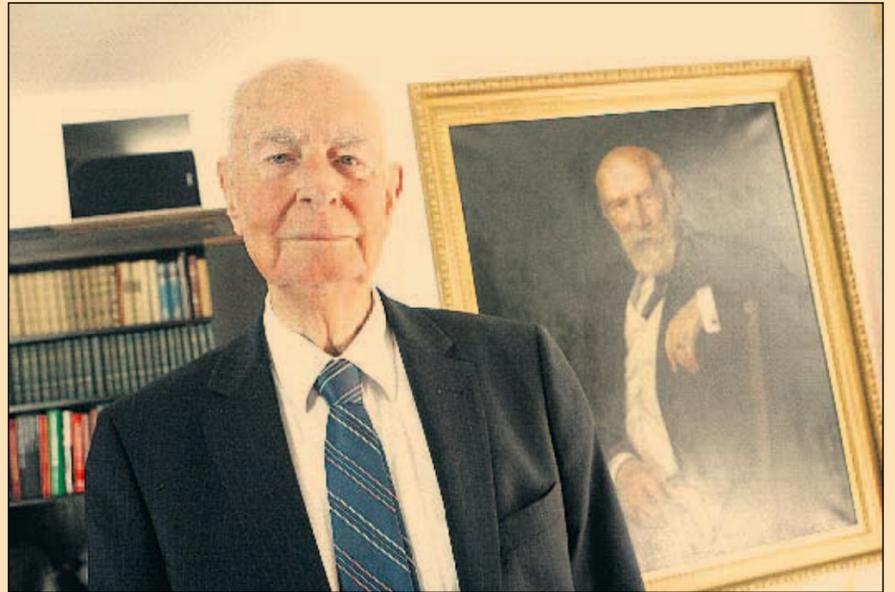
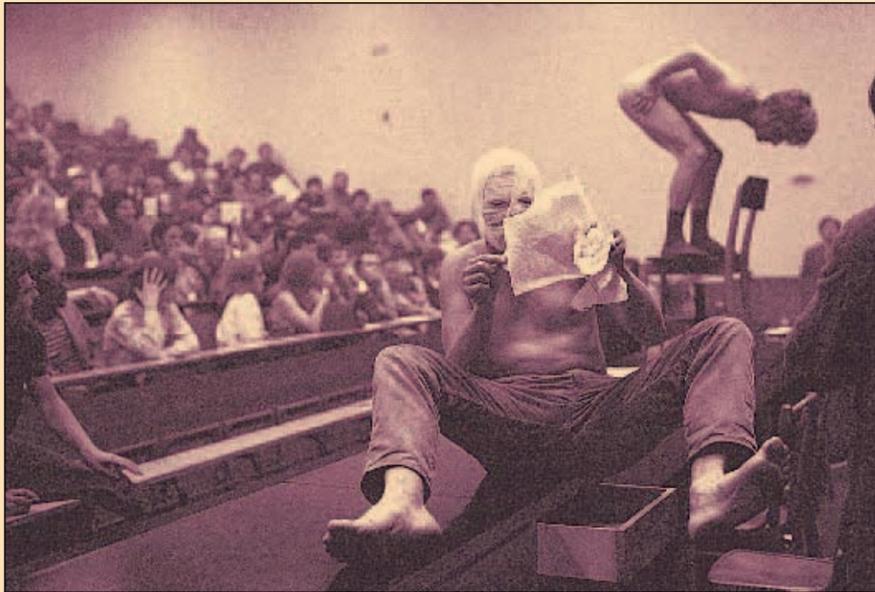
Wien – Langsam wird's unübersichtlich: Mehrere Organisationen veranstalte(n) dieser Tage Demos gegen den neuen EU-Vertrag – doch nicht alle wollen miteinander zu tun haben. Den Anfang machte die FPÖ, die Freitagnachmittag den Ballhausplatz okkupierte und mit 2500 Interessierten füllte. Von den Rechten abgrenzen will sich hingegen die Plattform „Volxabstimmung“, eine Initiative 54 eher links-alternativ orientierter Gruppen, die am Samstag ab 13 Uhr vom Westbahnhof über die Mariahilfer Straße zum Ring ziehen, um schließlich das Parlament mit einer Menschenkette einzukreisen. Die Organisatoren geloben, dass sie Teilnehmer mit zu nationalistischen Parolen überreden wollen, nach Hause zu gehen. Nicht wehren konnten (oder wollten) sich die „Volxabstimmer“, dass die Krone ihre Demo ebenso ankündigte wie jene, zu der die Initiative „Rettet-Österreich“ am Dienstag um 19 Uhr vor der Hofburg aufruft. Dieser „Staatsakt“ werde sich von allem bisher Dagewesenen unterscheiden. Sagen die Gastgeber. (j0)

„Moderne Antworten statt Ausreden“

Balkan-Symposium im Funkhaus

Mascha Dabić

Wien – „Die europäische Berufung Serbiens ist unumstritten“, postulierte Bundeskanzler Alfred Gusenbauer zum Auftakt des internationalen Symposiums „Return to Europe. Talking Balkans“. Unter der Moderation von STANDARD-Chefredakteurin Alexandra Förderl-Schmid diskutierten Teilnehmer aus Albanien, Kroatien, Mazedonien und Serbien über Apathie und Politikverdrossenheit unter jungen Menschen in der Region. „Es gibt eine lange Tradition am Balkan, den Türken, den Nachbarvölkern oder den Kommunisten die Schuld an der eigenen Misere zu geben“, so Erion Velaj aus Albanien, „wir brauchen aber moderne Antworten statt ewiggleiche Ausreden für Apathie.“ Junge Mazedonier seien nicht apathisch oder apolitisch, sondern vielmehr enttäuscht von der Politik, präziserte die Journalistin Eleonora Veninova. „Über die Nato will Mazedonien schneller zur EU kommen, auch wenn wir in der Nato einen Aggressor sehen.“



Bei der Aktion „Kunst und Revolution“ am 7. Juni 1968 alias „Uni-Ferkelei“ ließ sich „Laurids“ (li. vorn), pseudonymisierter „Wiener Journalist mit masochistischen Neigungen“, von Otto Mühl auspeitschen, Günter Brus (1968 nackter Sockenträger, 1996 Großer-Österreichischer-Staatspreisträger) fasste für seine „Körperanalyseaktion Nr. 33“ sechs Monate „Kerker“ aus und flüchtete nach Berlin. Und wo war Rektor Fritz Schwind (re., neben dem Bild seines Vaters, der ebenfalls Rektor der Uni Wien war) an besagtem Abend? In der Oper. Fotos: MUMOK/Brus, Fischer

„Magnifizienz, im Audimax is a Wirbel“

Fritz Schwind, 1968 Rektor der Universität Wien, über Frackträger und Redenschwinger, „seine Revoluzzer“ und die morgendliche Fahrt zur Uni. War da nicht noch was? Ach ja, „die Ferkelei“. Lisa Nimmervoll fragte nach.

STANDARD: 1968 – was ist Ihre erste Erinnerung an dieses Jahr?

Schwind: Es gab am 12. März anlässlich des Gründungstags der Universität Wien im Jahr 1365 eine akademische Feier. Da musste der Rektor als Dekorationsfigur auftreten. Ich bin mit meiner Frau zu dieser Festivität im großen Festsaal der Universität, wir sind grad bei der Vorspeise, da kommt der Ball-Pedell herein und sagt: „Magnifizienz, im Audimax is a Wirbel. Wir müssen die Polizei holen.“ Ich habe gesagt, das schau ich mir an. Habe an mir heruntergeblickt – Frack, Rektorskette, Orden. Als Adjustierung, um sich mit revoltierenden Studenten zu unterhalten, nicht ideal. Also habe mich umgezogen und bin dann in Zivil hinuntergegangen ins Auditorium Maximum.

STANDARD: Was fanden Sie dort vor?

Schwind: Da war ein Diavortrag eines Diplomaten über Griechenland. Es war die Zeit der Militärdiktatur der Obristen. Eine Gruppe von Studenten war eingedrungen, hatte sich zum Pult vorgekämpft und einen Wirbel gemacht. Genau in dem Moment bin ich erschienen. Damals war ich ja bekannt wie ein roter Hund. Alles Applaus. Was wollt ihr eigentlich, habe ich gefragt? „Wir wollen nur mit denen diskutieren.“ Aber ihr seht doch, die wollen nicht. „Dann wollen wir wenigstens sagen, warum wir da sind.“ Sag ich, okay, ich weiß es auch nicht, also sagt es uns. Dann hat jemand in ein paar Sätzen das Wesentliche gesagt: Niemand könne über Griechenland reden, ohne über die Demokratie in diesem Land zu re-

den. Dann sind sie gegangen. Ich habe wieder meinen Frack angezogen und weiter repräsentiert. Am nächsten Tag kam eine Reihe von Anrufen, die sich beschwert haben, dass ich da nicht hineingefahren bin, sondern mit ihnen geredet habe.

STANDARD: Interessanterweise erwähnten Sie nicht den 7. Juni 1968 als Erstes. Wie haben Sie denn die legendär gewordene „Uni-Ferkelei“ im Hörsaal 1 in Erinnerung behalten?

Schwind: Die habe ich eigentlich gar nicht erlebt. Ich hatte damals Besuch eines portugiesischen Rektors und war mit ihm in der Oper. Sie haben dann angerufen bei mir zu Hause, irgendwer soll kommen. Ich war ja nicht erreichbar und habe das dann erst nachher erfahren. Bei mir ist die sogenannte Ferkelei als Nichterlebnis in Erinnerung. Es war mir lästig und unangenehm, das war nicht ganz mein Geschmack, aber sonst war dieser Auftritt nicht so wesentlich.

STANDARD: Ihre 2002 verstorbene Frau Christl war Künstlerin, die mit Illustrationen von Märchen- und den ersten Schulbüchern nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt wurde. Haben Sie damals zu Hause über die Uni-Ferkelei, die ja als Kunstaktion „Kunst und Revolution“ angekündigt war, unter künstlerischen Aspekten gesprochen?

Schwind: Dass es keine Kunst war, war so selbstverständlich, dass man darüber kein Wort verloren hat. Das

war eine Schweinerei und sonst nichts. Dass das Kunst wäre, wäre uns nicht in den Sinn gekommen.

STANDARD: Sie sagten nach einer Hörsaalbesetzung am 30. Mai 1968 in einem Radio-Interview, Sie hätten zwar „erhebliche Ordnungswidrigkeiten“ gesehen, aber man solle das „nicht überbewerten“. Sie glaubten nicht, „dass das Anlass für Entwicklungen sein wird, wie anderwärts in der Welt“ – warum waren Sie da so sicher?

Schwind: Es entsprach meiner damaligen Einstellung, dass man nichts unternehmen soll, um die Stimmung anzuhetzen, sondern nach Möglichkeit mit den Leuten reden. Zum Teil waren die Dinge, die sie gewollt haben, ja nicht unsinnig. Man konnte aus der Sicht der Universitätsverwaltung vieles ja gar nicht wissen, also war das ganz interessant, was die da wollten.

STANDARD: Welche Dinge, die die 68er forderten, waren denn nicht unsinnig?

Schwind: Eine gewisse Mitwirkung der Studenten an dem, was sie werden sollen und was vor sich gehen soll, ist nicht unberechtigt. Es ist natürlich eine Maßfrage. Das Mitbestimmen der Studenten etwa für die Frage einer Habilitation ist ein kompletter Unsinn. Die können nicht beurteilen, ob der vom Fach etwas versteht. Sie können aber wohl sagen, ob er in der Lage ist, das, was er sagen will, so vorzubringen, dass es auch verständlich ist. Das rednerische Talent können Sie beurteilen, das sachliche natürlich nicht. Natürlich war die Universitätsorganisation zum Teil etwas reformbedürftig. Das war halt eine mehr dem 18. als dem 20. Jahrhundert angemessene Form. Alle Wissenschaften haben sich seither unge-

heuer spezialisiert, das muss auch einen Niederschlag in der Organisation finden, und die 68er waren ein gewisser Anstoß in diese Richtung.

STANDARD: Wie gefällt Ihnen denn die Richtung, in die die Universitäten weiterentwickelt wurden? Hätten Sie auch gern die Autonomie gehabt, die Ihre Nachfolger heute haben?

Schwind: Für meinen Bedarf habe ich genug Autonomie gehabt.

STANDARD: Bruno Kreisky nannte die demonstrierenden Studenten beim SPÖ-Maiaufmarsch, gegen die die Polizei mit Knüppeln vorging, „Revolutionsharlektine“. Sie sprachen von „meinen Revoluzzern“, das klingt eher väterlich milde, denn professoral streng. Warum waren Sie so gelassen?

Schwind: Ich habe die Studenten eher als meine Kinder gesehen, die mir anvertraut waren. Es war mir daran gelegen, dass man die Universitäten über diese Krisensituation hinausbringt. Damals war Kreisky in der Opposition. Schwarze Alleinregierung. Ich habe ihn einmal besucht und ein langes Gespräch mit ihm gehabt, wir sahen die Studentensache ziemlich ähnlich. Er war natürlich mit dem Wirbel auch nicht einverstanden. Er war ja unter den Sozialdemokraten ein ausgesprochener Aristokrat.

STANDARD: Ihre Kinder haben damals studiert. Gab's daheim Diskussionen?

Schwind: Nein, im Gegenteil. Denen ist das eigentlich ziemlich auf den Nerv gegangen. Ich habe einmal gesagt, ich bin zwar auch kein Revoluzzer, aber so konservativ wie meine Kinder bin ich noch lang nicht.

STANDARD: Wie resümieren Sie für sich persönlich das Jahr 1968?

Schwind: Ich habe mich gefreut, dass ich es so lebendig gehabt habe. Es war ja doch eine Herausforderung. Jeden

Tag beim Hineinfahren in die Uni zu denken, na, brennt jetzt die Bude oder ist wieder was besetzt, oder ist wieder ein Wirbel oder irgendwas im Schwange? Das war schon interessant. Ich war natürlich nicht erfreut über so Vorfälle wie im Hörsaal 1, aber das war halt so und man musste schauen, dass man irgendwie mit dieser Situation fertigwird. Es war eine ganz besondere Situation, und ich bin dem Schicksal dankbar, dass ich da mitspielen durfte. Es war der Höhepunkt meines Lebens.

ZUR PERSON



Fritz Schwind wird am 1. Juni 95 Jahre alt. Der gebürtige Innsbrucker trat in die Fußstapfen seines Vaters, des Rechtshistorikers Ernst von Schwind. Dieser war in den Jahren 1919/20 Rektor der Uni Wien, Sohn Fritz, Professor für Bürgerliches Recht, im bewegten Studienjahr 1967/68 (Bild). Damals wechselte das Rektorat jährlich. 1978 schrieb der konservative Jurist für Justizminister Broda das Internationale Privatrechtsgesetz. Er hat drei Kinder.

Grüne suchen neue Vorstände: „Will linke Politik einbringen“

Wiener Budgetsprecher Margulies kandidiert fix

Wien – Anfang Mai wird bei den Grünen kräftig gewählt: Neben Alexander Van der Bellen, der in Alpbach wieder als Bundessprecher kandidiert, wird der Finanzreferent neu bestimmt wie auch der Bundesvorstand – und dort stehen zumindest zwei Plätze zur Disposition.

Der Tiroler Landeschef Georg Willi und die steirische Klubobfrau Ingrid Lechner-Sonnek kandidieren nicht mehr. Donnerstagabend lief die Frist für Neubewerbungen ab, wer für die zwei Funktionen kandidiert, wollen die Grünen erst ab 10. April bekanntgeben. Da nämlich gehen die Einladungen für den Bundeskongress in Alpbach raus.

Kolportiert wurden am Freitag drei Namen: Demnach wollen Sicherheitssprecher Peter Pilz, Wirtschaftssprecher Werner Kogler sowie der

Wiener Budgetsprecher Martin Margulies neue Vorstände werden. Für Koglers Antreten spricht jedenfalls, dass er als steirischer Landessprecher dieses Bundesland nach dem Abgang Lechner-Sonneks weiter im Vorstand vertreten würde.

Kogler und Pilz waren für eine Stellungnahme nicht erreichbar, Margulies bestätigt seine Kandidatur. „Ich will bei der Schwerpunktsetzung im Vorstand mitreden“, erklärt er. Bei den Grünen „plätschere vieles einfach dahin. Das möchte ich ändern.“ Vor allem in der Frage der „Verteilungsgerechtigkeit“ will Margulies „visionäre Forderungen“ entwickeln: „Ich will linke Politik einbringen.“ Wie hoch er seine Chancen bei der Wahl einschätzt? „Ich denke, es ist möglich, aber von ‚sicher‘ bin ich weit entfernt.“ (pm)

Vom NS-Richter zum Bürgermeister

Deutsche Ausstellung über die NS-Militärjustiz soll 2009 nach Österreich kommen

Peter Mayr aus München

Der Ort für die Schau ist mit dem Münchner Justizpalast gut gewählt: Im historischen Sitzungssaal werden die ersten beiden Prozesse gegen die Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ dokumentiert. Bis 30. April hat in der Aula eine Wanderausstellung über die NS-Zeit Platz gefunden (nächste Station: Halle). „Was damals Recht war“ zeigt neben den Opfern auch den Apparat der Wehrmachtjustiz. Die blutige Bilanz der NS-Militärjustiz: geschätzte 50.000 Todesurteile, mindestens 20.000 vollstreckt.

Das Personenkomitee „Gerechtigkeit für die Opfer der NS-Militärjustiz“ und der Verein Gedenkdienst wollen mithilfe der Grünen diese Ausstellung 2009 nach Wien holen (DER STANDARD berichtete). David Ellensohn, Wiener Grünen-Stadtrat, der am Donnerstag nach München gereist war, um sich vor Ort ein Bild von

der Schau zu machen, zeigte sich danach bestärkt, nur: „Nicht nur bei den Opfern, sondern auch auf der Täterseite ist für Österreich eine Adaption nötig.“ Es sollten mehr österreichische Beispiele sein, und man müsse die „Konkretionen in der Justiz“ aufzeigen. Davon, dass die Ausstellung nach Wien kommt, geht er aus.

Kontinuitäten zeigt allerdings auch schon die deutsche Ausstellung. Zwei Beispiele: Der Militärjurist Erich Schwinge ist ab 1941 als Richter und Ankläger tätig und setzt in Wien zig Hinrichtungen durch. Nach 1945 wird er Rektor der Uni Marburg. Erich Everts wütete ebenfalls in Wien – als Richter und Vollstreckungsleiter. Obwohl er in der ersten österreichischen Kriegsverbrecherliste aufschien, blieb er unbehellig. In seiner deutschen Heimat wurde er sogar Bürgermeister. In Fallstudien wird auch individuellen Schicksalen der Opfer viel Platz ein-

geräumt, wie jenem von Oskar Kusch. Als U-Boot-Kapitän ließ er ein Hitler-Bild aus der Offiziersmesse seines Schiffes entfernen. Er wird verraten und zum Tode verurteilt.

Mit Ellensohn war am Donnerstag ein Zeitzeuge mit angereist. Der Sprecher des Personenkomitees und Wehrmachtsdeserteur Richard Wadani. Er zeigte sich zwar mit der Gestaltung in der Aula („wie eine Bahnhofshalle“) unzufrieden, aber: „Die Ausstellung ist wichtig“, denn die Opfer der Militärjustiz würden „immer noch totgeschwiegen“. Neben Wien haben andere Städte, wie Innsbruck und Klagenfurt, schon Interesse an der Ausstellung bekundet. Rund 150.000 Euro würde die Unternehmung kosten. Neben der Finanzierung ist auch der Ort, wo sie in Wien gezeigt werden soll, offen. Im Gespräch bei den Organisatoren ist das Heeresgeschichtliche Museum – auch ein Ort voll Symbolik.

Hohe Strafen bei 100-Stunden-Dienst

Wenn Ärzte länger als erlaubt arbeiten, wird das in Zukunft rigid bestraft. An den Arbeitszeiten an sich – bis zu 72 Stunden pro Woche – wird aber nichts geändert. Und die Ärztevertreter wollen das auch gar nicht.

Wien – Statistisch gesehen sollte man es vermeiden, von einem übereifrigen Arzt operiert zu werden. Chirurgen, die 24 Stunden am Stück im Einsatz sind, machen nämlich doppelt so viele Fehler wie jene, die maximal zwölf Stunden durcharbeiten, zeigt eine im Februar präsentierte Studie. In manchen Spitälern sind Ärzte pro Woche 100 Stunden im Einsatz, beklagen Standesvertreter seit Jahren.

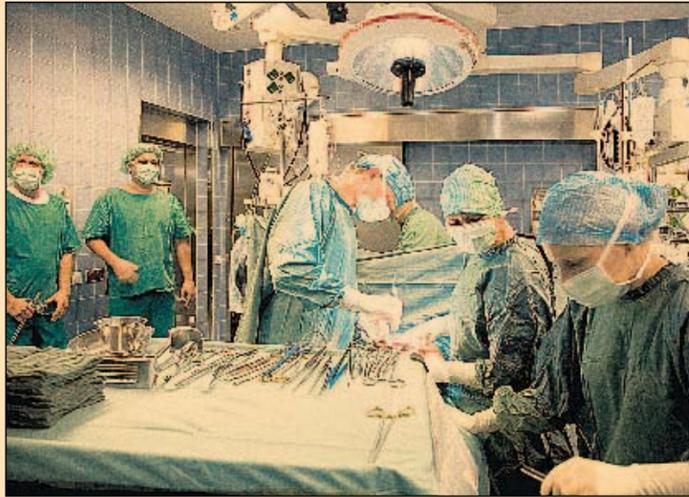
Ein Gesetzesentwurf von Wirtschaftsminister Martin Bartenstein (ÖVP) soll das nun unterbinden. Der Minister will die Strafen bei Nichteinhaltung des Arbeitszeitgesetzes drastisch verschärfen, wie er am Freitag auf Ö1 ankündigte. Bisher musste ein Krankenhausbetreiber für alle Mitarbeiter zusammen nur zwischen 218 und 2.180 Euro Strafe zahlen, im Wiederholungsfall konnte die Strafe auf 3.600 Euro anwachsen. Die Folge war: Manche Spitäler haben überhaupt keine Arbeitszeitlisten geführt.

Wer diese Praxis beibehält, muss in Zukunft tief in die Tasche greifen. Die Strafen werden nämlich nicht mehr für das gesamte Spital berechnet, sondern pro Mitarbeiter. Kann ein Krankenhausbetreiber also für 100 Ärzte und Krankenschwestern keine Stundenlisten vorweisen, kann er mit bis zu 360.000 Euro belangt werden. Ärztekammer, Gewerkschaft, aber auch SPÖ und Grüne begrüßen diesen Vorstoß.

Nichts ändern wird sich aber vorerst an der gesetzlichen Höchstarbeitszeit. Gibt es ein Einvernehmen mit den Ärzten, können diese pro Woche bis zu 72 Stunden arbeiten. Einzelne Wochenenddienste dürfen bis zu 49 Stunden dauern.

Obwohl Experten das für sehr viel und ein Sicherheitsrisiko halten, drängen weder Gewerkschaft noch Ärztekammer-Vertreter auf Änderungen. „Bei den Verhandlungen war das kein Thema“, sagte Ärztegewerkschafterin und SPÖ-Gesundheits-sprecherin Sabine Oberhauser zum STANDARD.

Sie hält es aber für möglich, dass die verschärften Aufzeichnungspflichten in einzelnen Bereichen zu einem höheren Personalbedarf führen könnten. Ausschließen will das auch Bartenstein nicht. Er sehe aber keinen Anlass, dass man gleich dutzende oder hunderte Spitalsarztstellen schaffen müsse, sagte der Minister. (APA, go)



Nach zwölf Stunden Dienst liegt die Wahrscheinlichkeit auf eine zweite Operation, die nach einem Chirurgenfehler nötig wird, bei 2,5 Prozent. Nach 24 Stunden sind es bereits 4,8 Prozent. Foto: Fuchs

„Das ist ein radikales Programm, ja“

Studie zeigt: Grüne Absage an Öl, Kohle und Gas wäre technisch bis 2030 machbar

Conrad Seidl

Wien – Grünen-Chef Alexander Van der Bellen ist nicht für Radikalität berühmt, aber die Studie, die er am Freitag in einer öffentlichen Klubsitzung vorstellte und gleich zum Arbeitsprogramm erhob, könnte diesen Anspruch schon erfüllen: „Das ist ein radikales Programm, ja“, sagte der Parteichef. Es geht bei diesem Programm um die Frage, ob Österreich (wie von den Grünen schon länger gefordert) komplett aus der Verwendung der fossilen Energieträger Öl, Kohle und Gas für die Strom- und Wärmeerzeugung aussteigen könnte.

Die Österreichische Gesellschaft für Umwelt und Technik (ÖGUT), ein von Wirtschafts-, Ministeriums- und Umweltschutzvertretern getragener Verein, hat in seiner Studie die Frage mit einem klaren Ja und die Kosten mit ein bis drei Milliarden Euro (je nach dem, welche Instrumente zu welcher Zeit eingesetzt werden) beziffert. Einfach werde es ohnehin nicht werden, sagte Studienautor Herbert Greisberger, der als zentralen Ansatz eine massive Effizienzsteigerung beim Energieeinsatz nennt.

Wenn Österreich ab 2020 ohne fossile Primärenergie für die Stromproduktion auskommen will, dann müsste der Stromverbrauch um wenigstens vier Prozent sinken. Und gleichzeitig müsste etwa die fotovoltaische Aufbringung von Strom ver-hundertfacht werden.

Auch in der Raumwärmeproduktion – wo die fossilen Energieträger bis 2030 eliminiert werden sollen – ist neben Biomasse vor allem Solarenergie gefragt – sie soll von derzeit 4,6 Petajoule auf 31 PJ gesteigert werden. Grünen-Umweltsprecherin Ruperta Lichtenegger hat allerdings Zweifel, dass das mit dieser Bundesregierung angegangen wird – diese rede viel, setze aber nichts im Klimaschutz um.

KURZ GEMELDET

Bures gibt VP-Ländern noch eine Chance

Wien – Eine letzte Chance gibt Frauenministerin Doris Bures (SPÖ) den VP-geführten Ländern und Kärnten in Sachen Kinderbetreuung. Im Gegensatz zu den SP-geführten Ländern haben diese die Frist zur Unterzeichnung der 15a-Verträge für die Einrichtung zusätzlicher Betreuungsplätze verstreichen lassen, weil ihnen die darin enthaltenen Förderkriterien nicht bedarfsgerecht erschienen. Mit Zustimmung der Regierung sowie jener Länder, die unterzeichnet haben, sei ein Vertragszusatz für 2008 noch möglich, ließ Bures am Freitag durchklingen. (APA)

21 Einreichungen für Umbau des Plenarsaals

Wien – 21 Einreichungen gibt es beim Architekten-Wettbewerb für den geplanten Umbau des Nationalrats-Sitzungssaals, der zur Jahreswende 2009/2010 beginnen und 21 Millionen Euro kosten soll: Das bestätigte das Büro von Nationalratspräsidentin Barbara Prammer (SPÖ) am Freitag. Am 24. April soll eine Jury das Siegerprojekt ermitteln. (APA)

Lehrergewerkschafter rügt Edlinger-Ploder

Graz – Im Interview mit *derStandard.at* hat die steirische ÖVP-Wissenschaftslandesrätin Kristina Edlinger-Ploder eine Änderung des Lehrerdienstrechts angeregt. Sie will, dass Lehrer künftig 40 Stunden pro Woche in der Schule arbeiten. Pflichtschullehrergewerkschafter Walter Riegler forderte Edlinger-Ploder prompt zum Rücktritt auf: „Wenn sie diesen Vorschlag ernst meint, ist es besser, sie sucht sich ein anderes Betätigungsfeld.“ (red)

Das Jahr, das schon vierzig Jahre dauert

1968 – ein Jahr, das sich seit vier Jahrzehnten ins kollektive Gedächtnis einschleicht. Fünf „echte 68er“ erinnern sich an Rebellion und Rauswürfe, Brando und Beat, Sex und Friseure – an „ihr“ Jahr.

Lisa Nimmervoll

Wien – Er war der Mann neben Rudi Dutschke. Die Mähne ist geblieben. Nur die Farbe wechselte von schwarz auf silbergrau. „Wir sind älter geworden. 40 Jahre älter. Wir sind nicht mehr die Jünglinge auf den vergilbten Fotos. Schön wär's, oder ich weiß nicht, vielleicht doch nicht.“

Wer Gaston Salvatore 1968 suchte, wurde meist bei Studentenfürher Rudi Dutschke fündig. Salvatore, gebürtiger Chilene und Neffe von Salvador Allende, taucht auf den alten Fotos fast immer an der Seite seines Freundes Rudi auf. Heute ist Salvatore Schriftsteller, lebt in Venedig und gehört zum lebenden Inventar des Jahres 1968, das irgendwie bis heute nicht aufgehört hat.

Und so begab es sich, dass sich fünf „echte 68er“ – hübsche ironische Volte der Geschichte – in den Stück-verzierten, goldgefärbelten Räumen des Wissenschaftsministeriums am Minoritenplatz einfanden, um über „ihr“ Jahr zu reden.

„Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren – Was wurde aus den Forderungen der 68er-Uni-Rebellen?“ war das Thema, das STANDARD-Kolumnist Gerfried Sperl, selbst erprobter 68er, mit Salvatore, dem Soziologen Michael Daxner, Forschungssektionschef Peter Kowalski und der Publizistin Trautl Brandstaller diskutierte. Wie war sie also, die „erste globalisierte Rebellion“, wie Sperl sie nannte? Was ist von 1968 geblieben?



Geblieben ist, dass das Jahr buchstäblich „geblieben“ ist. Es ist ein kollektiver Anker, auch für die, die es gar nicht erlebt haben. „1968 gilt als ‚langes Jahr‘“, erklärte Kowalski soziologisch. Jener Mann, der damals 22-jährig, höflich klopfend, aber doch uneingeladen eine Sitzung der Magnifizenzen und Spektabilitäten an der Uni Wien enterte und mitteilte, dass er künftig daran teilzunehmen gedenke. Stichwort: Studentische Mitbestimmung.

1968 war Brando und Dean, Beat und Existenzialismus – „Juliette Greco haben wir alle geliebt“ – und die Zeit, in der Fernsehen und Taschenbücher die Möglichkeit zu kollektiver Information geschaffen haben.

„68 war keine linke Angelegenheit“, erinnerte Kowalski an viele 68er aus dem „österreichischen Katholizismus“ und dem CV. (Brandstaller's De-Sade-Übersetzung genügt für einen Rauswurf aus dem Verband katholischer Publizisten.) Und „68 war nicht nur in Wien“, es hatte regionale Auswirkungen und „kul-

turrevolutionäre Folgen für österreichische Verhältnisse. Plötzlich gab es sogar in Bezirkshauptstädten bestimmte Bücher“, erzählte der 68er, der den Marsch durch die Institutionen beispielhaft repräsentiert.

„1968 ist ein Jahr, das sich über Jahre hinstreckt“, meinte Salvatore. Und was ist das Erbe dieses Jahres? Nachzulesen bei Marx. „Vieles, von dem, was sich als geblieben erweisen wird, hat mit marxistischer Analyse zu tun. Das Kommunistische Manifest ist die perfekte Analyse dessen, was wir heute vor Augen haben.“ Die

68er-Bewegung habe in den USA, dem damals „entwickeltesten Land“, begonnen, sei dann nach Japan, dem „zweitentwickeltesten“ Land, überschwappt, und dann nach Deutschland, Frankreich, England und Italien. Salvatore: „Was sagt das? Es entspricht der Entwicklung der Produktionskräfte: Wer am reichsten ist, kriegt so eine Bewegung als Erstes.“

Dass es in Deutschland „explodiert“ sei, lag an der Mauer und den Amerikanern in der Stadt. „Rudi und ich brauchten nur Plakate kleben, die Deutsche Presseagentur anrufen und die gesamte Welt erfuhr davon.“

In Wien war alles ein bisschen ruhiger, vielleicht, weil sich viel in Graz abspielte. Daxner, laut dem Grazer Sperl, damals „in Wien Exponent der Grazer“, beschrieb den Unterschied zu den deutschen 68ern: „Die Wiener waren gebildeter, weniger scharf in der Abgrenzung, weniger narzisstisch und sie hatten weniger Wirkung.“

Fünf 68er und ein 67er: Michael Daxner, Gaston Salvatore, Gerfried Sperl, Peter Kowalski und Trautl Brandstaller (v. li.) kämpften in Berlin, Graz, Wien gegen den „Muff“. Das Original-transparent ist aber ein „67er“, es tauchte am 9. November an der Uni Hamburg auf, marschierte durch die Institutionen – bis ins Staatsarchiv. Foto: A. Urban, AP/Endlicher

Was sie nicht hinderte, den alten Herren an den Unis Dampf zu machen: „Ich hab doch noch bei Nazis studiert“, erinnerte sich Daxner, der 1974 selbst in Osnabrück Professor wurde, schauernd an damals.

Aber auch schmunzelnd über den „Theoriehunger. Der war aufgeladen, sexuell aufgeladen“. Was heißt das für Nicht-Dabeigewesene? Ein theoretisches Bed-in konnte schnell mal ein praktisches Problem für „das Private“ werden: Eine falsche Lukács-Exegese – „und die Beziehung war aus“.

Bed-ins und Baby Che

Etwas schwerer zu knacken waren die Universitäten. „Die waren Hochburgen des Konservatismus, wo konservatives bis reaktionäres Denken herrschte“, erinnerte sich die Juristin und Politologin Brandstaller an die „intellektuelle Komatisierung Österreichs“. Aber nicht nur an den Unis war etwas in Bewegung geraten. „Friseurlehrlinge haben auf einmal Freud gelesen, Lehrer im oberen Inntal ihre Kinder Che genannt.“

Neben ein paar Guevara-Gedächtniskindern hinterließen die 68er aber noch viel mehr: Optimismus zum Beispiel. „Kein System ist so hermetisch, dass das Rebellionelle nicht immer wieder zum Durchbruch kommen könnte“ (Kowalski). „Ohne 68 keine Frauenbewegung“ (Brandstaller). „Es ist was sehr Großes geleistet worden, nicht zuletzt die Uni-Reform“ (Salvatore). „Von meinem Jahrgang haben sechs Prozent studiert, heute sind es 20 Prozent. Das ist doch was. Das waren schon wir“ (Daxner). Ja, das waren sie – die 68er.



Auch im Osten Österreichs mehren sich die Masernfälle

Im Osten des Landes steigt die Furcht vor einem Überschwappen der Masernwelle. Am Freitag wurde diese Angst von drei Neuerkrankungen in Oberösterreich und zwei Verdachtsfällen in Wien genährt.

Markus Peherstorfer

Salzburg/Wien – Am Freitag stieg in Wien die Angst, dass die Masernepidemie aus dem Westen in den Osten des Bundesgebiets übersiedeln könne. „Wir haben zwei Verdachtsfälle“, verkündete Karin Spacek, Landessanitätsdirektorin in der Bundeshauptstadt. Eine 34-jährige Wienerin, die ihre Osterferien in Salzburg verbracht hat, sei akut erkrankt, bei einer 20-jährigen Salzburgerin vermutete man eine Infektion.

Aus Oberösterreich wurden drei weitere Fälle gemeldet, jetzt sind sechs Personen erkrankt. Ein Bursch habe sich bei einer Veranstaltung in Salzburg angesteckt, sagte Gesund-

heitslandesrätin Silvia Stöger (SP). „Alarmierend“ daran sei, dass der junge Mann während der Inkubationszeit an einem weiteren Event in Linz mit mehr als hundert Gästen aus ganz Österreich teilgenommen hat. Man versuche im Moment, all diese Personen zu kontaktieren.

In Salzburg wusste man bis Freitagmittag von 175 Erkrankungen, mindestens 105 davon betreffen Schüler oder Lehrer der Waldorfschule. Nur mehr zwei Masernopfer seien wegen Komplikationen stationär in Behandlung, hieß es am Freitag aus dem Salzburger Landeskrankenhaus. Auf die städtischen Blutlabors fand ein wahrer Run statt: Viele Menschen sind sich nicht sicher, ob

sie Immunkräfte gegen Masern in sich tragen. Bei der einzigen niedergelassenen Laborgemeinschaft der Stadt sind inzwischen die nötigen Antigene für den Test ausgegangen. Das Testblut muss an ein Spitalslabor weitergeleitet werden.

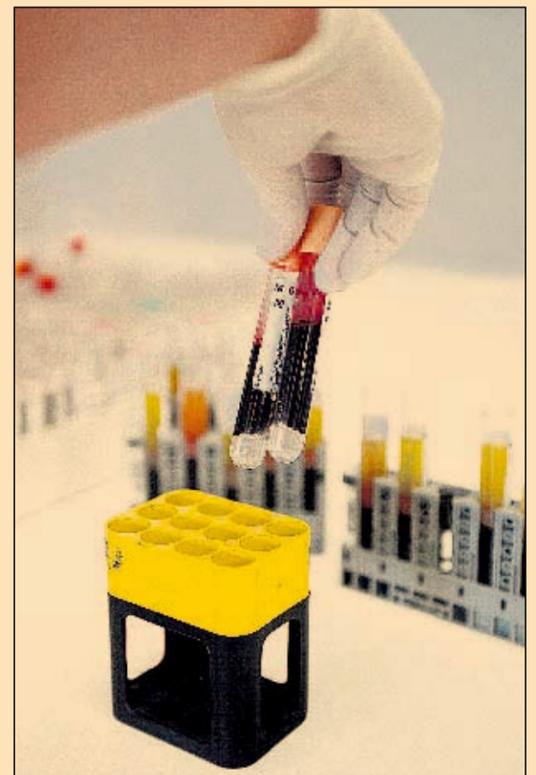
„Keine Masernpartys“

Es habe „keine Masernpartys gegeben“, versicherte unterdessen Chefermittler Johann Tonis vom Salzburger Landeskriminalamt. An Gerüchten, im Umfeld der Salzburger Waldorfschule seien Treffen veranstaltet worden, um absichtlich weitere Kinder anzustecken, sei nichts dran. Auch Staatsanwalt Marcus Neher „weiß nicht, woher das stammt“. Es gehe bei den Ermittlungen lediglich um den Verdacht, dass die ersten Erkrankungen nicht rechtzeitig gemeldet worden seien.

DER STANDARD **Webtipp:**
<http://www.salzburg.gv.at/masern.pdf>

In einem Salzburger Testlabor werden Blutproben zum Maserntest eingeschichtet. Der Run auf derartige Untersuchungen wird immer stärker.

Foto: APA/Gindl



Kinder zahlten an Gräfin Unterhalt

Max Herberstein schützt Mutter

Walter Müller

Graz – Welche Rolle spielte Andrea Herberstein? Am Papier war ja Sohn Maximilian ab 2001 Geschäftsführer im Herberstein-Betrieb, de facto führte aber Mutter Andrea die Geschäfte, zumal Sohn Max in London als Investmentbanker gutes Geld verdiente. Kassierte sie für die Führung des Betriebes vom Sohn ein Gehalt, das sie jahrelang nicht versteuerte, wie die Staatsanwaltschaft anklagt?

Am Tag zwei im Grazer Herberstein-Prozess kam Sohn Max zu Wort. Er wird beschuldigt, als Geschäftsführer eine drohende Krida verschleppt zu haben. Das Unternehmen samt Tierpark sei am Rande des Ruins gestanden, weil unter anderem eben Andrea Herberstein zu viel Geld aus der Herberstein OEG herausgenommen hätte – so zumindest die These des Staatsanwaltes. Die Gehaltszahlungen seien von Andrea Herberstein als steuerfreie „Unterhaltszahlungen“ deklariert worden.

Max Herberstein nahm seine Mutter in Schutz. Nach dem Tod des Vaters habe die Mutter nichts bekommen, Unterhaltszahlungen der Kinder, die sich den Besitz aufteilten, stünden ihr zu. Richterin Elisabeth Juschitz bemerkte: pro Jahr im Schnitt 109.000 Euro. „Angemessen“, sagt Sohn Max. Herberstein sei ihr Lebenswerk. Konkursreif sei Herberstein nie gewesen. Verbindlichkeiten seien jederzeit durch das Vermögen abgedeckt gewesen.

ROTTENBERGS BOULEVARD

Glattauers Schule



Premierenfeier im MAK: Sicheritz, Theo, Glattauer.

Foto:
Christian Fischer

Vermutlich färbt der regelmäßige Kontakt mit **Daniel Glattauer** ab – und Menschen werden höflich. **Theo** jedenfalls, der seit seiner Geburt jährlich von Glattauer im STANDARD porträtierte 13-jährige Jugendliche, präsentierte sich am Donnerstag im MAK, bei der Premierenfeier der Verfilmung von Glattauers Krimi „Darum“ durch **Harald Sicheritz**, als guter Schüler: „Das Buch hat mir gefallen – und nach dem, was die Kritik geschrieben hat, war ich vom Film positiv überrascht.“ Ob er sich die Verfilmung „seiner“ Porträts durch Sicheritz wünsche? „Diese Frage stellt sich derzeit nicht.“ Glattauer meinte, er sei „fröhlich-befangen“. Aber stolz war er schon. Nicht nur auf Theo.

NESCAFÉ Dolce Gusto

Manche mögen's heiß! ICE!

Eiskalter Kaffeegenuss im Handumdrehen

- vielseitig
- verführerisch
- aromatisch vollendet durch 14 bar Profidruck

NEU! Cappuccino ICE. Ab Mai im Handel erhältlich.

Die einzige Kaffeemaschine mit zusätzlicher Kaltwasserzubereitung

Bewertung im Verbraucher-Test:
85,4%
Ausgezeichnet/Sehr gut**

**Jetzt GRATIS Kapseln*
Gutschein im Wert von €47⁹⁰**

Ihr Coffee-Shop-Genuss für zu Hause.
www.dolce-gusto.at

** Quelle: unabhängiges Marktforschungsinstitut Marktagent.com

** Quelle: unabhängiges Marktforschungsinstitut Marktagent.com

„Bis 1968 waren wir ja blind und taub“

Die rebellischen Studenten waren mutig, aber taktlos, sagt die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich. Die heute 90-Jährige erlebte den Aufbruch 1968 und die Folgen als Zeitzeugin und in ihrer Praxis.

Birgit Baumann

STANDARD: Sie selbst haben 1968 an der Universität turbulente Tage in Frankfurt am Main erlebt. Erinnern Sie sich gerne daran?

Mitscherlich: Wir Psychoanalytiker, also auch mein Mann Alexander, waren wirklich der Meinung, dass sich die Studenten einmal mit der Vergangenheit auseinandersetzen sollen. Da war so viel Verdrängung nach dem Zweiten Weltkrieg – auch bei den Studenten. Aber es war ja kein Wunder: Nach so viel Irrtum, nach totem ideellem und materiellem Verlust, war das Bedürfnis nach Ruhe verständlich. Es war wohl auch eine Art manische Abwehr gegen die drohende Depression. Man war eben mit dem Wirtschaftswunder beschäftigt, ordentlich und fleißig waren die Deutschen ja immer.

STANDARD: Warum endete diese Ruhe 1968? War der zeitliche Abstand zu 1945 groß genug, um sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen?

Mitscherlich: Ja, das war ein Aspekt unter vielen. Außerdem begannen die Deutschen ins Ausland zu reisen und merkten, welche Verachtung ihnen entgegen schlug. Öffentlich wurde zwar über das Dritte Reich diskutiert, aber daheim redete man nicht davon. Außerdem ging es den Deutschen wirtschaftlich gut. Das gab ihnen die Kraft, an die Geschichte zu rühren und zu fragen, wie dieser grässlichste Massenmord aller Zeiten passieren konnte. Bis 1968 waren wir ja blind und taub.

STANDARD: Wie fanden Sie die Besetzung des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt durch Studenten, die eine Diskussion über die politische Situation durchsetzen wollten?

Mitscherlich: Ich fand es nicht witzig, als das Büro, das mein Mann mit Jürgen Habermas und Theodor Adorno teilte, besetzt wurde. Als Adorno starb (1969, Anm.), habe ich eine der Frauen, die ihn mit blankem Busen erschreckt haben, angefahren: „Sie sind schuld!“ Gott, die Ärmste.

STANDARD: Wie denken Sie heute über diesen Satz?



Bare Busen als Protest, hier 1968 bei Gericht in Hamburg, fand die Feministin Margarete Mitscherlich damals schrecklich. Heute sieht sie es differenzierter.

Foto: Kai Greiser

Mitscherlich: Nun ja, es tat den Studenten schon gut zu überlegen, was man mit Menschen macht, die ein ganz anderes Leben hatten. Für so etwas wie Takt gab es wenig Gefühl. Wir waren während der Nazizeit alle keine Helden – bei Gott, ich auch nicht. Aber man schwieg, weil man am Leben bleiben wollte.

STANDARD: Andererseits wurde endlich diskutiert, und Ungeduld ist ein Vorrecht der Jugend.

Mitscherlich: Ja, klar, dass die Jugend aus diesem Spießertum ausbrach, das war positiv. Aber die protestierenden Studenten waren nicht sehr einfühlsam, sondern die Unsensibilität der Nazis herrschte weiter. Die Studenten hatten zwar eine neue Ideologie, aber eben eine Ideologie. Und da verlangt man dann, dass alle so denken wie man selbst, was sehr nervig ist.

STANDARD: Gab es einen Unterschied zwischen Männern und Frauen?

Mitscherlich: Ich hatte später den einen oder anderen der Studentenführer in Behandlung. Da kam auch heraus, dass die Frauen damals diesen Männern sehr ergeben waren. Sie kochten Kaffee und befriedigten ihre

Bedürfnisse. Erst die Terroristinnen der RAF hatten – wie bekannt – etwas zu sagen. Aber die sahen absolut an der Realität vorbei.

STANDARD: Brauchen wir heute noch Feminismus?

Mitscherlich: Ja, mit Sicherheit. Man braucht ihn auch für sich selbst gegen das Bedürfnis, sich unterzuordnen. Es ist für Frauen schwer, aus der passiven Rolle auszubrechen, zu eigenen Entscheidungen zu kommen und im Rivalitätskampf rücksichtslos zu sein. Gelegentlich ist es angenehm, wenn jemand anderer sagt: Das mache ich für dich. Ich war ja auch berufstätig, aber es gab Dinge, die immer mein Mann machte – die ganzen Steuergeschichten etwa.

STANDARD: Muss eine emanzipierte Frau alles selbst machen?

Mitscherlich: Natürlich nicht. Nicht jeder muss den Ehrgeiz haben, immer eine höhere Position zu erreichen. Ich zum Beispiel war ausgefüllt mit dem Beruf, meiner Familie, dem Reisen, da musste ich nicht noch einen Professorentitel anstreben.

STANDARD: Wie definieren Sie heute Feminismus?

Mitscherlich: Als Befreiung von vorgefassten Meinungen und Werten, die bisher als weiblich und männlich galten und seine eigene Position einnehmen können.

STANDARD: Ihre Freundin Alice Schwarzer kämpft auch gegen Pornografie. Warum Sie nicht?

Mitscherlich: Die menschliche Fantasie ist nicht zu bändigen, und es gibt nun einmal masochistische und sadistische Fantasien en masse. Feminismus brauchen wir, aber er muss kein Kampf gegen Fantasien sein – es sei denn, Pornografie wird benutzt „um Frauen zu erniedrigen. Pornografie kann auch künstlerisch reizvoll sein, man denke an die griechische Kunst. Es sind ja nicht alle Menschen 90 Jahre alt und jenseits von Gut und Böse. 1968 brachte schließlich – auch dank der Pille – sexuelle Befreiung.

STANDARD: Sie sind seit Jahrzehnten Psychoanalytikerin. Haben sich die seelischen Konflikte Ihrer Patienten verändert?

Mitscherlich: Früher wurden Frauen aus bäuerlichen Gebieten, die von „Fremdarbeitern“ ein Kind bekamen, geächtet. Diese Konflikte gibt es nicht mehr, weil andere Lebensformen neben der Ehe gibt. Aber das Trauma eines Menschen, der verlassen wird, ist immer noch das gleiche.

ZUR PERSON



Margarete Mitscherlich (90) ist Psychoanalytikerin. Gemeinsam mit ihrem Mann Alexander, dem 1982 verstorbenen Psychologen und Soziologen, verfasste die gebürtige Dänin zahlreiche Bücher über die Aufarbeitung der NS-Zeit. „Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens“, das bekannteste Werk der beiden, erschien im Jahr 1967. In der ersten Ausgabe von Alice Schwarzers Frauenzeitschrift *Emma* aus dem Jahr 1977 erklärte Margarete Mitscherlich: „Ich bin Feministin.“ Noch heute behandelt sie Patienten im Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt.

Foto: dpa

Brauchen Kinder Grenzen? Fünf Jugendliche antworten



Esther Huppmann (18), Schülerin der Bakip 19 – Mit Erziehung habe ich jeden Tag zu tun, nicht umsonst bin ich Schülerin einer Kindergartenschule. Dazu kommt meine Ausbildung in Früherziehung, da kümmer ich mich um Kinder von bis zu drei Jahren. Ein Kind autoritär zu erziehen ist nicht gut für seine Entwicklung. Es braucht sowohl bestimmte Freiheiten als auch Grenzen. Ein Kind muss wissen, wie weit es gehen darf. Kinder brauchen ein gutes Verhältnis zu ihrem Erzieher, das ist die Basis. Hat ein Kind Angst, ist der Versuch einer Erziehung zum Scheitern verurteilt. Das Emotionale ist, was in jeder Erziehung zählt. Ich möchte den Mittelweg finden, meinem Kind zwar sagen, was recht und unrecht ist, aber nicht auf den Tisch hauen und sagen: So ist es und basta.

Lalé Eleonora Cabuk



Valérie Purth (17), Schülerin der Sir Karl Popper Schule – Erziehungstheorien beschäftigen mich in letzter Zeit viel. Mein Spezialgebiet für die Matura in Italienisch ist Maria Montessori. Ich selbst war bis zur Oberstufe in Klassen des Montessori-Zweigs. Diesen Erziehungsstil befürworte ich, er lässt den Kindern genug Freiraum. Eltern sollten ihr Kind in seiner natürlichen Neugier und seinen individuellen Interessen unterstützen und es so früh wie möglich zur Eigenständigkeit anregen. Das Wichtigste in der Erziehung ist für mich der Respekt der Eltern für das Kind und dass sie sich ihrer Verantwortung als Vorbilder immer bewusst sind. Mit Druck kann man das nicht erreichen. Aber auch ein Laissez-faire-Stil ist nicht sinnvoll, schließlich braucht das Kind Verlässlichkeit.

Lalé Eleonora Cabuk



Reinhard Brandl (16), Schüler des BRG 18 – Zuckerbrot und Peitsche, das ist für mich der autoritäre Erziehungsstil. Ich halte eine absolut autoritäre Erziehung nicht für richtig, aber mit Liebe verbunden, kann es durchaus gut sein. Die goldene Mitte ist für mich der gemäßigten autoritären Erziehungsstil. Man muss auf die Umstände eingehen: Regeln aufstellen, wenn sie notwendig sind und Freiheiten lassen, wenn das Kind sie braucht. Ich würde meinen Kindern viel Liebe geben, aber auch sagen, was nicht geht: Rauchen zum Beispiel. Meine Kinder sollen viel lernen fürs Leben, auch, wie sie mit anderen Kindern umgehen. Und auch dann werde ich eingreifen: zum Beispiel wenn ich merke, dass meine Kinder mit seltsamen Leuten zu tun haben und sich selbst in Gefahr bringen.

Lalé Eleonora Cabuk



Dan Glazer (18), Schüler des BG Biondegasse, Baden – Ich halte nicht viel von autoritärer Erziehung, wertvoll finde ich vor allem Gleichberechtigung. Es darf keine soziale Hierarchie in der Familie geben, der große Bruder darf nicht wichtiger sein als der kleine. Mir ist es wichtig, dass Eltern zu ihren Kindern eine persönliche Beziehung haben, der Vater soll auch ein Freund sein können. Oft nehmen Väter zu schnell die Rolle des Beschützers ein und stellen sich über ein Kind. Ich finde diese Art von Rangordnung völlig überflüssig und störend, das gab es in meiner Kindheit nicht. Ich durfte fast alles, was ich wollte, und die wenigen durchaus wichtigen Grenzen überzeugten mich bis heute. Denn es ist diese Erziehung, die es mir ermöglicht hat, zu dem zu werden, was ich heute bin.

Hannah Tiefengraber



Anna-Sophie Sailer (17), Schülerin des BG Biondegasse, Baden – Autoritäre Erziehung finde ich weder gut noch schlecht. Man sollte bei der Erziehung einen Mittelweg einschlagen, etwas zwischen autoritär und liberal. Denn Kinder einsperren will ich auf keinen Fall, aber es müssen klare Grenzen definiert werden, sonst lässt man ein Kind hilflos und allein zurück. Da geht es nicht darum ein Kind einzuzügeln, sondern zu beschützen. In meiner Familie, ich lebe mit meinen Eltern und meinem zwei Jahre jüngeren Bruder zusammen, gab es und gibt es immer noch ausgesprochene Grenzen, und die werden nicht hinterfragt. Über die Ausgehzeiten diskutieren wir in der Familie, aber ich verstehe die Verbote, die mir gestellt werden, auch wenn sie mir manchmal nicht gefallen.

Hannah Tiefengraber

Bahnhof Praterstern eröffnet

Dreijährige Bauzeit, rechtzeitig vor der EURO beendet

Marijana Miljković

Wien – Am Freitag wurde der Bahnhof Praterstern, vormals Bahnhof Wien-Nord, offiziell eröffnet. ÖBB-Chef Martin Huber, Verkehrsminister Werner Faymann und Wiens Bürgermeister Michael Häupl (beide SPÖ) – Entertainer Peter Rapp, der am Nachmittag das „Fußvolk“ unterhielt, nannte sie die „Bonzen“ – knüpften beim Festakt eine überdimensionale rote Maske auf.

Der 100 Millionen Euro teure Bahnhof war auch während der dreijährigen Bauzeit ohne Unterbrechungen in Betrieb. Das Bauwerk, das auf 6500 Quadratmetern Fläche Platz für die Gleisanlagen (Obergeschoß) sowie für Geschäfte und Gastronomie (ebenerdig) bietet, wurde

von Architekt Albert Wimmer entworfen. Wimmer änderte mit seinem offenen und hellen Glas- und Stahlbau „radikal“ den heruntergekommenen, alten Bahnhof. Einladend sollte er werden, auch für Randgruppen, sagte er. Denn ähnlich wie beim Franz-Josefs-Bahnhof im 9. Bezirk ist auch dieser Bahnhof Treffpunkt für Obdachlose und alkoholranke Menschen. Wie in Alsergrund kümmern sich auch hier Sozialarbeiter um sie.

Am neuen Bahnhof haben die meisten Geschäfte sieben Tage die Woche von 6 bis 21 Uhr geöffnet, auch der Billa. Derzeit frequentieren 70.000 Menschen den Bahnhof. Mit der U2-Verlängerung sollen es 110.000 Besucher täglich werden. Nach der EURO wird der Vorplatz neu gestaltet. **ÖBB: Seite 25**



Aus dem Erdgeschoß, wo Geschäfte, Lokale und Serviceeinrichtungen untergebracht sind, gelangt man jetzt auch offiziell zu den Bahnsteigen. Der neue Bahnhof in der Leopoldstadt wurde am Freitag eröffnet. Foto: Andy Urban

Herzspezialist für Fans reserviert

Aus Sicht der Ärzte bedeutet die Fußball-EM vorrangig „unfallchirurgisches Kleingeschäft“, also viele Schnittwunden und Knochenbrüche. Auch ein Herzspezialist muss während der EURO stets am AKH sein.

Gudrun Springer

Wien – Was die EM-Spiele am Rasen bringen werden, steht noch in den Sternen. Welche Arbeit den Ärzten in den Wiener Spitälern durch das Drumherum entstehen dürfte, ist da schon eine Spur kalkulierbarer. „Jeder tausendste Besucher der EURO wird laut Studien irgendwann zum Patienten werden, drei von 100.000 müssen ins Spital“, rechnete Susanne Drapalik, EM-Beauftragte des Wiener Krankenanstaltenverbands (KAV), Donnerstagabend bei einer Info-Veranstaltung vor. Im Schnitt werde ein um 25 Prozent erhöhter Patientenansturm erwartet. Die Zahl heißt im Grunde aber nur soviel: Um 50 Prozent mehr Patienten wären genauso möglich, wie auch eine wahre Stadtflucht, die es bei den Olympischen Spielen in Atlanta gegeben hat.

Der Großteil der Patienten soll jedenfalls gleich vor Ort behandelt werden. Daher werden neben Sanitätern auch Ärzte bei Stadion und Fanzone präsent sein. Anton Laggner, Leiter der Notfallklinik im Allgemei-

nen Krankenhaus (AKH), glaubt, bereits einige Details über die Arbeit im Juni zu wissen, die ihm und seinen Kollegen bevorsteht: „Wir werden mehr jüngere Patienten haben. Und sie werden nicht zu den Ärmsten zählen. Sie kennen ja die Bierpreise“, scherzte Laggner. Vor allem „unfallchirurgisches Kleingeschäft“ komme auf die Spitäler zu, also mehr Behandlungen von Riss- und Schnittwunden sowie Frakturen, „insbesondere Nasenbeinfrakturen“.

Bei der Fußball-WM 2006 in Deutschland sei es zudem zu dreimal mehr Herzinfarkten gekommen – „allerdings immer, wenn die Deutschen gespielt haben.“ Dieses Problem bestehe bei Österreich nach Lagners Meinung „nur während der Vorrunde, aber wir wissen natürlich nicht, was mit den Deutschen passiert.“ Daher herrsche im Juni am AKH ständige Anwesenheitspflicht für einen Herzspezialisten. Auch Sicherheitspersonal werde 24 Stunden am Tag vor Ort sein.

Im Idealfall soll laut AKH-Leiter Reinhard Krepler das AKH in die Regelversorgung weniger stark als an-

dere Spitäler eingebunden sein, „damit wir uns das AKH als Trumpfkarte aufheben können.“ Im Falle eines gravierenden Vorfalls, etwa einem Tribüneneinsturz, können alle Mitarbeiter automatisch via Handy ins Krankenhaus beordert werden.

Zusatzkosten noch ungewiss

Wie viel zusätzliches Personal insgesamt benötigt werden wird, und wie viel das kosten werde, sei laut Drapalik noch nicht abzuschätzen. Jedenfalls werde in sämtlichen Wiener Krankenhäusern aufgestockt.

Krepler rechnet damit, dass alleine die Infrastruktur und die Lagerung von medizinischen Vorräten

bis zu 1,5 Millionen Euro Zusatzkosten verursachen wird.

Für die Planung der medizinischen Versorgung während der EURO arbeiten erstmals die vier Rettungs-NGOs mit der Wiener Rettung, der Magistratsdirektion und dem KAV zusammen. Am Freitag stand diese Zusammenarbeit bei einer Großübung mit 750 Beteiligten zu einer fiktiven Panik in der U2-Station „Stadion“ auf der Probe.

Die UEFA hat das AKH übrigens auch als offizielle Turnierklinik für Wien auserwählt. Der Leiter der Unfallchirurgie, Christian Gäbler, ist als Leibarzt für das Wohl der Sportler und Funktionäre verantwortlich.



750 Beteiligte aller Einsatzkräfte übten am Freitag bei einer Großübung rund um die U2-Station „Stadion“ den Ernstfall bei der EURO. Foto: APA

Die Liebe, die Sucht und der Supermarkt

Wien – „Er hat alles geplant. Ich war verliebt in ihn“, erklärte die 19-Jährige am Freitag im Wiener Landesgericht. Sie habe sich auch „am Anfang gar nicht getraut“. Doch er habe gesagt: „Das machst du jetzt.“ Er hatte ihr eine Schreckschusspistole besorgt und Handschuhe gegeben, hatte den Tatort und den Fluchtweg ausgesucht – und dann draußen gewartet. Sie ging hinein in den Billa. Nicht nur einmal. Binnen weniger Wochen überfiel sie insgesamt sieben Supermärkte, um ihre und die Sucht ihres Freundes zu finanzieren.

Mit 14 Jahren hatte sie erstmals Rauschgift probiert. Später landete sie bei Heroin und bei „falschen Freunden“, wie sie nun weiß. Mit dem Ältesten der Gruppe begann sie eine Beziehung – und da der selbst bereits mit Gericht und Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte, schickte er seine Freundin in die Supermärkte. Um Geld für die Drogen aufzutreiben. In Summe erbeutete sie rund 18.000 Euro.

Das Schwurgericht verurteilte die 19-jährige Wienerin wegen mehrfachen schweren Raubes zu sechs Jahren Haft. Das Urteil ist nicht rechtskräftig. Nach den belastenden Aussagen der jungen Frau vor Gericht muss nun auch ihr damaliger Freund mit einem Verfahren wegen Anstiftung zu mehrfachem schweren Raub rechnen. (APA, frei)

frei-STADT

Die urbane STANDARD-Kolumne von Roman David-Freihsl

Der schale Plakat-Geschmack

Es war natürlich nur eine Frage der Zeit. Und spätestens diese Woche war es dann auch soweit: Die neuen Gewista-„Halbschalen“ an den Laternenmasten – mit denen das Plakatunternehmen Gewista den Wildplakatieren den Kampf angesagt hatte – waren komplett zugekleistert. Tatort: Die Universitätsstraße zwischen NIG und Hauptuni.

Von den originalen und offiziellen Ronacher-Plakaten etwa lugte nur noch das oberste Eckerl raus – mit der in diesem Fall durchaus mehrdeutigen Ankündigung: „forbiden“. Der Rest der Schale waren Flugzettel – unter anderem mit dem Veranstaltungshinweis: „Ende einer Diktatur?“ Und das ist zumindest aus der Sicht der Wildplakatierer nicht minder vieldeutig interpretierbar.

Zur Erinnerung: Das Diktat der Gewista-„Halbschalen“ war zu Beginn dieses Jahres ausgerufen worden. Um das Stadtbild zu verschönern, so die offiziell kommunizierte Intention. Die Realität sieht

freilich etwas anders aus: Die neuen „Halbschalen“ rücken die Hinweise auf hochwertige Kulturveranstaltungen – wie etwa der „Erotik-Messe“ – um einiges massiver ins Straßenbild. Praktischerweise hatte man die für solche Fragen zuständige Abteilung für Stadtgestaltung erst gar nicht befragt.

Gleichzeitig werden aber die letzten wild geklebten Plakate auf den noch freien Masten und Stromkästen regelmäßig herunter gerissen. Sodass nicht mehr Plakate, sondern nur noch deren Fetzen das Auge erfreuen.

Im Umfeld der Hauptuni zeigt sich nun, dass man den Wildplakatieren mit den neuen Halbschalen im Grunde sogar die Arbeit erleichtert hat: Jetzt haben sie eine schöne Fläche und brauchen ihre Flugzettel nicht mehr mühsam um die Masten herum wickeln. Und die Gewista kann jetzt damit beginnen, das Wiener Ortsbild so richtig zu verschönern – dass die Wildplakat-Fetzen nur so fliegen. Foto: David



Mehr Mitbestimmung, mehr Freiraum

ÖVP Ottakring will sich um die Jugend im Bezirk kümmern – und ließ sie befragen

Martina Stemmer

Wien – Besonders schlecht kommen die Einkaufsstraßen weg. Über 60 Prozent der jungen Ottakringer, die bei der von der ÖVP initiierten Umfrage „Jung leben in Ottakring“ mitgemacht haben, finden, dass die Shopping- und Abhäng-Meilen in ihrem Bezirk ziemlich alt aussehen. „Das ist natürlich ein Dauerthema“, sagt Bezirksvorsteher-Stellvertreterin Eva Weißmann (SPÖ), „und wir arbeiten sehr intensiv daran, die kleineren Einkaufsstraßen zu beleben.“

Wesentlich mehr Kopfzerbrechen als die jugendliche Kritik am Einkaufsangebot bereitet der roten Bezirksvorstehung allerdings der Umstand, dass das kulturelle Angebot ähnlich schlecht wegkommt. „Das tut mir sehr leid. Und wundert mich auch. Denn in diesem Bereich ist in den letzten Jahren sehr viel passiert“, sagt Weißmann, die in diesem Zusammenhang ein „massives Kommunikationsproblem“ ortet.

Über 10.000 Fragebögen hat die Bezirks-ÖVP gemeinsam mit den Wiener Jugendfreunden vor einigen Wochen an Ottakringer zwischen 16 und 30 geschickt, 1000 ausgefüllte Fragebögen sind zurückgekommen. „Wir wollten wissen, was jungen Leuten wichtig ist, damit sie sich im Bezirk wohlfühlen“, sagt die schwarze Bezirksvorsteher-Stellvertreterin

Astrid Buk. Neben Einkaufen und Entertainment zählt für den Großteil der jungen Ottakringer vor allem eines: Freiraum. Fast die Hälfte der Befragten beklagen, dass es zu wenig Grün in unmittelbarer Nähe gibt.

Ein weiteres großes Thema ist der Mangel an Mitbestimmung. „Das ist kein Wunder“, sagt die Grüne Jugendsprecherin Claudia Smolik. „Es gibt zwar diese Schülerparlamente, die sind allerdings ein Witz.“ Dass die jungen Ottakringer mit der Kulturszene unzufrieden sind, ist für Smolik ebenfalls „logisch“: „Es gibt zwar viele Lokale am Gürtel, für jun-

ge Leute, die wenig Geld haben, gibt es aber im ganzen Bezirk kaum Zonen, in denen sie nichts konsumieren müssen.“ Damit sich die Unter-30-Jährigen künftig nicht übergangen fühlen, wünscht sich Umfragen-Initiatorin Buk für sämtliche bezirkspolitische Vorhaben eine „Jugendverträglichkeitsprüfung“.

83 Prozent der Ottakringer, die bei der Umfrage mitgemacht haben, geben Deutsch als Muttersprache an. Weshalb die ÖVP noch auf Antwortbriefe von Zuwandererkindern hofft. Schließlich ist im 16. Bezirk der Migrationsanteil traditionell hoch.

Trotz Brunnenviertel gaben junge Ottakringer Einkaufsmöglichkeiten und Kulturszene im Bezirk schlechte Noten. Foto: derstandard.at/Graf



KURZ GEMELDET

ÖSTERREICH

Im Mai soll Einigung zum Nichtraucherschutz stehen

Wien - Als „flexibel“ bezeichnete sich Sozialminister Erwin Buchinger (SPÖ) am Freitag in Sachen Einigung beim Thema Nichtraucherschutz. Bis Mai wolle er mit Gesundheitsministerin Andrea Kdolsky (ÖVP) „zu einem vernünftigen Kompromiss kommen“. Kdolsky zeige sich ebenfalls „beweglich“, etwa bei der 75 Quadratmeter-Grenze. Auch Fragen des Arbeitnehmerschutzes sollen besprochen werden. (APA, spri)

SALZBURG/KÄRNTEN

Zweite Röhre vom Katschbergstunnel eröffnet

Rennweg - Die zweite Röhre des Katschbergstunnels auf der Tauernautobahn (A10) zwischen Salzburg und Kärnten ist am Freitag eröffnet worden. Sie soll mehr Sicherheit und ab Ostern 2009 auch ein Ende der Staus bringen. Dann soll nämlich die alte Röhre, die gerade generalsaniert wird, für den Verkehrs freigegeben werden. (APA, spri)

NIEDERÖSTERREICH

Falsche Polizisten raubten erneut Autofahrer aus

St. Pölten - Zum vierten Mal in drei Wochen wurde eine vermeintliche Polizeikontrolle Autofahrern zum Verhängnis: Donnerstagabend hielten unbekannte Täter auf der A21 ein Auto auf und raubten die drei rumänischen Insassen aus. Die Täter trugen Kappe mit der Aufschrift „Polizei“. Sie rasteten mit 15.000 Euro Beute in einem dunklen Škoda Oktavia mit Wiener Kennzeichen davon. Nur eine Stunde vorher war ein slowakischer Pkw aufgehalten worden, deren Lenker den falschen Polizisten ihre Rolle nicht abnahm. (APA, spri)

OBERÖSTERREICH

Initiativen für Asylwerber bündeln ihren Widerstand

Linz - Bürgerinitiativen für integrierter Asylwerber haben sich auf der ersten Bleiberechtskonferenz österreichweit vernetzt, um ihren „Widerstand zu bündeln“. 50 Organisationen nahmen an der Tagung in Linz teil. Ziel sei es, „Politiker anzutreiben, damit das Thema Bleiberecht nicht mehr auf die lange Bank geschoben werde, so Forum Asyl. (ker)

KULINARIUM

„La Cave“-Doppeljubiläum

Vor 20 Jahren begannen Catherine Sajus und Michael Klonfar, französische Weine und Spezialitäten zu importieren. Und vor 15 Jahren eröffneten sie die Vinothek La Cave am Bacherplatz. Dieses Doppeljubiläum wird jetzt genussreich gefeiert: am 9. und 10. April mit der Verkostung „1998 - zehn Jahre danach“ (17-21 Uhr). Am 12. 4. dann ab 13 Uhr ein Jubiläumsbrunch. Am 16. und 17. April folgt eine Loire-Verkostung. Näheres unter www.lacave.at. (frei)



taten gesund und genussreich kochen. Samstag und Sonntag, jeweils von 14 bis 16 Uhr in der Halle 2 am ÖCC-Messestand. (frei) F.: PhotoDisc
Kulinarium@derStandard.at

„Das hängt uns jetzt noch nach“

Susanne Widl war die Wiener Femme fatale der Sechziger und Siebziger. Mit Martina Stemmer sprach das Ex-Model über Inszenierung, Stil und das Versäumnis von Frauen, sich selbst zu befreien.

STANDARD: Sie sind 1966 nach New York ausgewandert, weil Ihnen Wien zu langweilig war. 1968 kamen Sie zurück, da Ihre Mutter krank wurde. Wie schlimm war es, wieder in Wien zu sein?

Widl: Das war sehr hart. Wien erschien mir damals so klein und eng. Und niemand ist hier so herumgelaufen wie ich: Im silbernen Mini, mit hohen Stiefeln, einmal als Zeitungsverkäuferin, einmal im Herrenanzug. Ich wurde oft auf der Straße als „Schlamp'n“ beschimpft.

STANDARD: Die 68er gelten heute durchwegs als Machos. Deckt sich das mit Ihren Erfahrungen?

Widl: Die waren natürlich alle Machos. Die Frauen mussten alles für sie machen: nähen, putzen, waschen. Für mich war Selbstbestimmung immer wichtig. Meine Mutter wollte, dass ich einen reichen Mann heirate, aber ich habe immer gesagt: das mache ich sicher nicht. Es hätten sich damals mehr Frauen selbst befreien müssen, das hängt uns ja auch jetzt noch nach. Jetzt geht ja alles wieder in die andere Richtung. Jetzt kommt wieder die Zweierbeziehung, der kleine Kaschmirpullover, das Perlenkettlerl, zurück zur Kleinfamilie. Jetzt werden die Frauen wieder brav, weil es eh schon kein Tabuthema mehr gibt. Heute kannst du nackt über die Straße gehen, verhaftet wird man nimmermehr, oder? Ich bin einmal in Rom für ein Shooting in einen Brunnen gestiegen. Wenn ich das damals in Wien gemacht hätte, halb angezogen im Donnerbrunnen, hätte mich die Wiener Polizei sofort verhaftet.

STANDARD: 1968 brachte also weder eine weibliche noch eine modische Befreiung?

Widl: Wien war in Sachen Mode wirklich trostlos. Für mich war damals die Designerin Brigitte Meier-Schomburg ein echter Lichtblick. Bei ihr habe ich mir meine Sachen machen lassen. Die Boutiquenmode war ja nicht so meins, ich habe mir bei der Frau Grüner am Kohlmarkt Stoffe gekauft und mir Kostüme machen lassen. Eine Hermès-Tasche musstest du auch damals schon haben. Ich habe lange auf so ein Ding gespärt.

STANDARD: Wie sind Sie dem Wiener Mief zumindest zeitweise entkommen?

Widl: Mit dem Club Voom Voom - und mit Ausstellungen. Man hat sich den eigenen Freundeskreis gesucht, Leute, die auch so waren. Die Brigit-



„Ich war eine geniale Selbstdarstellerin und hatte einen dementsprechenden Ruf. Viele Männer haben ihren Frauen verboten, mit mir wegzugehen“: Fotomodell Susanne Widl, damals 18 Jahre alt, 1968 vor dem Wiener Rathaus.
Foto: Horowitz

te Meier-Schomburg und ich sehen uns jetzt noch, auch zu Lui Dimanche habe ich noch Kontakt, der war in den Sechzigern der Fotograf. Im Hawelka war man auch jeden Tag, danach ist man ins Voom Voom gegangen, dort hat dann der Charlie Ratzner gespielt oder der Kobalek, da ist man entweder in Jeans gegangen oder im kleinen Abendkleid. Das Publikum war dort sehr gemischt. Ich war eine geniale Selbstdarstellerin. Und hatte einen dementsprechenden Ruf. Einige Männer haben ihren Frauen verboten, mit mir wegzugehen. Die Kunstszene war in den Sechzigern und Siebzigern aber wesentlich offener als heute. Heute arbeitet ja jeder für sich, und jeder muss gleich eine Agentur haben. Früher haben die Künstler viel mehr zusammengehalten, das war oft eine große Wohngemeinschaft. Als ich später Theater gespielt habe, war das wie Zusammenleben, da hat man sich in der Früh getroffen und gemeinsam geprobt bis in die Nacht.

STANDARD: Was hat sich in Sachen Modewusstsein seit damals verändert?
Widl: Nicht sehr viel. Das ist wirklich

furchtbar, wie die Leute in Wien daherkommen, ärger als im Ostblock. Wenn man das Angebot, das es jetzt gibt, nimmt, muss ich schon sagen, das hat es, als ich jung war, nicht gegeben. Es gibt ja ein super Angebot für junge Leute, die ganzen Boutiquen, und schauen Sie, wie die Leute daherkommen. Keine Individualität! Alle schauen gleich aus. Als ich Fotomodell war - und auch später als Filmschauspielerin - habe ich mich immer selbst geschminkt. Da lernt man sein Gesicht kennen, ich habe immer gesagt: Das Gesicht ist meine Leinwand. Weil ich's besser kenn als jeder Visagist. Heute setzt sich das Model einfach hin, und es wird alles gemacht. Was soll sich da schon groß entwickeln?

STANDARD: Sie waren einige Jahre mit dem Schauspieler Peter Falk befreundet. Haben Sie noch Kontakt zu ihm?

Widl: Leider nein, er wird die letzten Jahre sehr abgeschirmt. '68 habe ich mit ihm in Belgrad gedreht, unter der Regie von Sydney Pollack. Die Freundschaft hielt bis '87. Es wurde dann schwierig, weil ich zu einer Art Scheidungsgrund wurde. Und heiraten wollte ich den Herrn Columbo eigentlich nicht. Meine große Liebe war ja der Weibel.

ZUR PERSON



Susanne Widl (58) war in den Sechzigern und Siebzigern Modepionierin, Muse, international gefragtes Fotomodell sowie Theater- und Filmschauspielerin. Unter anderem spielte sie die Hauptrolle in Valie Export's Spielfilm „Unsichtbare Gegner“ (1976). Heute betreibt Widl das Café Korb in der Wiener Innenstadt, das seit über 50 Jahren im Besitz ihrer Familie ist, und fördert junge Künstlerinnen. Seit 1972 ist Widl mit dem Wiener Aktionisten und Medientheoretiker Peter Weibel liiert.
Foto: Fischer

Zunehmendes Problem: Drogen im Alter

In- und ausländische Suchtexperten warnen: Gesundheitssystem auf steigende Anzahl von Patienten nicht vorbereitet

Michael Simoner

Lissabon/Wien - Wer „Drogenprobleme“ hört, denkt vielleicht an Pete Doherty oder Amy Winehouse. Die „Kinder vom Bahnhof Zoo“ mögen einem einfallen oder auch ferngesteuert wirkende Jugendliche am Wiener Karlsplatz - und dass das „Einstiegsalter“ kontinuierlich sinkt. Abhängigkeit von illegalen Drogen wird fast immer mit jungen Gesichtern in Verbindung gebracht, kommt aber in allen Altersschichten vor. In ihrem jüngsten Bericht bezeichnet die in Lissabon ansässige Europäische Drogenbeobachtungsstelle (EBDD) Drogenkonsum im Alter als „vernachlässigtes Problem“ und warnt vor „besorgniserregenden Prognosen für die kommenden Jahre“.

Der Grund liegt in der demografischen Entwicklung der Bevölkerung. Der Trend zur Überalterung ist unübersehbar - bis zum Jahr 2028 wird mehr

als ein Viertel der Menschen in Europa 65 Jahre oder älter sein. Allein zwischen 2002 und 2005 habe sich in Europa in der Gruppe der Opiatabhängigen, die Behandlung suchten, der Anteil von über 40-Jährigen auf 18 Prozent verdoppelt, heißt es im EBDD-Bericht.

Auch heimische Experten bestätigen im STANDARD-Gespräch, dass eben auch suchtkranke Patienten in die Jahre kommen. Sowohl die Leiterin der Drogenambulanz an der Uniklinik für Psychiatrie am Wiener AKH, Gabriele Fischer, als auch der ärztliche Leiter der sozialmedizinischen Beratungsstelle „Ganslwirt“ in Wien, Hans Haltmayer, sehen das als großen Erfolg. „Beratung und Behandlungsmöglichkeiten haben sich über die Jahre kontinuierlich verbessert“, betont Fischer. Vor allem die Substitutionsbehandlung habe vielen Heroinsüchtigen das Leben gerettet. „Aber den gesunden Opiatkonsumenten gibt es eben nicht“, verweist sie auf

zahlreiche Begleiterkrankungen. Fischer: „Die Patienten leben, aber die Aging-Gruppe erlebt jetzt auch zum Beispiel Hepatitis, Zirrhosen, Krebs oder HIV.“

Und genau darauf sei das Gesundheitssystem noch überhaupt nicht vorbereitet, meint Haltmayer. Vor allem im stationären Bereich sei die Herausforderung am größten. „Die üblichen Pflegeeinrichtungen sind völlig überfordert, auch in der Geriatrie gibt es keine Konzepte für ältere Menschen, die von illegalen Drogen abhängig sind“, kritisiert der Arzt. In Deutschland und in der Schweiz gebe es hingegen erste Projekte.

Haltmayer weist auch auf einen Generationskonflikt unter Abhängigen hin: „Jüngere wollen mit Älteren häufig nichts zu tun haben.“ Was auch an der Art des Konsums liege. Ältere Abhängige bevorzugen eher den intravenösen Konsum, jüngere lehnen die Sprit-

ze ab, sniffen oder rauchen lieber sowohl Heroin als auch Kokain. „Was dazu führen kann, dass ältere Patienten vereinsamen und verstärkt auch psychosoziale Hilfe brauchen“, so Haltmayer.

Bei Patienten in Behandlung sind weiterhin Opiate die Leitdroge. Die Zahl der Menschen mit „problematischem Opiatkonsum“ wird von Gesundheitsministerium auf 30.000 geschätzt. Meist werden auch regelmäßig andere Suchtmittel (fast immer auch Alkohol) eingenommen. Seit 1996 werden Patienten, die eine Suchtbehandlung beginnen, erfasst: Pro Jahr begeben sich rund 4200 Personen in ambulante Behandlung, 700 davon sind älter als 35. Rund 1400 Abhängige werden stationär aufgenommen, 15 Prozent davon fallen in die Altersgruppe über 35.

DER STANDARD Webtipp:
www.emcdda.europa.eu



Lewis Hamilton entsteigt leicht geprellt den Resten seines McLaren-Mercedes, den er kurz vor Ende des freien Trainings demoliert hatte. Bestzeit erzielte Felipe Massa im Ferrari. Foto: AP/Frank Augstein

„Ohne Zweifel nicht mehr tragbar“

Max Mosley fehlt beim GP von Bahrain am Sonntag (13.30, ORF 1). Und doch ist der FIA-Präsident das Thema der Formel 1. Die Rufe nach seinem Rücktritt werden lauter und zahlreicher.

Manama – „Ich halte das alles für untragbar. Als Vorsitzender einer globalen Vereinigung ist es einfach nicht möglich, jetzt noch weiter zu machen. Ich denke wirklich nicht, dass der Chef einer weltweiten Föderation so etwas überleben kann und es sich als tragbar erweist, dass er diese Position weiterhin ausfüllt.“ Das sagt der dreifache Weltmeister Jackie Stewart über Max Mosley, den Präsidenten des Internationalen Automobilverbandes (FIA), der durch seine seltsame Freizeitgestaltung (Orgie mit Prostituierten in Naziuniformen) ins Gerede gekommen ist. „Es liegt an der FIA und, zum größeren Maß, an Max Mosley selbst. Er muss für den Sport das Richtige tun.“

Wenn er der Vorstandsvorsitzende eines großen, internationalen Konzerns oder der Vorsitzende des Olympischen Komitees oder Fußballverbands wäre, wäre er schon weg.“ Auch der deutsche Automobilklub (ADAC), eines der wichtigsten Mitglieder der FIA, legt dem 67-jährigen Briten unverblümt den Rücktritt nahe. Eine Abwahl Mosleys bei der von ihm selbst einberufenen außerordentlichen Generalversammlung ist in den Statuten nicht vorgesehen und wäre ein Präzedenzfall in der Geschichte. „Die Rolle des FIA-Präsidenten, der mehr als 100 Millionen Autofahrer repräsentiert, sollte nicht durch so eine Affäre belastet werden. Deshalb bitten wir den Präsidenten, sorgfältig über seine Rolle in der Organisation nachzudenken“, verlaute die ADAC, mit mehr als 16 Millionen Mitgliedern einer der stärksten Kräfte innerhalb der FIA. Zudem wurde damit einer Stellungnahme des seit 1993 als FIA-Präsident amtierenden Mosley widersprochen, der „wegen der Vielzahl der Sympathiebekundungen innerhalb der FIA“ einen Rücktritt abgelehnt hatte.

Das Vorpreschen des ADAC erwischte den ÖAMTC quasi am falschen Fuß. Präsident Werner Kraus, seit Oktober 2005 auch Leiter der FIA-Region 1 (Europa, Naher Osten und Afrika), befand sich am Freitag auf Dienstreise. Sein Büro teilte dem STANDARD mit, dass vorgesehen gewesen wäre, dass sich vor Aussagen zum Thema die Präsidenten erst abstimmen. Der niederländische Verbandschef Arie Ruitenbeek schloss sich jedenfalls dem ADAC an: „Wir werden dafür stimmen, dass er zurücktritt.“ In Bahrain forderten Mercedes, BMW, Honda und Toyota indirekt den Rücktritt Mosleys. Der Brit reagierte mit einer Attacke auf die Vergangenheit der deutschen Autohersteller im Zweiten Weltkrieg. Auch in seiner britischen Heimat hat Mosley jeden Kredit verspielt. Nick Keller, Chef der „British Sport Industry Group“: „Max Mosley hat sich und dem Sport geschadet. Er ist ohne Zweifel in unserer Industrie nicht mehr tragbar, und ich fordere ihn zu einem sofortigen Rücktritt auf.“ (sid, red)

Missionen, Visionen und Rapids Realitäten

Sportdirektor Alfred Hörtnagl warnt vor dem LASK und der Euphorie, glaubt aber an Selbstkontrolle

Christian Hackl

Wien/Linz – Es ist zwar nicht so, dass sich Alfred Hörtnagl in eine ganz andere Welt versetzt fühlt, aber aufregend und irgendwie außergewöhnlich ist das Leben derzeit allemal. „Nicht nur spannend für mich, sondern für alle“, sagt der 41-jährige Sportdirektor von Rapid. „Davon lebt der Fußball.“ Wobei er als bodenständiger Tiroler niemals so anmaßend wäre, den Hype um die Mannschaft groß zu erklären. „Dazu bedarf es keines Hörtnagls. Rapid hat eben die besten und meisten Fans. Diese Welt passt sehr wohl nach Österreich,

punkto Stimmung und Begeisterung haben wir internationalen Standard längst erreicht. Da brauchen wir uns nicht zu verstecken.“ Am Sonntag soll die „Mission 32“ fortgesetzt werden. 32 deshalb, weil Rapid bei 31 Meisterschaften hält. Ob sich der LASK in Linz vom Tabellenführer quasi missionieren lässt, weiß Hörtnagl natürlich nicht. Wobei ihn das fast schon hysterische Beschwören des Titelgewinns stört. Eier müssten erst gelegt werden. „Das Wort Titel nehme ich nicht in den Mund. Fakt ist, dass unsere Ausgangsposition gut ist. Intern dreht keiner durch, die Mannschaft ist fo-

kussiert, sie steigt selber auf die Euphoriebremse. Jeder weiß, dass die Wiese noch lange nicht gemäht ist.“ Das auf tausenden Leibchen und Schals verewigte 7:0 in Salzburg habe fast zu Irritationen geführt. Aber eben nur fast. Hörtnagl: „Das darauffolgende 4:1 gegen Innsbruck hat mir mehr imponiert. Es war die Reifeprüfung. Mit beiden Beinen auf dem Boden zu bleiben ist weit schwieriger, als einmal abzuheben.“ Der Sportdirektor hat Visionen. Die machen freilich nur Sinn, sofern sie auch umgesetzt werden. „So gut es geht.“ Dass das Hanappi-Stadion zu klein geworden ist, dazu bedarf es nicht der Erkenntnis eines Visionärs, das ist ein bedauerliches Faktum. Die Partien gegen Austria Kärnten (11. April) und Altach (20. April) sind längst ausverkauft, somit waren sieben Heimspiele hintereinander voll besetzt. „Es ist müßig, darüber zu diskutieren, ob wir 30.000 oder 50.000 Tickets absetzen hätten können“, sagt Hörtnagl. „Die Infrastruktur ist verbesserungswürdig. Ein neues Stadion ist aber wirklich nur Vision.“

fen. Wobei klar ist, dass eine Mannschaft auch eine Achse von erfahrenen Leuten braucht.“ Gegen Salzburg wirkten bei Rapid neun Österreicher mit, bei den Gedemütigten null. Hörtnagl hat die Vertragsverhandlungen für die nächste Saison prinzipiell abgeschlossen. Lediglich ob Mario Bazina und Stefan Maierhofer bleiben ist offen. „Es gibt gute Gespräche.“ Rapids Sportdirektor sieht Linz samt LASK insofern gelassen entgegen, als sich seine Mission von jener mit der Nummer 32 ein wenig unterscheidet. „Sollten wir den Titel verpassen, kann trotzdem nicht alles falsch gewesen sein.“

Altacher dank Routinier Kirchler sorgenfrei

AUSTRIA KÄRNTEN 1
ALTACH 1

Klagenfurt – Ehe er sich mit Beginn der neuen Saison auf das balleristische Altenteil in die Tiroler Heimat zurückzieht, ehe Roland Kirchler also in der Regionalliga bei der WSG Wattens, wo er seine Karriere begann, Spielertrainer wird, sicherte der 37-Jährige am Freitag dem SCR Altach wohl endgültig den Klassenerhalt. Der 28-fache Internationale brachte die Vorarlberger in Klagenfurt bei der Kärntner Austria mit seinem 99. Bundesliga-Tor in Führung (24.). Da den Gastgebern nur noch der Ausgleich gelang – Zlatko Junuzovic traf in der Nachspielzeit der ersten Hälfte – hat Altach nun neun Punkte Vorsprung auf Schlusslicht Wacker Innsbruck.

Etwas mehr Sorgen müssen sich die Kärntner machen, die die erste halbe Stunde komplett verschlafen, obwohl 17.800 Zuseher tolle Stimmung in die EM-Arena zauberten. „Wir haben Kirchler nicht in den Griff bekommen. In der zweiten Spielhälfte war es besser, aber wir sind vorne zu harmlos“, ärgerte sich Trainer Frenkie Schinkels.

Kirchler bleibt in seiner Profikarriere noch ein Ziel, „denn es wäre hart, wenn ich bei 99 Toren stehen bliebe.“ Drei Spiele hat er noch, um mit seinem zehnten Saisontor den Hunderter voll zu machen. (red)

Einzigartige Kraft
Als er vor eineinhalb Jahren sein Amt angetreten hat, versuchte Hörtnagl „meine Philosophie umzusetzen“. Es bedurfte gar keiner immensen Überzeugungsarbeit. „Mich hat fasziniert, welche Hingabe hier vorhanden ist. Die Kraft ist einzigartig.“ Und der Sportdirektor merkte, „dass sich auch mit einem Budget von rund 11,5 Millionen Euro einiges bewegen lässt. Wobei es gelingen müsste, die Grenze um ein Stückel anzuheben.“ Die Philosophie erklärt Hörtnagl so: „Rapid muss sich als Ausbildungsverein positionieren. Das Nachwuchsprojekt ist auf Schienen. Junge Spieler sollen menschlich reifen, langfristig gebunden werden und den Sprung ins Nationalteam schaffen.“



Alfred Hörtnagl ist überrascht, dass bei Rapid Visionen zur Realität werden können. Foto: APA

FUSSBALL

T-MOBILE BUNDESLIGA

Austria Kärnten – SCR Altach 1:1 (1:1)
Klagenfurt, 17.800, SR Stuchlik – Tore: Junuzovic (45.); Kirchler (24.)
SAMSTAG
Red Bull Salzburg – Sturm Graz
UPC-Arena, 18, Gangl – bisher: 0:0 (a), 4:1 (h), 1:1 (a)
Austria Wien – SV Mattersburg
Horr, 18, Drachta – bisher: 1:0 (a), 2:2 (h), 1:1 (a)
Wacker Innsbruck – SV Ried
Tivoli, 18, Hofmann – bisher: 0:1 (h), 0:0 (a), 0:0 (a)
SONNTAG
LASK – Rapid
Linz Stadion, 15.30/live ORF 1, Schörgenhofer – bisher: 2:0 (h), 4:4 (a), 0:2 (a)

SK Rapid	32	17	6	9	61:34	57
RB Salzburg	32	16	8	8	55:38	56
LASK Linz	32	14	10	8	51:41	52
FK Austria	32	13	12	7	40:30	51
Sturm Graz	32	12	11	9	53:36	47
SV Mattersburg	32	10	13	9	46:41	43
SV Josko Ried	32	10	6	16	37:50	36
SCR Altach	33	8	11	14	36:56	35
Austria Kärnten	33	8	8	17	24:53	32
W. Innsbruck	32	5	11	16	30:54	26

Die 35. Runde wird am Sonntag, 20. April, um 15.30 Uhr, die 36. Runde und letzte Runde am Samstag, 26. April, um 16.30 Uhr angepfiffen.

RED ZAC ERSTE LIGA

Austria Amateure – FC Lustenau 1:0 (1:0)
SR Tanja Schett beim Bundesliga-Debüt souverän
SV Bad Aussee – FC Kärnten 1:1 (0:0)
Austria Lustenau – Gratkorn 2:2 (0:0)
Admira Schwadorf – ESV Parndorf 1:0 (1:0)
Juniors Salzburg – DSV Leoben 1:0 (1:0)
SAMSTAG
Kapfenberg – Schwanenstadt (15.30)

SV Kapfenberg	23	13	7	3	55:31	46
A. Lustenau	24	11	8	5	43:31	41
Austria Am.	24	11	7	6	33:29	40
FC Lustenau	24	10	7	7	38:28	37
Schwanenstadt	23	11	4	8	41:36	37
FC Gratkorn	24	9	9	6	37:29	36
Jun. Salzburg	24	10	5	9	37:37	35
A. Schwadorf	24	9	4	11	38:41	31
DSV Leoben	24	8	5	11	32:33	29
ESV Parndorf	24	6	7	11	32:43	25
FC Kärnten	24	5	14	20	20:43	20
SV Bad Aussee	24	3	6	15	28:53	15

GANZ KURZ

TERMINE

American Football/AFL, SAMSTAG: Graz Giants – Carinthian Black Lions (14), Vikings Vienna – Raiders Tirol (16), Blue Devils – Danube Dragons (17)
Basketball/AWBL, Semifinale, best of five, 2. Spiel, SAMSTAG: Herzogenburg – Klosterneuburg (18), Post SV – Wels (19:30)
Basketball/Bundesliga, HERREN, H1, 13. Runde, SONNTAG: Kapfenberg – Klosterneuburg, St. Pölten – Gmunden (beide 17), Fürstenfeld – Wels (18)
Eishockey/Länderspiel, SAMSTAG, Österreich – Dänemark (Innsbruck, 20:30)
Fußball/Deutsche Bundesliga, 27. Runde, SAMSTAG: Stuttgart – HSV (live auf ATV), Hertha BSC – Werder Bremen, Frankfurt – Nürnberg, Wolfsburg – Hannover, Bielefeld – Karlsruhe, Schalke 04 – Rostock (alle 15:30); SONNTAG: Dortmund – Leverkusen, Bayern München – Bochum (beide 17)
Handball/Challenge Cup, HERREN, Halbfinale, Hinspiel, SAMSTAG: HC Hard – Pfadi Winterthur (19:30)
Handball/HLA, Meister-Play-off, 7. Runde, SAMSTAG: Schwaz – Bregenz (18), Krems – Aon Fivers (19)
Aufstiegs-Play-off, 8. Runde, SAMSTAG: Seiersberg Grazhoppers – HSG Bärnbach/Köflach, HC Kärnten – UHC Tulln, Union Leoben – SG West Wien (alle 19); SONNTAG: Gänserndorf – HC Linz AG (18)
Motorsport/Formel 1, Bahrain-GP, SAMSTAG, Qualifikation (13:00/14:00); SONNTAG, Rennen (13:30/ORF 1)
Pferdesport/Trabrenn/Krieau, Tipps, SAMSTAG (14): 1 Wild Wind, 2 Blackbird Vita, 3 Salbadore Venus, 4 Standing Ovation, 5 The Only Way, 6 Indigo Chill, 7 Good Venus, 8 Geo Magellan, 9 Beat the Wind, 10 Touch me Sky, 11 Taormina
Pferdesport/Trabrenn/Galopp/Ebreichsdorf, Tipps, SONNTAG (14): 1 Light Meter, 2 Hollis Esposito, 3 Synergistic, 4 No For Sale, 5 Overdose, 6 Elton Mo, 7 Armigerent, 8 Royal Spirit
Volleyball/Aon Volleyleague, Spiel um Platz 3, 1. Spiel, SAMSTAG: Aich/Dob – Klagenfurt (19/Prevalje)
Volleyball/WVL, Semifinale, best of three, 3. Spiel, SAMSTAG: Klagenfurt – Linz-Steg (18:30)

EISHOCKEY

Innsbruck/Freundschaftsspiel:
Österreich – Dänemark 5:1 (3:0, 1:1, 1:0)
800, Oswald – Tore: Rebek (11.), Gruber (13.), Unterluggauer (18.), Raffl (27.), Kalt (46./PP); Jacobsen (30.) – Strafminuten: 24 bzw. 12
Riga/U18-WM, Division 1, Gruppe B:
Österreich – Japan 6:1 (2:0, 0:0, 4:1)
Tore: Tschofen (11.), Tschernutter (15.), Maier (43.), Ganahl (45., 50.), Heinrich (45.); Yamada (43.)
NHL: Montreal Canadiens – Buffalo Sabres (mit Thomas Vanek) 3:1

FUSSBALL

Deutschland, 27. Runde: Duisburg – Cottbus 0:1; Tabelle: 1. Bayern 54/26, 2. Hamburg 47/26, 3. Schalke 45/26; weiter: 14. Cottbus 26/27, 16. Duisburg 22/27
Deutschland/2. Liga, 27. Runde: Kaiserslautern (mit Lexa) – Hoffenheim (mit Özcan und Ibertsberger) 0:2
Tabelle: 1. Mönchengladbach 51/26, 2. Hoffenheim 50/27, 3. Köln 45/26; weiter: 15. Kaiserslautern 25/27
UEFA-Cup, Viertelfinal-Hinspiele:
Bayern München – FC Getafe 1:1 (1:0)
62.000 – Tore: Toni (26.); Contra (9.0)
Bayer Leverkusen – St. Petersburg 1:4 (1:1)
20.000 – Tore: Kießling (33.); Arschavin (20.), Pogrebnyak (52.), Anjukow (61.), Denisow (64.)
AC Florenz – PSV Eindhoven 1:1 (0:0)
34.317 – Tore: Mutu (56.); Koevermann (63.)
Glasgow Rangers – Sporting Lissabon 0:0

GOLF

Estoril/Portugal Open, Par 71, nach der 2. Runde:
1. Bourdy (FRA) 128 Schläge (63/65), 2. Fdez-Castano (ESP) 130 (64/66), 3. Levat (FRA) 131 (67/64); weiter (alle Cut verpasst): 78. Brier 141 (69/72), 119. Pragant 144 (72/72), 147. Wiegele (alle AUT) 149 (77/72)

TENNIS

Miami, 3,77 Mio. Dollar, HERREN, Halbfinale: Nadal (ESP/2) – Berdych (CZE/10) 7:6 (6), 6:2
Viertelfinale: Roddick (USA/6) – Federer (SUI/1) 7:6 (4), 4:6, 6:3, Dawydenko (RUS/4) – Tipsarevic (SRB) 6:2, 6:1
DOPPEL-Semifinale: Bryan/Bryan (USA/1) – Coetzee/Moodie (RSA) 6:1, 6:4, Bhupathi/Knowles (IND/BAH/4) – Damm/Vizner (CZE/6) 7:6 (5), 4:6, 11:9
Miami, 3,77 Mio. Dollar, DAMEN, Semifinale: Jankovic (SRB/4) – Swonarewa (RUS-19) 6:1, 6:4, S. Williams (USA/8) – Kusnezowa (RUS/3) 3:6, 7:5, 6:3
Neapel, 85.000 Euro, HERREN, Doppel-Viertelfinale: Gil/Horna (POR/PER) – Marach/Mertinak (AUT/SVK) 6:4, 6:2, Cibulec/Levinsky (CZE/2) – Eschauer/Petzschner (AUT/GER) 6:3, 7:6 (6)

TISCHTENNIS

Nantes/Olympia-Quali-Turnier: Robert Gardos sicherte sich in Runde 3 mit einem 4:3 über Joao Monteiro aus Portugal das Olympia-Ticket für Peking, das zweite Ticket für den österreichischen Verband.
HERREN: Gruppe S: Chen Weixing (AUT) – Pavelka (CZE) 4:0, Chen Weixing – Diduch (UKR) 4:0, Chen Weixing – Tokic (SLO) 2:4
Gruppe T: Gardos (AUT) – Süß (GER) 4:3, Gardos – Legout (FRA) 4:3, Gardos – Monteiro (POR) 4:3

Vanek wäre für Österreich frei

Buffalo, in der Vorsaison erst im Halbfinale gescheitert, zielt heuer nicht das NHL-Playoff. Thomas Vanek könnte bei der Eishockey-B-WM ab 13. April in Innsbruck also für Österreich spielen - er könnte.

Wien/Montreal - Zur Rettung seiner ersten Saison als weltweit bestbezahlter Eishockeyspieler hätte es für Vanek mehrerer Wunder bedurft. Kein einziges trat ein, seine Buffalo Sabres nahmen sich in der Nacht auf Freitag mit einem 1:3 bei den Montreal Canadiens ein Spiel vor Ende des Grunddurchganges endgültig aus dem Rennen um einen Playoff-Platz der nordamerikanischen Topliga.

Ein Desaster für die Mannschaft von Coach Lindy Ruff, die in der Vorsaison die Presidents Trophy als punktebestes Team des Grunddurchganges gewann und dann erst im Halbfinale an den Ottawa Senators (1:4-Siege) gescheitert war.

Ein Desaster aber auch für Vanek selbst. Die Statistik spricht schonungslos. 43 Tore hatte er im Grunddurchgang 2006/07 erzielt, 33 gelangen ihm in der aktuellen Saison. Bei den Assists verzeichnete der 24-Jährige einen Rückfall von 41 auf 28. Aber die wahre persönliche Niederlage offenbart sich erst in der Plus-Minus-Wertung, die Vanek nach

dem Grunddurchgang 2006/07 unangefochten für sich entschieden hatte. Plus 47 stand damals nach Aufrechnung der Treffer für und gegen die Sabres während seiner Anwesenheit auf dem Eis zu Buche. Derzeit hält Vanek bei minus sechs.

Der Sabres Leid könnte des österreichischen Teams Freud sein, wenn Vanek sein Versprechen einhält, im Falle seines vorzeitigen Saisonendes in der NHL vom 13. bis 19. April bei der B-Weltmeisterschaft in Innsbruck mitzuwirken. „Er muss am Samstag noch ein Spiel im Grunddurchgang absolvieren. Erst dann werden wir mit seinem Management Kontakt aufnehmen“, sagte Österreichs Teamkapitän Giuseppe Mion. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich sein Management sträubt, wenn Thomas erklärt, dass er für sein Heimatland spielen möchte.“

So oder so wird die Zeit knapp. Vaneks Abreise ist erst nach der Saisonabschluss(-Trauer)feier in Buffalo möglich. Er könnte frühestens am 10. April, also am Tag nach dem letz-



Thomas Vanek kann den Zahnschutz ausspucken. Zumindest für das heurige NHL-Playoff braucht er ihn nicht.

Foto: APA/Fohringer

ten Test der Österreicher gegen Russland, in Innsbruck erscheinen.

Teamcoach Lars Bergström und Mion haben noch eine andere Baustelle. Goalie Bernd Brückler hat mit den Espoo Blues die Finalserie (best of seven) der finnischen Meisterschaft gegen Jokerit Helsinki erreicht. Nur bei schnellster Erledigung derselben könnte er rechtzeitig

zur WM erscheinen. Brückler bleibt jedenfalls im Kader.

Beim 5:1 über Dänemark am Donnerstag verdiente sich Jürgen Penker Bergströms Lob: „Ein solider, ruhiger Goalie.“ Heute, Samstag (20.30, Innsbruck), darf sich Hannes Enzenhofer vom KAC ebenfalls gegen die Dänen bewähren. Am Montag und in Sterzing wartet Italien. (red)

Tennis-Genie Federer verliert schon wieder

Miami - „Ich fühle mich ganz gut. Ich brauche aber einfach noch ein paar Matches. Es fehlt an ein paar Kleinigkeiten“, sagte Roger Federer (26), seit Februar 2004 die Nummer eins der Tenniswelt, nachdem er im Viertelfinale des Masters in Miami gegen Andy Roddick 6:7, 6:4, 3:6 verloren hatte. Zuvor hatte der Schweizer den US-Amerikaner bei 16 Gelegenheiten 15-mal besiegt. Seit er in Mailand 2001 seinen ersten Titel auf der ATP-Tour gewann, ist Federer nicht mehr so schwach in ein Jahr gestartet. In vier Turnieren 2008 schaffte er es nicht einmal bis ins Finale. Zumindest körperlich ist er nach dem Pfeifer'schen Drüsenfieber zu Jahresbeginn schon fast wieder der Alte. „Ich habe Konditionstrainer Pierre Paganini gefragt. Er sagte, ich sei bei 95 Prozent, und das hat mir genügt.“

Für Federer bleibt die Beruhigung, seinen vor zwei Wochen auf 350 Punkte geschmolzenen Vorsprung im Ranking dennoch leicht vergrößert zu haben. Je nach Abschneiden des Weltranglistenzweiten Rafael Nadal wird der Abstand zwischen 520 und 795 Punkten betragen, womit die Aussichten gut sind, Platz eins auch mittelfristig weiter mit Erfolg zu verteidigen. (red)

KURZ GEMELDET

Beckham trifft, Galaxy siegt

Los Angeles - David Beckham führte Los Angeles Galaxy zum ersten Saisonsieg in der Major League Soccer (MLS). Fünf Tage nach dem 0:4 zum Auftakt gegen die Colorado Rapids besiegte Galaxy Neuling San Jose Earthquakes 2:0. Dabei erzielte Beckham, der am 26. März gegen Frankreich (0:1) sein 100. Länderspiel für England bestritten hatte, vor 27.000 Zuschauern im ausverkauften Home-Depot-Center von Carson in der 9. Minute das 1:0. In der 37. Minute bereitete er das 2:0 vor. (APA)

Serie namens Arsenal - Liverpool

London - Bereits drei Tage nach dem 1:1 im Viertelfinal-Hinspiel der Fußball-Champions-League zwischen Arsenal und Liverpool steigt am Samstag wieder im Londoner Emirates Stadium das nächste Duell zwischen den beiden Großklubs. Für die drittplatzierten Gunners geht es darum, den Rückstand von sechs Punkten auf Spitzenreiter Manchester United (am Sonntag daheim gegen den Emanuel-Pogatetz-Club Middlesbrough) nicht größer werden zu lassen. Der Rekordmeister hingegen will Platz vier absichern. Das Champions-League-Rückspiel steigt am Dienstag in Liverpool. (red)

Hoyzer zahlt 126.000 Euro

Frankfurt/Main - Die juristische Aufarbeitung des deutschen Schiedsrichter- und Manipulationsskandals steht vor dem Ende. Der wegen Wettbetrugs verurteilte Ex-Referee Robert Hoyzer zahlt 126.000 Euro Schadenersatz an den deutschen Fußballbund. Der DFB erklärte sich mit dieser Summe einverstanden, nachdem Hoyzer die DFB-Forderung in Höhe von 750.000 Euro prinzipiell anerkannt hatte. Hoyzer zahlt spätestens ab 2010 in monatlichen Raten von 700 Euro, also 15 Jahre lang. Im berechtigten Zorn über Hoyzers Machenschaften hatte der DFB ursprünglich 1,8 Millionen Euro Schadenersatz gefordert. (sid)

Wiener Nödl auf Vaneks Spuren

Wien - Das nächste österreichische Eishockey-Talent nimmt Kurs auf die NHL. Der 21-jährige Wiener Andreas Nödl unterschrieb einen Vertrag bei den Philadelphia Flyers. Er soll schon nächstes Wochenende bei den Phantoms, Philadelphias Farmteam, sein Debüt in der American Hockey League (AHL) geben. Nödl nimmt einen ähnlichen Weg wie Österreichs NHL-Star Thomas Vanek. Bei Sioux Falls Stampede in der Juniorenliga USHL, dort wo Vanek noch einige Rekorde hält, fasste der Wiener Fuß. Philadelphia brachte ihn danach für zwei Saisons in der Western Collegiate Hockey Association (WCHA) unter, wo er bei St. Cloud State/Minnesota seine Qualitäten auf höherem Niveau beweisen konnte. (APA)

Wien-Marathon der Rekorde

Wien - Zum Jubiläum ein Rekord - bis Freitag haben 26.316 Menschen für einen Bewerb der 25. Auflage des Vienna City Marathon am 27. April genannt. Der Rekord des Vorjahres wurde bereits um 67 Personen übertroffen. Der Staffel-Marathon ist ausgebucht. Für alle anderen Bewerbe sind Anmeldungen unter www.vienna-marathon.com möglich. (APA)

EINES FÜR ALLES.

5-Megapixel-Kamera mit Videofunktion

GPS-Navigations-system fürs Auto

Mobiles High Speed Internet

Mobile TV in HD Qualität

Vollwertiger MP3- und Mediaplayer

Das NOKIA N95 8GB mit A1 KOMPLETT PAKET.

€199,-

Das Allround-Genie von Nokia bei A1 noch günstiger. Erhältlich mit einem A1 Tarif Ihrer Wahl (außer START ZERO) und mit A1 KOMPLETT PAKET inkl. Highspeed Internet, Mobile TV, News, Spielen und vielem mehr!

Shop nonstop mit bis zu €50,- ONLINE BONUS und weitere Infos auf www.A1.net

A1

Nokia N95 8GB um €199,- bei Anmeldung bis 31.03.08 mit A1 KOMPLETT PAKET. Ausg. im Tarif START ZERO (Hardwareaufpreis €20,-). 24 Monate Mindestvereinbarungsdauer. Änderungen im Contentportfolio vorbehalten. Bedingungen unter www.A1.net/a1pakete. Bei Beendigung des Vertrages vor 24 Monaten erhöht sich der Gerätepreis um €79,-.

Wien-Schanghai-Berkeley und retour

Eine austro-asiatisch-amerikanische Chronik: Boxer, Philosoph und Zeitzeuge Kurt Rudolf Fischer im Gespräch über die Philosophie des Boxens und die 68er-Studentenbewegung in Berkeley.

Gregor Auenhammer

Wien – Die Lebensgeschichte des Wiener jüdischen Philosophen Kurt Rudolf Fischer liest sich wie ein abwechslungsreicher Roman, wie eine Chronik des 20. Jahrhunderts, eine Odyssee unterschiedlicher Professionen und über mehrere Kontinente verstreuter Stationen. DER STANDARD traf den heute 86-jährigen Zeitzeugen in einem Wiener Pflegeheim zu einem Interview über seine Flucht, die Philosophie des Boxens und die Stimmung am Campus der – vor allem in der Studenten- und Bürgerrechtsbewegung progressiven – maßgeblich an den sozialen Veränderungen beteiligten Universität von Berkeley in den 60er-Jahren.

Zu Beginn des Gesprächs, das DER STANDARD am Vorabend des 70. Jahrestages des „Anschlusses 1938“, im März 2008 nach längerer Suche mit Professor Kurt Rudolf Fischer führen konnte, bestätigt er, anfangs ein wenig wortkarg, einige biografische Daten und Fakten seiner bewegten und bewegenden Biografie, die in den letzten Jahrzehnten bereits ganze Generationen von Studenten der philosophischen Fakultät in Wien in ihren Bann gezogen hat. Ja, es stimmt, er wurde 1922 geboren, ist in Wien, im zerrissenen Ständestaat als jüdisches Kind aufgewachsen, erkannte, gerade rechtzeitig, die Gefahr des Naziregimes. 1938 war er vor den Nazis geflohen, zunächst nach Brunn. Nach der ersten Station in Brunn verschlug es Fischer ins Exil nach Schanghai, wo er sich als Sportler verdiente und Chinesischer Boxchampion wurde. Die Reihenfolge der Destinationen Brunn und Schanghai schreibt er eher dem damaligen Zufallsprinzip der Flucht zu als einer konkreten Planung. Ebenso sei seine Entwicklung zum Sport durch Zufall entstanden, aus der Notwendigkeit heraus, Geld zu verdienen, sich sein Überleben zu sichern. Der Sport, konkret das Boxen sei für ihn eine der Möglichkeiten gewesen, auszuwandern. Und 1940 in Schanghai war er gut genug trainiert, um chinesisches Boxchampion im Mittelgewicht zu werden. Und das, obwohl er von der Gewichtsklasse eigentlich nur ein Weltgewicht dargestellt, wie er durchaus mit Stolz erzählt.

In der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts gibt es relativ viele Literaten und Intellektuelle, die sich für Kampfsportarten begeistern, am Boxsport interessiert sind und dementsprechend darüber philosophieren. Eine große Zahl an Schriftstel-



Studentendemonstrationen an der Berkeley University of California im Rahmen der „Free-Speech-Movements“ im April 1968. Demonstranten beim Sit-in sehen sich Gegendemonstranten und Professoren gegenüber.

Foto: Bettmann/Corbis

lern des angloamerikanischen Raumes, angefangen von Ernest Hemingway über Henry Miller, Charles Bukowski, John Irving, die Franzosen Boris Vian oder Philipp Djian, bis zu Wolf Wondratschek oder Werner Schnyder im deutschsprachigen Raum, stellen philosophische und psychologische Bezüge zwischen der persönlichen Überwindung in Sport und Alltagsleben dar: Schläge auszuteilen und Treffer einzustecken als Synonym des Lebens.

Zur Kultur des Boxens befragt, ob es für ihn persönlich einen Bezug gebe, vor allem im Kontrast oder in Ergänzung zu seiner späteren Berufung zum Philosophen, verneint Fischer: „Nein, Zusammenhang sehe ich keinen. Das ist bei mir eine zufällige Entwicklung gewesen. Ein Zufall. Aber man sagt von manchen, auch von Jack Brunswick – er war Weltmeister im Schwergewicht – man hat von ihm gesagt, er wäre ein Philosoph, aber ich denke, er war kein Philosoph, sondern er hat nur viel gelesen.“ Eine Verbindung zwischen Philosophie und Boxen sieht er für seine Person nicht. Er schließt einen Konnex sogar kategorisch aus. Das eine hätte mit dem anderen nichts zu tun. Jede Tätigkeit für sich sei Teil seiner Biografie, seiner Entwicklung, nicht mehr und nicht weniger.

Die nächste und wichtigste Station in Fischers Biografie ist die Berkeley-Universität. Zunächst, nach 1945, studierte er am Campus, war dann selbst, in den 50er- und 60er-Jahren, Professor an der philosophischen Fakultät dieser Universität, mit besonderem Fokus auf die Lehren des Wiener Kreises, den Kanon des Wiener Fin de Siècle. Die Universität in den 60er-Jahren beschreibt er folgender-

maßen: „Die Berkeley-Universität war sehr, sehr gut, war ausgezeichnet in vielen Bereichen der Wissenschaft: Physik, Chemie, Biologie. Berkeley erreichte Weltruhm und war sehr, sehr gut in der Philosophie. Sie haben die besten Leute gehabt in der Philosophie. John Searle, Hilary Putnam oder später Paul Feyerabend. Richtig. Ja, und ich war dort Gast, sozusagen.“ Als Spezialgebiet erarbeitet Fischer das Wiener Fin de Siècle, die Philosophie des Wiener Kreises. Auf die Frage, ob die Amerikaner einen besonderen Bezug zum Fin de Siècle, zu Wien hergestellt hätten, ob dies vielleicht durch Emigranten bedingt sein könne, bestätigt Fischer mit den Worten: „Selbstverständlich. In Berkeley hat es auch Emigranten gegeben. Auch in der Psychologie und Philosophie, die besonders hervorragend waren. Alte Vertreter des Wiener Kreises waren in der amerikanischen Philosophiezone versammelt: Herbert Feigl, Rudolf Carnap, Carl Hempel ... Und ich war sehr befreundet mit dem Paul Feyerabend.“

„Paul Feyerabend, ein Vertreter des logischen Empirismus, war aber in seiner Zeit in den USA sehr stark beeindruckt von den politischen Bewegungen in Berkeley, von der Studentenbewegung und den ersten Hippiekolonien. Haben Sie auch mit ihm direkt irgendwelche Thesen ausgearbeitet?“

Fischer daraufhin: „Nein, wir haben nicht gemeinsam philosophiert. Die Freundschaft war nur privat.“

Aus historischer Distanz betrachtet, war die Berkeley-Universität in den 60er-Jahren eine der wichtigsten Speerspitzen der Studentenbewe-

gung und der Bürgerrechtsbewegung. Die Free-Speech-Movements beispielsweise hatten in Berkeley ihren Ursprung, nachdem Malcolm X am Campus Redeverbot erteilt wurde. Die freie Rede als Grundrecht war eines der Themen. Aber Fischer, damals direkt vor Ort, relativiert in seiner persönlichen Einschätzung die Darstellung der kollektiven Aufbruchstimmung, auch was die Stimmung, das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studenten betrifft, mit den Worten „Da habe ich nicht mitgemacht. Weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Viele waren einfach da, um zu studieren. Es ist wahr, dass einige Studenten eben besonders interessiert waren und andere Studenten sich nicht gekümmert haben um die Studentenbewegung und um die Bürgerrechtsbewegung.“

Auch auf einige der progressivsten Protagonisten der Berkeley-Universität der 60er-Jahre, Studentenvertreter wie Mario Savio, Jack Weinberg, Reginald Zelnik, angesprochen, verneint Fischer deren Präsenz,

zumindest was seinen eigenen Wirkungsbereich betrifft. Er habe sie vom Namen her gekannt, aber im Umfeld der Fakultät waren sie ihm nicht aufgefallen. „Nein. Also ich habe nichts davon gespürt. Das ist eher ein im Nachhinein entstandenes Thema.“ 1968 wechselte Fischer an die University of Pennsylvania in Millersville. 1979 kehrte er nach Wien zurück, wo er als Honorarprofessor an der philosophischen Fakultät der Universität Wien unterrichtete.

Noch einmal zum Aspekt des Sports, speziell des Boxkampfesports, innerhalb der Protestbewegungen: Cassius Clay alias Muhammad Ali ist 1967 so weit gegangen, dass er, um auf die Bürgerrechte aufmerksam zu machen, den Wehrdienst verweigert hat. Ihm wurde daraufhin auch der Weltmeistertitel aberkannt, er wurde mit einstweiligem Boxverbot belegt. Er wurde dann in Zusammenhang mit Martin Luther King und später auch mit Malcolm X gebracht. Auf den Fragenkomplex, wie Fischer die Verbindungen von Politik und Boxsport Ende der 60er-Jahre einschätzt, meint er: „Ich glaube, Muhammad Ali hat den Schritt selber gesetzt, aus persönlichem Engagement. Es hatte aber eigentlich keine Auswirkung. Ich meine, der Sport und die Athleten wurden politisch von Black Power und Black Panther instrumentalisiert.“

Fischers Spezialgebiet, das Wiener Fin de Siècle, stellt viele Querverbindungen zwischen Philosophie, Wissenschaft, Psychologie, Soziologie, Politik, Literatur, und Geisteswissenschaften her. Konkret vor allem zwischen Protagonisten wie Arthur Schnitzler und Sigmund Freud, Carnap, dem gesamten Wiener Kreis, Schopenhauer und bildenden Künst-

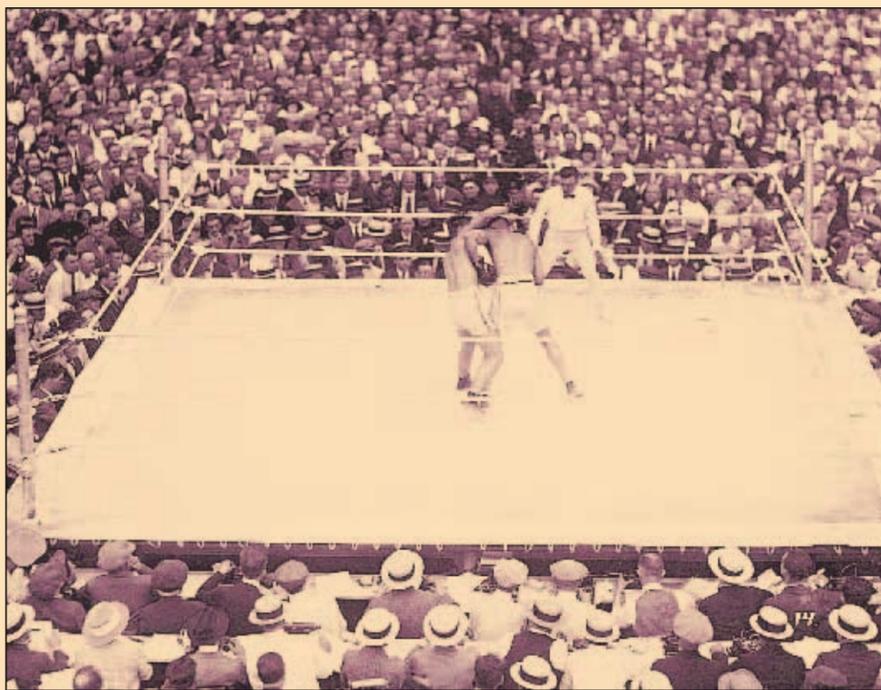


„Sportler wie Muhammad Ali wurden von Black Power politisch instrumentalisiert.“

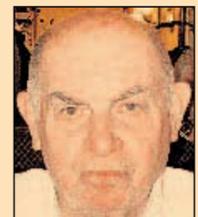
“

Im Exil in Schanghai wurde der Wiener Kurt Rudolf Fischer Boxchampion. Die Verbindung zwischen dem martialischen Kampfsport Boxen sowie dem Kulturleben und der Philosophie des Wiener Fin de Siècle bleibt im Ungewissen.

Foto: Corbis



ZUR PERSON



Kurt Rudolf Fischer wurde 1922 in Wien geboren, floh 1938, aufgrund seiner jüdischen Abstammung vor dem Naziregime via Brunn nach Schanghai, wurde Anfang der 40er-Jahre Boxchampion. 1945 wanderte er in die USA aus, studierte und lehrte Philosophie an der University of California in Berkeley. Nach seiner Rückkehr 1979 Professor an der Universität Wien mit Schwerpunkt auf dem Wiener Fin de Siècle.

Foto: Kitab Verlag / Wilhelm Baum

Die EU-Finanzminister im Bann der Finanzkrise, die nun kräftig auf das Wachstum in Europa drückt

Schwanengesang auf die fetten Wirtschaftsjahre

Die EU stellt sich auf eine deutliche Abkühlung der Konjunktur ein, wenngleich die düsteren Annahmen des Währungsfonds von den Finanzchefs nicht geteilt werden.

Andreas Schnauder aus Brdo

Den EU-Finanzministern blies bei ihrem Treffen am Freitag im slowenischen Brdo ein kälterer Wind ins Gesicht als erwartet. Erst wurde über einen Bericht der Nachrichtenagentur Reuters die Einschätzung des Währungsfonds bekannt, wonach das Wachstum in der Eurogruppe im laufenden Jahr auf 1,3 Prozent einbrechen werde, dann untermauerte der Verlust von 80.000 Jobs im März, dass sich die USA auf dem Weg oder schon in der Rezession befinden.

Inflation steigt

Am Fuße der frisch verschneiten Julischen Alpen mussten die Entscheidungsträger der EU-Kommission, der Mitgliedsstaaten und der Europäischen Zentralbank den konjunkturellen Winter einbruch zur Kenntnis nehmen. Wirtschaftskommissar Joaquín Almunia sprach von höheren Risiken für das Wachstum, seit er im Februar die Prognose für heuer auf 1,8 Prozent gesenkt hatte. Die IWF-Einschätzung – sie würde das niedrigste Wachstum seit 2003 bedeuten – hält er allerdings für zu pessimistisch. Als Gefahren für die Konjunktur nennt Almunia „Preisschocks



Schwanensee in der einstigen Tito-Residenz in Brdo: Wer erlöst die Weltwirtschaft vom bösen Zauberer, der die Konjunktur in Geiselschaft genommen hat?

Fotos: AP, EPA (re.)

bei Öl und Lebensmitteln“, die eine Anhebung des Inflationsausblicks unumgänglich machen. Zuletzt hatte er für 2008 eine Teuerung im Euroraum von 2,6 Prozent vorausgesagt.

Der Umgang mit der Geldentwertung – sie kletterte im März auf 3,5 Prozent und somit auf den höchsten Stand seit 16 Jahren – sorgt für zusätzliche Spannungen. Für das Wochenende wurden von Gewerkschaften Protestaktionen zehntausender Menschen für höhere Löhne und Einkommensgerechtigkeit in Ljubljana angekündigt, doch EZB-Chef Jean-Claude Trichet warnte neuerlich vor überzogenen Lohnforderungen. Die Lohnabschlüsse in Deutschland – fünf Prozent mehr Geld

im öffentlichen Dienst – dürften keine Messlatte für andere Staaten sein, erklärte der Notenbank-Chef. Wenngleich er den EZB-Usancen folgend keine Angaben zur Geldpolitik machte, deuteten Trichets Hinweise auf keine Zinssenkung im ersten Halbjahr hin.

Eher zurückhaltend reagiert die Union weiterhin auf die Finanzkrise, die sie mit stärkerer Kooperation der nationalen Aufsichtsbehörden bekämpfen will. Konkret sollen grenzüberschreitend tätige Banken einem jeweils maßgeschneiderten Kollegium von Finanzaufsichten unterstellt werden.

Keine Anstalten macht die EU, dem amerikanischen Beispiel zu folgen und die Aufsicht stärker zu bündeln, wie wohl Frankreich und Italien

das befürworten. Heftig gerungen wurde über Hilfsaktionen für wankende Banken. Die Institute sollten sich nicht darauf verlassen, mit Steuergeldern aufzufangen zu werden, hieß es. Allerdings: Wenn eine grenzüberschreitende Störung der Wirtschaft droht, werden Rettungsmaßnahmen überlegt und die Kosten unter den EU-Staaten geteilt.

„Toxische Finanzwerte müssen auf den Tisch“

EU-Kommissar Charlie McCreevy hält die Pläne zur Reform der US-Finanzmarktaufsicht für nicht auf Europa übertragbar. Andreas Schnauder sprach mit ihm in Brdo über die Finanzkrise.



STANDARD: Während in den USA eine Superaufsichtsbehörde entstehen soll, wird in der EU nur über bessere Kooperation der Behörden gesprochen. Reicht das aus?

McCreevy: Manche meinen aber auch, wir werden die Umsetzung der US-Pläne nicht mehr erleben. Ich habe nicht im geringsten das Gefühl, dass wir da hinterherhinken. Wir haben ein ganz anderes System mit 27 Mitgliedstaaten. Wir müssen für uns adäquate Mittel und Wege finden.

STANDARD: Die Banken haben fast ein Jahr nach Beginn der Krise immer noch nicht alle faulen Kreditpapiere offengelegt. Ist das nicht Zeichen einer unzureichenden Regulierung?

McCreevy: Es wäre gut, wenn alle Institute ihre toxischen Produkte rasch auf den Tisch legen würden. Aber das ist nicht so einfach, wie es klingt. Da geht es um buchhalterische Aspekte, um Bewertungsfragen, die sich monatlich oder täglich ändern. Man kann nicht einfach mit den Fingern schnalzen und sagen, alles ist vorüber.

STANDARD: Was plant die EU zur Erhöhung der Finanzmarktstabilität?

McCreevy: Die aktuellen Turbulenzen sind ein klares Zeichen dafür, dass das Frühwarnsystem gestärkt werden muss. Wir wollen die Aufsicht vor allem für grenzüberschreitend tätige Banken verbessern und in eine Neuregelung für die Kapitalerfordernisse (Basel II, Anm.) einbauen. Bei gutem Willen des EU-Rats und des -Parlaments sollten wir die Änderungen des gesamten Systems bis April nächsten Jahres durchbringen.

STANDARD: Was ändert sich bei Basel II konkret?

McCreevy: Es geht um mehrere Aspekte. Das von hohen offenen Forderungen ausgehende Risiko muss limitiert, Hybridkapital exakt definiert werden. Und dann geht es um die stärkere Unterlegung von Handelspositionen mit Eigenkapital.

ZUR PERSON:

Charlie McCreevy ist Binnenmarktkommissar und war da vor Finanzminister Irlands.

Die ÖBB-Chefetage, eine Wartehalle

„Freiwilliger“ Abschied von ÖBB-Chef Huber wahrscheinlich und teuer

Wien – Die Eröffnung des neuen Wiener Nordbahnhofes auf dem Praterstern war Martin Huber wohl eine erfreuliche Abwechslung. Der ÖBB-Holding-Chef musste nicht über undurchsichtige Immobilien-Deals, Spekulationsgeschäfte oder seinen eigenen vorzeitigen Abgang spekulieren. Nein, Huber konnte in der gläsernen Bahnhofshalle mit dem Wiener Bürgermeister, Michael Häupl und dessen Exwohnbaustadtrat, Verkehrsminister Werner Faymann, den neuen S-Bahn-Knoten zelebrieren.

Wie lang die Freude währte, ist nicht überliefert. Sehr lang dürfte es eher nicht gewesen sein, denn Insider berichten von hektischer Betriebsamkeit in der Staatsbahn. Seit dem Aufsichtspräsidenten am Montag das 300 Seiten-Gutachten des Wirtschaftsberaters Deloitte & Touche über die Spekulationsgeschäfte übergeben wurde, schäumt die Gerüchteküche.

Als nicht mehr zu retten gilt mittlerweile nicht nur Holding-Finanzvorstand Erich Söllinger – er verwaltet die mit der Deutschen Bank im Auftrag der ÖBB-Infrastruktur-Bau-AG abgeschlossenen Derivatgeschäfte –, sondern Huber selbst. Wiewohl er seit Tagen dementieren lässt, gilt

sein als freiwillig getarnter vorzeitiger Abschied bei Kapitalvertretern im Holding-Aufsichtsrat als unvermeidlich.

Das Problem dabei: Findet sich keine aktienrechtlich schwere Verfehlung, wird der Abschied deutlich teurer als jener des Asfinag-Dreiervorstands, der insgesamt 2,06 Mio. Euro kostete. Der war für

Faymann trotzdem ein Desaster – obwohl weder durch vernichtende Rechnungshof-Berichte, noch durch Spekulationsgeschäfte (sie müssen in der Bilanz 2007 um rund 130 Mio. Euro wertberichtigt werden nach 80 Mio. Euro im Jahr davor) noch durch Arbeitsrechts-Expertisen beschleunigt wurde. Wenig opportunistisch ist für Huber auch, dass die Anzeiger der grünen Verkehrssprecherin Gabriela Moser wegen des Wohnungsverkaufs im Palais „Schillerplatz 4“ durch Hubers Ehefrau an den ÖBB-Geschäftspartner Seeste mittlerweile eine Aktenzahl hat und Erhebungen anlaufen.

Für ausgeschlossen hält man in Regierungskreisen, dass die beiden „schwarzen“ ÖBB-Vorstände, Huber und Söllinger, am 22. April „freiwillig“ abtreten und mit den zwei „roten“, Peter Klugar und Gustav Poschalko, ein Zweiervorstand übrig bleibt. Denn die ÖBB-Holding kann ihre Beteiligungen nicht ohne Finanzer steuern. Der ist in der Regierung außerdem bereits paktiert: Josef Halbmayr soll vom Personenverkehr aufs Holding-Dach kommen. Möglich, dass er dort der einzige ÖVPLer bleibt. (ung)



Noch mit ÖBB-Helm: Bahn-Chef Martin Huber. Foto: Urban

BAWAG Wohnbau-Service und -Finanzierung:

Ob Haus, Dachbodenausbau oder Wohnung – die BAWAG BauServiceMappe bringt Sie Schritt für Schritt zum neuen Heim. Mit maßgeschneiderten Krediten zu Top-Konditionen!

Die neue Bank. Die neue BAWAG.

BAWAG
EINE MARKE DER
BAWAG PSK

„Schüssel ist ein so eleganter Fußballer“



Der eine kritisiert die geschäftlichen Gepflogenheiten von Julius Meisl V. scharf. Der andere bewundert Wolfgang Schüssel „restlos“, auch am grünen Rasen: Wilhelm (li.) und Erwin Rasinger. Foto: R. Hendrich

Anlegerschützer Wilhelm Rasinger will dem Kapitalmarkt „Schärfe“ nehmen, sein Bruder, VP-Gesundheitssprecher Erwin Rasinger, will jeden Cent fürs Gesundheitssystem. Dass „Willi“ einst schnell, aber unrasiert schwamm und Erwin sein Geld schlecht anlegte, eruierte Renate Graber.

STANDARD: Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.
Wilhelm Rasinger: Meisl-Kaffee, Präsident. Wissen Sie, dass Sie mir damit eine große Freude machen?

STANDARD: Habe ich gehofft. Meisl hat Sie wegen eines kritischen Artikels zu Meisl European Land, MEL, geklagt, da kann ein Tässchen nicht schaden. Ihr Bruder als Arzt und ÖVP-Gesundheitssprecher bekommt die magenschonende Variante. In Hellblau.
Erwin Rasinger: Sehr nett, sehr passend. Danke.

Wilhelm R.: Ich feiere bald meinen 60er nach; da will ich Meisl-Kaffee aufwarten. Wissen Sie, als dieser Kaffee auf den Markt kam, war die Welt noch in Ordnung, heute haben Meisl's ein Generationenproblem. In der Schule ist der Fünfer die schlechteste Note.

STANDARD: Sie haben gleich die nächste Klage am Hals. Sie stammen großväterlicherseits aus einer wohlhabenden Bauunternehmerfamilie, es gibt sogar eine Straße in Mauer, die nach Ihrem Opa heißt. Legen Sie, wie Ihr Bruder, auch in österreichischen Aktien an?
Erwin R.: Derzeit nicht, ich baue gerade meine Wohnung um; das ist meine neue Sparkasse. Aber früher, da hatte ich Aktien – er (deutet auf seinen Bruder) hat mich gemanagt.

STANDARD: Und, hatten Sie auch MEL-Papiere im Portefeuille?
Erwin R.: Nein, ich war nämlich immer der Meinung, man soll deutsche Aktien kaufen.

ZU DEN PERSONEN

Wilhelm Rasinger (60) ist Unternehmensberater und seit 1999 Chef des Interessenverbandes für Anleger (IVA) und vertritt als solcher Kleinanleger. Der Honorarprofessor für Betriebswirtschaft (TU Wien) und Vater von fünf Kindern sitzt im Aufsichtsrat von Wienerberger, Erste Bank und Friedrichshof. Sein Bruder **Erwin Rasinger** (55) ist praktischer Arzt in Wien-Meidling und ÖVP-Gesundheitssprecher. Der sportbegeisterte Vater zweier Kinder tritt vehement für die Aufrechterhaltung des derzeitigen Gesundheitssystems und gegen die Zwei-Klassen-Medizin ein.

STANDARD: Viel verdient dabei?
Erwin R.: Nicht so. Ich habe den Aufschwung nicht mitgemacht damals. Bin vorher ausstieg.

STANDARD: Wie praktisch. Haben Sie innerfamiliäre Regressforderungen gestellt?
Erwin R.: Aber nein. Seitdem ich denken kann, hat sich mein Bruder mit Aktien beschäftigt. Er war der Musterknabe in der Familie, unsere Eltern – der Vater war Techniker – haben ihm die Geldangelegenheiten anvertraut, er war daheim der Rechner,

der Manager. Er hat alle Auf- und Abschwünge an der Börse erlebt. Er hat ja dann auch Wirtschaft studiert.

STANDARD: Sie zunächst auch.
Erwin R.: Ja, Willi war schon ein wenig Vorbild ...

STANDARD: Ich dachte, das sei John F. Kennedy gewesen?
Erwin R.: Wieso wissen Sie das? Ja,

aber heute würde mir eher Martin Luther King imponieren. Aber damals war mein Bruder eine Zeitlang sogar mein sportliches Vorbild: Nach seinem einjährigen Aufenthalt in den USA schwamm er im familieneigenen Swimmingpool auf und ab wie ein kleiner Rogan ...

STANDARD: ... auch so wasserschläpfrig glattrasiert?
Wilhelm R.: Nein.

Erwin R.: Ich habe ihn also auch bei der Studienwahl imitiert, aber die Betriebswirtschaft war nicht meins. Mir geht es in der Wirtschaft zu viel um Geld, da lebt zu viel Gier. Ich liebe meinen Beruf als Arzt und arbeite gern in Österreich, weil, was die Qualität des Gesundheitswesens betrifft, leben wir auf einer Insel der Seligen. Wir haben nur zwei Probleme: die Spitalslastigkeit und die Tatsache, dass die Sozialversicherungsbeiträge für die Finanzierung nicht reichen.

STANDARD: Sie drücken das euphemistisch aus. Die Einnahmen aus der geplanten Vermögenszuwachssteuer sollen ins defizitäre Gesundheitswesen fließen, halten Sie das für klug? In der ÖVP ist die Steuer umstritten.
Erwin R.: Ich halte den vermehrten Einsatz von Steuermitteln für das Gesundheitswesen für mehr als fair, das entspricht auch dem europäischen Trend. Aber von mir aus kann man auch die Tabaksteuer dafür nehmen.

STANDARD: Hauptsache Geld vom Steuerzahler? Ich habe das Archiv genau studiert, aber vom Sparen haben Sie noch nie geredet. Die Krankenkassen machen aber Riesenverluste.
Erwin R.: Es heißt immer, die Ärzte verstehen nichts vom Sparen. Stimmt aber nicht: Man kann vernünftig sparen, rationalisieren bei der notwendigen Versorgung für alle rationieren. Dann lieber zusätzliche Steuermittel. Die ganze Welt schaut auf uns, weil wir so gut sind, und wir regen uns über zwei Prozent Minus bei den Krankenkassen auf.

STANDARD: In absoluten Zahlen: flotte 426 Mio. Euro im laufenden Jahr.
Erwin R.: Bei einem Gesamtfinanzierungsvolumen von 12,8 Mrd. Wo ist das Problem?

STANDARD: Sie als Anlegervertreter wollen, dass alle, auch Fonds und Stiftungen, von der Gewinnzuwachssteuer erfasst werden. Und dann ab mit dem Geld in die Spitäler?

Wilhelm R.: Mir ist wichtig, dass die Besteuerung moderat, ausgewogen und fair ist. Es sollen alle erfasst werden; nicht einige wenige, die sich nicht rühren können, während die anderen in Stiftungen oder ins Ausland ausweichen und sich's wieder richten. Wellness-Oasen für Steuerminimierer und Special Purpose Vehicles in Jersey oder Liechtenstein? Das kann's ja nicht sein. Was man mit den Einnahmen macht, ist wieder eine andere Sache.

STANDARD: Sie haben zuerst von der Gier in der Wirtschaft geredet. Sie sind berühmt für Ihre Weihnachtsfeste für Obdachlose, Ihr Engagement für Drogensüchtige und Arme. Politiker und praktizierender Altruist?
Erwin R.: Unsere Mutter war sehr sozial engagiert, ich hab das von ihr. Ein warmes Herz zu haben, das ist schon eine gute Eigenschaft – ich kenne sehr viele, die ein hartes Herz haben. Nur gierig zu sein macht nicht viel Sinn im Leben. Ich wundere mich ja immer, wie viele reiche Leute und Stiftungen es in Österreich gibt und wie gering deren Spenden sind. In den USA ist das anders, nehmen Sie nur Bill Gates: toll. Ich selbst spende viel, unterstütze rund zehn Patienten, bei denen ich den Eindruck habe, ein Medikament allein reicht nicht.

STANDARD: Und Ihr Bruder bringt das weiche Herz in den harten Kapitalismus? Ich frage so naiv, weil er einmal „Mutter Teresa des österreichischen Kapitalmarkts“ genannt wurde. In börsennotierten Unternehmen sieht man es anders: Da werden Kleinanlegervertreter wie Sie, die bei Squeeze-outs, also Börsenabgängen, mehr Geld erkämpfen, gern mit der Mafia verglichen.

Wilhelm R.: Ich versuche, dem Kapitalmarkt ein bisschen die Schärfe zu nehmen.

STANDARD: Und Ihr Bruder bringt das weiche Herz in den harten Kapitalismus? Ich frage so naiv, weil er einmal „Mutter Teresa des österreichischen Kapitalmarkts“ genannt wurde. In börsennotierten Unternehmen sieht man es anders: Da werden Kleinanlegervertreter wie Sie, die bei Squeeze-outs, also Börsenabgängen, mehr Geld erkämpfen, gern mit der Mafia verglichen.
Wilhelm R.: Ich versuche, dem Kapitalmarkt ein bisschen die Schärfe zu nehmen.

STANDARD: Warum?

Erwin R.: Das kann ich beantworten: Willi hat einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn.

Wilhelm R.: Ah, geh.

STANDARD: Ihre Weste hat Flecken abbekommen: Im Rahmen der MEL-Affäre kam zutage, dass Julius Meisl V. dem Interessenverband für Anleger, IVA, ein paar Jahre lang Geld überwiesen hat: 31.000 Euro, die Sie laut Ihrer Darstellung auf einem Treuhandkonto für allfällige Rechtskosten der IVA geparkt haben – schiefe Optik. Haben Sie das Meisl-Geld zurückgezahlt – oder finanzieren Sie damit jetzt den Prozess mit Meisl?

Wilhelm R.: Genau das tue ich. Aber von wegen schiefe Optik: Das war eine gezielte Aktion gegen mich, Meisl hat versucht, von sich abzulenken und alle rundherum anzupatzen. Er hat ja sogar der Finanzmarktaufsicht FMA und der Wiener Börse mit Klagen gedroht.

STANDARD: Ihr Bruder Erwin ist einer der engsten Freunde Schüssels, kandidiert bei Wahlen auf dem Listenplatz hinter ihm, spielt samstags immer Fußball mit ihm ...
Erwin R.: ... ja, ich bewundere Wolfgang Schüssel restlos. Er ist auch ein so toller und eleganter Fußballer. Er ist begeisterter Austrianer, ich bin begeisterter Rapidler ...

STANDARD: ... was ich fragen wollte: Sind Sie auch bei der ÖVP?
Wilhelm R.: Nein, und ich bin froh, dass ich keinen Parteichef habe. Ich wähle die ÖVP, so lange mein Bruder kandidiert, aber danach?

Erwin R.: Wirst du keine Alternative haben.

STANDARD: Dass Sie seit sechs Jahren im Aufsichtsrat des „Friedrichshof“ im Burgenland sind, der von Otto Mühl's „aktionsanalytischer Kommune“ gegründet wurde, passt nicht so recht ins konservative Bild. Heute ist das eine Genossenschaft, die sich größtenteils aus Ex-Mühl-Kommunarden zusammensetzt.
Wilhelm R.: Das ist aber hochspannend für mich. Da haben Leute mit einer gewissen Sehnsucht nach einer besonderen Lebensform gelebt ...

STANDARD: ... sich dem autoritären Führer Otto Mühl unterwarfen, der letztlich strafrechtlich verurteilt wurde und dessen Kommune sich 1990 auflöste ...
Wilhelm R.: ... ja, sie wurden alle sehr unterschiedlich und sehr stark von der Realität eingeholt. Mein Beitrag als Nicht-Ex-Kommunarde ist halt, eine andere Sichtweise in die Genossenschaft einzubringen.

„
Wellness-Oasen für Steuerminimierer und Special Purpose Vehicles in Jersey oder Liechtenstein? Das kann's ja nicht sein.
Wilhelm Rasinger

STANDARD: Sagt Wolfgang Flötl auch immer in Bezug auf seine Häuser auf Bermuda, auf den Bahamas, in London.
Wilhelm R.: Ab einer gewissen Größenordnung ist Geld für die Leute nur Gradmesser ihrer Wichtigkeit, Bedeutung, ihres Einflusses ...

STANDARD: ... ihrer Potenz?
Wilhelm R.: Ja, Potenzmesser. Wer schaut denn etwa diese sinnlosen Millionär-Ranglisten an?

STANDARD: Ich. Mit Begeisterung, zum Gustieren.

Wilhelm R.: Ja, Journalisten – und Manager, die sich mit ihren Konkurrenten messen. Diese Konditionierung auf Mehr und Wachstum liegt auch daran, dass wir von Generationen erzogen wurden, die einen oder beide Weltkriege erlebten und aufbauen, sparen, zugewinnen mussten. Aber heute? Die Leute kommen gar nicht drauf, dass viel mehr Spaß liegt im ...
Erwin R.: ... Fahrradfahren ...

Wilhelm R.: ... du, ich war am Sonntag auf einer Skitour auf dem Schneeberg – das ist es.

STANDARD: Niedlich. Weil wir bei der Bawag waren: Helmut Elsner wurde nach seiner Operation beim Kur-Antritt von Mitpatienten ausgebuht. Was dachten Sie als Männer mit großem Herzen, als Sie diese Bilder sahen?
Erwin R.: Ruhm und Untergang liegen eng nebeneinander.
Wilhelm R.: Nicht die feine Art, aber die Rache des kleinen Mannes, die Wirklichkeit. Jeder versucht sich zu wehren, wie er kann.

STANDARD: Gutes Stichwort für die letzte Frage: Worum geht's im Leben?
Erwin R.: Glücklich sein und andere glücklich machen.
Wilhelm R.: Zufrieden leben und so, dass man beim Sterben das Gefühl haben kann, einen positiven Beitrag geleistet zu haben.

Aufzugwerk Gratkorn vor dem Aus

Völlig überraschend für das Land Steiermark und das lokale Management will ThyssenKrupp das Aufzugwerk in Gratkorn in der Steiermark schließen. 300 Mitarbeiter könnten deswegen bis 2009 ihren Job verlieren.

Leo Szemeliker

Gratkorn/Graz/Wien – Vor zwei Monaten ging noch eine Jubelmeldung an die heimischen Medien: „ThyssenKrupp Aufzüge Austria hat von den Wiener Linien den größten Auftrag seiner Firmengeschichte erhalten.“ Genutzt hat er nichts, denn am Freitag ließ der deutsche Mutterkonzern verlauten, dass das Aufzugwerk in Gratkorn in der Steiermark aufgelassen werde. 300 Mitarbeiter sollen dem Vernehmen nach in ungefähr 18 Monaten ihren Job verlieren, sobald der bestehende Auftragsbestand abgearbeitet ist.

Die Gründe laut einer Unternehmenssprecherin: „zunehmender Wettbewerbsdrucks und sich ändernde Marktbedingungen“. Die Gratkorner Produkte würden nicht mehr so nachgefragt. Allerdings sei noch nicht beschlossen, ob es wirklich zu einer Komplett-schließung kommt oder nicht, „die Gespräche beginnen erst und sollen bis zum Sommer abgeschlossen werden“. Ob das Werk profitabel gewesen sei oder nicht, darüber wollte die Sprecherin keine Auskunft geben, ebenso wenig über die möglichen Optionen für den Standort (etwa, ob neue, besser nachgefragte Produkte in der Steiermark gefertigt werden).

„Wir waren auch überrascht“, sagt der steirische Landesrat Christian Buchmann (VP) auf Anfrage des STANDARD. Er habe am Donnerstag davon erfahren, dass der zuständige Vorstand von ThyssenKrupp, Helmut Müller, am Freitag im Werk erwartet worden sei. In einem Gespräch habe der Deutsche dem Steirer versichert, es gehe nicht um eine Auslagerung des angeblich defizitären Standortes, sondern um den Ausstieg aus gewissen Produktkategorien. „Bei einem Besuch im Werk im Vorjahr hat man mir noch ein anderes Bild vermittelt“, sagte Buchmann.

Ein Drittel der Belegschaft sind Facharbeiter. „Es wird für das Unternehmen schwierig sein, die noch die nächste Zeit zu halten“,

Damals war die Welt für Gratkorns Aufzugsbauer noch in Ordnung: Firmenfeier zum Zehnjahresjubiläum 2004.

F.: Homepage, Firma



glaubt Buchmann, „denn in der Steiermark herrscht akuter Facharbeitermangel“. Für all jene, für die kein neuer Job gefunden werden kann, sollen Sozialpläne erarbeitet werden. Die 18 Lehrlinge im Betrieb sollen vom Arbeitsservice über Ausbildungslehrgänge aufgefangen werden.

Wirtschaftsminister Martin Bartenstein (ÖVP) sagte in einer ersten Reaktion, er habe die staatliche Förderagentur AWS angewiesen, in der Sache tätig zu werden. Laut Buchmann sei die Angelegenheit kein „steirischer Fall Nokia“ (das hoch geförderte Werk in Bochum wird

vom Handyriesen geschlossen, Anm.), ThyssenKrupp habe für das Werk keine öffentlichen Fördergelder erhalten, versicherte der Landesrat. Jedenfalls sei dies „eine bittere Pille, nach den positiven Nachrichten aus Spielberg“ (Red Bull will dort eine Schmalspurvariante einer Rennstrecke auf dem A1-Ring-Gelände bauen).

Die heimische Wettbewerbsbehörde hatte im Herbst ein „Aufzugkartell“ mit einer Strafe (88 Mio. Euro) belegt, die Liftsparte des Stahl- und Industriegüterkonzerns ThyssenKrupp wurde aber als angeblicher „Kronzeuge“ von der Strafe ausgenommen.

Österreich „schlecht“ bei Sozialintegration

IHS-Europavergleich zu Arbeitsmarkt

Wien – Österreichs Arbeitsmarkt sehe im internationalen Vergleich relativ gut aus, nur um die „Sozialintegration“ – etwa die Erwerbsquote Älterer, die Einkommensschere zwischen Frauen und Männern – stehe es „sehr schlecht“ aus, sagte Bernhard Felderer, Leiter des Instituts für Höhere Studien (IHS) am Freitag bei der Präsentation des von seinem Institut entwickelten „Konsolidierten Arbeitsmarktindex“. Dieser vergleicht die Situation auf den Arbeitsmärkten der 27 EU-Staaten anhand von elf Indikatoren: Beschäftigungsquote, Erwerbsquote, Arbeitslosenquote (Basisindikatoren), Erwerbsquote 55–64 Jahre, Jugendarbeitslosigkeit, geschlechtsspezifisches Beschäftigungsgefälle und Verdienstgefälle (Sozialintegration), Bildungsstand 22–24 Jahre, Erwachsenenbeteiligung an Weiterbildung, Arbeitsproduktivität (Humankapital).

Österreich ist auf dem achten Platz von 27, wenn alle elf Indikatoren berücksichtigt werden. Auf den Spitzenplätzen: Dänemark, Schweden, Irland, Deutschland ist auf Platz 16.

Nimmt man nur die Basisindikatoren, findet sich Österreich auf Platz fünf wieder; rechnet man nur nach Humankapitalindikatoren, gar auf Platz vier. Beim Sozialintegrationsindex hingegen ist Österreich nur auf Platz 16. Laut Felderer wäre die Beschäftigungsquote Älterer zu verbessern, wenn die Politik das „Schlupfloch“ Invalidenpension „endlich reparieren würde. Nur: Da tut sich nichts.“ (szem)

MIT REKORDERGEBNIS IN DIE ZUKUNFT



Ergebnisse für das Geschäftsjahr 2007

KURZ GEMELDET

Mayr-Melnhof Holz baut aus

Linz – Die Mayr-Melnhof Holz Gruppe übernimmt sämtliche Anteile an der Holzindustrie Stallinger GmbH und der Kaufmann Holding AG sowie einen qualifizierten Minderheitsanteil an der Stallinger Swiss Timber AG und will damit ihr Umsatzvolumen von bisher 400 auf künftig 600 Mio. Euro steigern. (APA)

Casinos wollen umziehen

Wien – Die Casinos Austria wollen ihr Hauptquartier am Wiener Luegerring aufgeben und zur Konzerntochter, den Lotterien, in den dritten Wiener Gemeindebezirk, an den Rennweg ziehen. Dies ist aus Unternehmerkreisen nach einer Aufsichtsratsitzung zu hören. (red)

Prozess gegen Siemens-Manager

München – Der erste Prozess gegen einen Beschuldigten im Siemens-Schmiergeldskandal beginnt am 26. Mai. Im Zuge der Verhandlungen sollen neben anderen Ex-Siemens-Chef Heinrich von Pierer und der damals zuständige Vorstand der Telekomsparte Thomas Ganswindt als Zeugen vernommen werden. (APA)

Steuer-CD und Swarovski

Wien – Auf der ominösen Steuer-CD aus Liechtenstein sollen sich unter den 150 vermuteten Österreichern vor allem Tiroler und Vorarlberger befinden. Der Name Swarovski soll laut *Format* mehrfach auftauchen, was aber nicht notwendigerweise Steuerhinterziehung bedeute. Es gebe keine Geschäftsverbindung des Konzerns mit Liechtensteins Bankhaus LGT, sagte Markus Langes-Swarovski der *Tiroler Tageszeitung*. Was ein Familienmitglied mit seinem Geld tut, sei aber Privatsache. (APA)

GANZ KURZ

+++ **Gratis-Sparlampen** Ikea verschenkt an seinem zweiten Energiesparlampen-Tag in Wien, Graz, Salzburg und Linz ebensolche. +++ **Volksbank** „Verhaltene Erwartungen“ hat die Volksbank Vorarlberg heuer, was nichts mit der ZDF-Dokumentation zu tun habe, sondern mit der weltweiten Situation des Kapitalmarktes. Wie berichtet, deckte das ZDF fragwürdige Dienstleistungen für deutsche Steuerhinterzieher durch verdeckte Recherchen auf. +++ **Supergage** Ford-Chef Alan Mulally ist für seine Arbeit im Vorjahr mit 21,7 Mio. Dollar (13,80 Mio. Euro) entlohnt worden.

Exzellente Ergebnisse als starkes Fundament für die zukünftige Entwicklung von conwert

conwert konnte für das Geschäftsjahr 2007 eine weitere Rekordbilanz vorlegen. Mit dem neuen Dienstleistungsbereich stehen die Weichen auch 2008 auf Wachstum.

Das Geschäftsjahr 2007 war für das börsennotierte Wohnimmobilienunternehmen conwert ein weiteres Erfolgsgeschäft. Das Portfolio wurde mit hochqualitativen Immobilien ausgebaut und das Unternehmen in Form eines voll integrierten europäischen Wohnimmobilienkonzerns neu ausgerichtet. Rekordwerte bei sämtlichen Unternehmenskennzahlen bestätigten, dass das Unternehmen auch unter geänderten Kapitalmarktbedingungen wachsen kann.

HOHE CASH-ERTRÄGE

Wie erfolgreich das Geschäftsmodell der conwert ist, zeigt sich vor allem an

den 3 wesentlichsten Kennzahlen für Immobilien-Unternehmen, die allesamt signifikant gesteigert wurden:

- Steigerung der Mieterträge um 10 % im bestehenden Portfolio (ohne Akquisitionen)
- 60 % Wachstum beim Cash-Gewinn (ohne Aufwertungsgewinne)
- NAV-Steigerung von 12 % auf EUR 16,25 je Aktie in 1 Jahr

Die hohen Cash-Erträge und laufende Ertrags- und Wertsteigerungen des Immobilien-Portfolios ermöglichen conwert organisches aber gleichzeitig dynamisches Wachstum.

ZUSÄTZLICHE ERTRÄGE

Auch 2008 soll das Immobilien-Portfolio hochwertig ausgebaut werden. Zusätzlich profitiert conwert von den Ende 2007 übernommenen Immobilien-Dienstleistungsgesellschaften. Diese Unternehmen zählen in Österreich und Deutschland zu den Marktführern und sind hoch profitabel.

Als Wohnimmobilienkonzern, der die gesamte Wertschöpfungskette abdeckt, wird conwert den Erfolgskurs fortsetzen und Erträge und Substanzwert steigern. Auch ist für das Geschäftsjahr 2008 erstmalig die Ausschüttung einer Dividende geplant.

conwert in Zahlen

1.590 Immobilien

und 436 Mitarbeiter in 6 europäischen Ländern

23.283 Mieteinheiten

und 6.832 PKW-Stellplätze

€ 2,35 Milliarden

Immobilienvermögen (+ 40 % gegenüber dem Vorjahr)

€ 115 Mio. Gewinn

ist ein Plus von 122 % zum Vorjahr

1,46 €/Aktie

Gewinn (Anstieg von 51 % gegenüber der Vorjahresperiode)

€ 60 Millionen

Cash-Gewinn, ein Plus von 60 % im Vergleich zum Jahr 2006

48 % Eigenkapitalquote

und niedrige Verzinsung des Fremdkapitals

12 % NAV-Steigerung

auf 16,25 Euro je Aktie

€ 270 Millionen

liquide Mittel und Vermögenswerte

conwert
Immobilien Invest SE

www.conwert.at

Unverbindliche Angaben per 31.12.2007. Der Geschäftsbericht 2007 ist unter www.conwert.at abrufbar. Diese Information dient Werbezwecken und stellt keine Aufforderung zum Kauf, Verkauf oder zur Zeichnung von Wertpapieren der Gesellschaft dar. In der Vergangenheit erzielte Ergebnisse lassen keine Rückschlüsse auf zukünftige Entwicklungen zu.



Die große Freiheit: In einer „Ente“ war irgendwie immer 1968. Auch wenn Citroën später versuchte, vom Hippie-Image wegzukommen. Foto: Reuters

Die Übelkeit der frühen Jahre

Mit dem Auto durch das Jahr 1968, vorwiegend speibend im Citroën. Die tatsächliche Ankunft im Jahr 1968 gelang aber erst viele Jahre später, wieder mit einem Citroën: von der DS 19 zum 2CV, von der Göttin zur Ente.

Michael Völker

Wien – 1968 habe ich im Auto vorwiegend gespieben. Ich ertrug den Fahrstil meines Vaters schlecht, auch nicht im Citroën DS 19, trotz der damals einzigartigen hydropneumatischen Federung und trotz der komfortablen Schaumstoffsitze. Das Kürzel DS war wegen des sprachlichen Gleichklangs von la déesse (die Göttin) ganz bewusst gewählt. Unsere Göttin war ein Drittbesitz, damals erstanden um umgerechnet 1600 Euro (siehe auch *Autorevue* 02/08).

Vaters Göttin

Heute wäre die DS einiges wert, damals musste ich in Vaters Göttin nur speiben. Zehn Minuten nach dem Wegfahren war mir schlecht, spätestens nach 20 Minuten mussten wir das erste Mal stehenbleiben. Ein paar Jahre später fuhren wir mit dem Auto von Helsinki nach Jyväskylä zur 1000-Seen-Rallye, das war eine lange Strecke durch die finnischen Wälder. Das Auto war ein Saab 96, am Speiben hatte sich nichts geändert.

Mein Vater war Chefredakteur der *Autorevue*. 1968 fuhr er zum ersten

Mal zur Safari-Rallye nach Kenia. Die nächsten 21 Jahre habe ich ihn zu Ostern nicht mehr gesehen. Er war bei der „Safari“.

1968, das war automobil gesehen immer noch die Zeit des VW Käfer. Als Neuwagen kostete er damals 35.500 Schilling und war das Massenauto. Daneben gab es natürlich noch den Puch 500, aber der war damals schon sehr klein. Die besseren, auch moderneren Massenautos waren der Opel Kadett und der neue Ford Escort. Wer es gediegen liebte, den Ruf eines Speibers nicht scheute und das Geld dazu hatte, leistete sich um 70.000 Schilling einen Audi 80. Praktisch nur für Generaldirektoren war der Mercedes 200 D, der kostete mehr als 100.000 Schilling.

Ein lustiges Auto war der Ford Anglia mit der umgekehrt schrägen Heckscheibe, und mit dem BMW 2002 kam 1968 eines der tollsten und modernsten Autos auf den Markt.

Daneben gab es eine Vielzahl englischer Marken, von Hillman über

Sunbeam, die Franzosen mit Citroën und Peugeot. Und natürlich Simca – tolle Autos einer wunderbaren Marke, die später durch Verkauf zwischen den großen Herstellern aufgerieben wurde. Erinnern Sie sich noch an den Matra-Simca Bagheera, den Mittelmotorsportwagen mit drei Sitzen vorne? Der kam aber erst 1973 auf den Markt.

Ideologisch aufgeladene Autos gab es 1968 nicht, weil das auch ein Widerspruch in sich gewesen wäre. Typische 68er-Autos im Sinne eines Aufbegehrens wären der 2CV (siehe Artikel rechts) und der VW-Bus, das wurden sie aber erst nachher, als Sinnbild für die große Freiheit des Bewegens, als Statement für materielle Genügsamkeit und gegen die Verspießerung.

Wir fuhren damals als Familie Citroën DS, das war sehr in Ordnung, auch wenn es mir nicht bewusst war. Die Peinlichkeit eines Vauxhall Velox, dem ersten Auto meines Vaters, war mir noch erspart geblieben. Das dritte Auto schließlich zeugte schon von den Ambitionen des Chefredakteurs, von einer gewissen Begeisterung: Der NSU 1200TT mit 70 PS, 160 km/h Spitze. Was soll ich sagen? Speiben.

Meine erste bewusste Auseinandersetzung mit '68 und einem Auto

erfolgte später, es war bereits 1980. Ich war mit 15 eine ernsthafte Hippie-Nachwuchshoffnung, trug eine abgewetzte Raulederjacke um 50 Schilling vom Flohmarkt und eine Frisur wie Jimi Hendrix. Am Rücken der Lederjacke hatte ich ein Picklerl angebracht, „Make Love Not War“, in meinem Fall jedenfalls eine theoretische Botschaft. Haare, Jacke und Picklerl trug ich auch, als mich mein Vater zu einem Termin ins noble Hotel Ambassador mitnehmen musste. Trotz Bitten und Flehen weigerte ich mich, Jacke wie Picklerl abzulegen. Der Portier nahm es gelassen. Ich nicht: Dass mich der Kellner dann mit „gnä“ Fräulein ansprach, gab mir frisurenmäßig schwer zu denken.

Reinhard's Ente

In dieser Zeit lernte ich Reinhard kennen. Er gesellte sich an unserem üblichen Treffpunkt an der Straßenbahnstation zu uns. Hatte aber bereits ein Auto. Und was für eines. Eine Ente. Reinhard selbst war auch ziemlich cool, immerhin war er schon 18 und hatte lange Haare. Wenn er nicht im Waldviertel Fußball bei einem Klub spielte, hing er mit uns herum. Wir hörten The Doors und dann bemalten wir sein Auto. Mit Blumen und Peace-Zeichen, möglicherweise war auch ein Cannabis-Blatt dabei. Endlich waren wir im Jahr 1968 angekommen. Mit dem Auto. Und ich musste mich nicht mehr übergeben.



Der Automarkt in Österreich: 1968 und heute

	Jän. – Dez. 1968	Jän. – Dez. 2007
Neuzulassungen	Pkw ¹⁾ 114.383	Pkw / 298.182
	Kombi 16.252	Kombi
1) PKW = Personenkraftwagen Kombi = Kombinationskraftwagen		
Bestand	Pkw 920.581	Pkw / 4.245.583
	Kombi 135.709	Kombi
Beliebteste Neuwagen	VW Käfer ²⁾	VW Golf
	Ford Escort	VW Passat
	Ford Cortina	VW Polo
	Opel Kadett	Skoda Fabia
	Opel Rekord	Skoda Octavia
	Fiat 850/1100	Ford Focus
	Fiat 123/124	Renault Mégane
	Renault 4	Opel Astra
	Mercedes 220 D	Peugeot 207
		Audi A4

Quelle: Statistik Austria, EurotaxGlass Foto: Reuters 2) mit Abstand meistverkauftes Modell DER STANDARD

Sitzbänke zum Rausnehmen, ein Nachschwingen

Die Citroën-Ente ist das prototypische 68er-Auto

Leo Szemeliker

„Entist“, vielleicht wie „Donaldist“, nein, diesen Begriff gebe es nicht, sagt Martin Strubreiter, aber man dürfe ihn ruhig einen „passionierten Entenfahrer“ nennen. Der Redakteur der Fachzeitschrift *Autorevue* besitzt mehrere Exemplare des Modells Citroën 2CV, darunter auch einen des Baujahres 1969. „Nur der ist gerade nicht angemeldet und steht in einem ehemaligen Sportfliegerhangar in Trausdorf im Burgenland, neben alten Traktoren und so Zeug.“

Strubreiter gilt als einer der versiertesten Citroën-Kenner des Landes. Baujahre, Motordaten und Anekdoten zu seinem Lieblingsauto schüttelt er wie nebenbei aus dem Ärmel, wenn man den bekennenden Handyverweigerer am Nachmittag im Büro schnell mal anruft, weil man was über „sein“ Auto schreiben will. „1968 hatte der 2CV einen 425-Kubikzentimeter-Motor, einen Zweizylinder-Boxer mit 16 PS, vier Gänge, unsynchronisiert, 6-Volt-Anlage. Es gab dann auch noch einen 3CV und diesen API-Motor, aber wenn wir mit denen auch noch anfangen, kennt sich keiner mehr aus“, sagt er dann. Viel würde ihm einfallen zur „Ente“ (so heißt der 2CV nur im deutschen Sprachraum, in Frankreich sagt niemand „canard“, sondern entsprechend des Namenskürzels „Deux Chevaux Vapeur“, nach der französischen Einheit für die Kfz-Steuer. Oder kurz: „La Deuche“). Doch bei diesem kurzen Anruf am Nachmittag will DER STANDARD nur eines wissen: Warum wurde die Ente – vor allem in der nachträglichen Rezeption – zum prototypischen 68er-Auto? Und nicht der VW Käfer?

„Nie speißbürgerlich“

„In einem 2CV hat man niemals speißbürgerlich gewirkt, so wie vielleicht ein Käfer- oder Rekord-Fahrer“, erklärt Strubreiter. Denn die Ente, auch ein „Mangelauto“ wie der Käfer, hatte aus Kostengründen – wieder nachträglich betrachtet „coole“ – Features wie etwa ein Rolldach. Oder Sitzbänke zum Rausnehmen. „Zum Picknicken“, sagt Strubreiter.

Weiters hatte der 2CV damals keine Stoßdämpfer im heutigen Sinn, sondern „Reibungs- und Trägheitsdämpfer“. Der Enten-Connoisseur: „Fährt man über Bodenwellen, schwingt alles immer schön nach.“ Das hat den Sex-Revolutionären und solchen, die es damals unbedingt werden wollten, sicher auch getaugt.

Der 2CV wurde 1948 in der Urversion präsentiert, als Konkurrenzmodell zum Volkswagen Käfer. Der französische Autohersteller Citroën – seit 1976 im Verbund mit Peugeot unter dem Dach des PSA-Konzerns – lancierte bereits 1967 den ersten „Nachfolger“ des 2CV, die Dyane. Doch die Ente überlebte sie alle, auch den Ami 6, den LN und den Visa. Die Produktion der Ente wurde 1990 eingestellt – einerseits, weil die Technik hoffnungslos veraltet war, andererseits, weil Citroën sich vom Image der Avantgarde-Autos, der „hässlichen Entlein“, entfernen wollte.

In Wirklichkeit: Käfer über alles

Volkswagen beherrschte vor vierzig Jahren den Automarkt in Österreich – wie heute

Der Citroën 2CV mag als das 68er-Auto gelten, auf dem Markt war die Ente damals nur Nebendarsteller. Das mit Abstand meistverkaufte Automobil des Jahres 1968 war laut dem Statistischen Zentralamt der Volkswagen Käfer. Von etwas mehr als 114.000 Personenkraftwagen, die in diesem Jahr zum ersten Mal für den Verkehr zugelassen wurden, waren rund 28.000 kugelige VWs – das entspricht einem Viertel des Marktes. Von Enten und Artverwandten wurden knapp 350 Stück zugelassen. Es ist also klar, warum das eine in diesem Land als das „Jedermannauto“ galt, während das andere ein Individualistenfahrzeug werden konnte.

„Personenkraftwagen“ und „Kombinationskraftwagen“ wurden vor vierzig Jahren noch in getrennten Statistiken ausgewiesen. Denn die Verwendung war eindeutig zuzuordnen: In Pkws fuhren Menschen mit Menschen, in Kombis transportierten Menschen, die ein streng reglementiertes Gewerbe ausübten, Güter. Ausschließlich. Deswegen denken ältere Semester auch beim Anblick eines flotten Lifestylekombis an die „Tapeziererautos“, vor allem wenn sie in der heute wieder modischen Farbe weiß gehalten sind.

Der Automarkt war 1968 wegen der Dominanz VWs sowie der deutschen Tochterfirmen der US-Konzer-

ne, Opel und Ford, von westdeutschen Fabrikaten dominiert. Von 114.000 neuen Pkws stammten circa 63.000 aus der BRD (55 aus der DDR). Zweitstärkstes Herkunftsland war Großbritannien (rund 21.000 Fahrzeuge) vor Italien (rund 12.500) und Frankreich (11.000). „Österreicher“: 607, vor allem Steyr Puch 500, 650, 700 und Haflinger. Aus der späteren Autogroßmacht Japan kamen 1968 immerhin 58 Stück. Mazda war der erste japanische Hersteller in Österreich, Toyota, Nissan und andere folgten Anfang der 70er und eroberten bis in die 80er ein Drittel des Marktes. Heute dominiert wieder VW, auf allen Linien. (szem)

E-Wirtschaft lotet Potenzial an Wasserkraft aus

Wien – Österreichs Energiewirtschaft ist dabei, mit Beamten des Wirtschaftsministeriums und der E-Control das maximal mögliche Ausbauvolumen der Wasserkraft in Österreich zu bestimmen. Ergebnisse sollen im Mai präsentiert werden und den Blick für das Machbare schärfen. „Theoretisch machbar heißt nicht, dass auch alles umsetzbar ist“, sagte der Präsident des Verbands der Elektrizitätsunternehmen Österreichs (VEÖ), Energie-AG-Oberösterreich-Chef Leo Windtner, in einer Pressekonferenz am Freitag. „Wenn man mit dem ökologischen Raster drüberfährt, fällt einiges weg.“

Windtner plädierte für mehr Realismus. Schon jetzt stehe fest, dass das Ziel eines Anteils von 34 Prozent erneuerbarer Energie am Gesamtverbrauch 2020 selbst bei größter Anstrengung nicht zu schaffen sei. Von derzeit 23,5 Prozent könne nach VEÖ-Berechnungen bestenfalls ein Sprung auf 29 Prozent gelingen. Gegenüber dem EU-Ziel (34 Prozent) würde sich eine Lücke von rund acht Terawattstunden auftun, das ist etwas mehr als die derzeitige Importmenge an Strom.

Energie AG fährt „Plan B“

Optimistischer ist Windtner, was die Zukunftsaussichten für die Energie AG betrifft, die im Februar ihren Börsengang absagen musste. Schon bald sei mit grünem Licht aus Brüssel für den sogenannten „Plan B“ (Einstieg von Investoren) zum Börsengang der EAG zu rechnen. Die Verhandlungen um den Hälfteeinstieg der Tiwag in jene Gesellschaft, die den 26-Prozent-Anteil der EAG an der Salzburg AG verwaltet, seien vom gewünschten Einstieg der Tiroler bei der EAG (acht Prozent) entkoppelt worden. (stro)



Die Benützungsgeld für die Betankungsanlage am Flughafen Schwechat soll künftig eine unabhängige Stelle festsetzen.

Foto: Hendrich

Teilerfolg der AUA im Kerosinstreit mit der OMV

Im Streit zwischen AUA und OMV um teures Flugbenzin in Wien hat die Airline Erfolgspunkte gesammelt. Die OMV muss eine alternative Versorgung zulassen und sich von einer Firma trennen. Die AUA will zusätzlich Bußgeld.

Günther Strobl

Wien – Die OMV muss am Flughafen Wien leiser treten. Der Mineralölkonzern, der von der AUA des Missbrauchs der Marktmacht beschuldigt wird, hat sich gegenüber der Bundeswettbewerbsbehörde (BWB) zu einer Reihe von Maßnahmen verpflichtet, die ein Mehr an Wettbewerb bei der Versorgung der Flugzeuge mit Jet Fuel (Kerosin) bringen soll.

So hat sich die OMV unter anderem verpflichtet, ihre Beteiligung an der Flughafen-Schwechat-Hydranten-Gesellschaft (FSH) bis Ende Juni zu verkaufen und die Logistikkette von der Raffinerie Schwechat zum Flughafen auch für Dritte zu öffnen.

Derzeit gelangt das Jet Fuel über eine OMV-eigene Pipeline in die Unterflurbetankungsanlage am Flughafen, wofür entsprechende Gebühren verrechnet werden.

Gemanagt wird die Betankungsdrehkreise von der FSH, an der neben der OMV zu gleichen Teilen Agip, Air Total, BP, Esso, Mobil Oil und Shell beteiligt sind. Das Unternehmen beschäftigt neun Mitarbeiter, die pro Jahr 650.000 Tonnen Flugbenzin absetzen. Auch die Tanklager am Flughafen gehören der Gesellschaft.

Die Benützungsgeld für die Betankungsanlagen sollen künftig von einer unabhängigen Stelle und nicht von der FSH festgelegt werden.

Die OMV betont, dass der Verkauf der Anteile bereits in die Wege geleitet sei. Die Betriebs- und Geschäftsführung habe seit 1. Juli 2007 die Hamburger Firma Aviation Fuel Services inne.

„Mit den in die Wege geleiteten Maßnahmen sollte es deutlich mehr Wettbewerb am Flughafen geben“, sagte BWB-Sprecher Stefan Keznickl dem STANDARD. Mittel- bis langfristig könnte das auch zu einer Verbilligung der Ticketpreise führen.

Der AUA, die mit ihrer Klage über ihre Ansicht nach zu hohe Preise für Flugbenzin und zu hohe Gebühren für das Betankungsservice die Sache ins Rollen gebracht hat, ist die Verpflichtungserklärung der OMV zu wenig. Sie hofft auf Bußgeld und will die parallel laufende Klage vor dem Kartellgericht weiterlaufen lassen.

„Wir haben keine Anhaltspunkte für Preismissbrauch gefunden, können das aber auch nicht ausschließen“, sagte BWB-Sprecher Keznickl.

Christ will 2008 Ergebnisdelle wieder ausbügeln

Gabriele Kolar

Wien – „Unerwartet stark gestiegene Materialkosten“, Restrukturierungsaufwendungen und eine durch Steuerabgrenzungen auf 60 Prozent hochgeschleunigte Steuerquote haben dem an der Wiener Börse notierten Wasseraufbereiter Christ Water Technology das Ergebnis 2007 verhägelt. Bei einem um 33 Prozent höheren Umsatz von 278,2 Mio. Euro ging das operative Ergebnis um sieben Prozent auf 6,0 Mio. Euro zurück, der Jahresüberschuss halbierte sich auf 1,7 Mio. Euro.

„Wir haben keine strukturellen Probleme – weder am Markt noch bei Christ“, versicherte Christ-Vorstandschef Karl Michael Millauer angesichts des Gewinnrückgangs und stellte für 2008 einen Umsatzanstieg auf über 300 Mio. Euro und ein operatives Ergebnis von mehr als zwölf Mio. Euro in Aussicht. Ziel bis 2010 seien 500 Mio. Euro Umsatz.

Das Problem der steigenden Kosten für Stahl, Kupfer und Nickel, das sich vor allem bei den mehrjährigen Kraftwerksprojekten negativ ausgewirkt hatte, habe man inzwischen im Griff. Das Kostenrisiko werde bei Neuprojekten entweder auf die Kunden oder Lieferanten abgewälzt. Christ verliere dadurch zwar „das eine oder andere Projekt, ist mit den Neuprojekten aber auf der sicheren Seite“, sagte Millauer.

Für 2007 werde es angesichts der Ergebnisdelle und des geplanten Wachstumskurses keine Dividende geben. „Es gibt aber das klare Versprechen, dass wir das 2008 nachholen, wenn wir unsere Ziele erreichen“, sagte der Christ-Chef.

Eine Herausforderung sei die Suche nach Fachkräften. Millauer: „Das ist derzeit unser Engpass.“



Schnell und bequem an Bord. Mit dem neuen xpress Service des Flughafen Wien.

Sie verreisen geschäftlich. 20 Minuten vor Ihrem Abflug treffen Sie am Flughafen Wien ein. Ihren PKW haben Sie zuvor am reservierten Parkplatz abgestellt. Nach bevorzugtem Check-in und Sicherheitskontrollen im Priority Terminal werden Sie direkt zu Ihrem Flugzeug gebracht. Der neue xpress Service des Flughafen Wien – für alles Andere ist Ihre Zeit zu wertvoll.

Aviso 24 Std. vor Abflug. Parkplätze im Parkhaus 3.
Nur Handgepäck. Eintreffen im Priority Terminal: 20 Min. vor Abflug.
Weitere Informationen: Tel. 01/7007-23300, 23400 oder www.viennaairport.com/vip

Offen für neue Horizonte.

VIE Vienna International Airport

Neuer Weinskandal erschüttert Italien

Italienische Weinkellereien sollen im Vorjahr 70 Millionen Liter Wein gepanscht und mit giftigen Zusatzstoffen versetzt haben. Auch Nobel-Winzer sind im Visier der Justiz. 600.000 Brunello-Flaschen wurden beschlagnahmt.

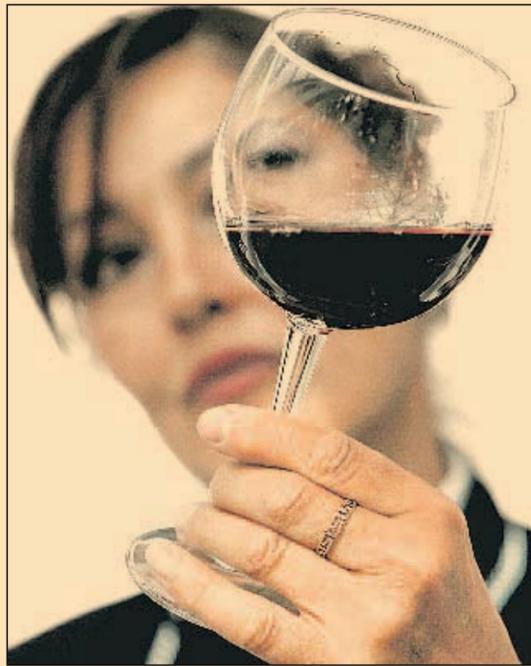
Thesy Kness-Bastaroli aus Verona

Ein neuer Weinskandal erschüttert Italiens Landwirtschaft. Davon ist nicht nur Billigwein betroffen. Auch der toskanische Edelwein Brunello steht im Verdacht, mit weniger noblen Reben gepanscht worden zu sein. Nobel-Winzer aus Siena, wie etwa die Grafen Frescobaldi und Castello Banfi, stehen derzeit im Visier der Staatsanwaltschaft. Gegen sie laufen bereits Ermittlungen. 600.000 Brunello-Weinflaschen aus dem Jahr 2003 wurden beschlagnahmt.

Laut einem nicht dementierten Bericht der Turiner Tageszeitung *La Stampa*, sollen im Vorjahr 70 Mio. Liter italienischer Wein mit gefährlichen Zusatzstoffen, Salzsäure und krebserregenden Substanzen vermischt worden und vor allem am Inlandsmarkt verkauft worden sein. Nur ein Drittel der zwischen 70 Cents und zwei Euro angebotenen Flaschen- und Tetrapack-Getränke bestanden aus Wein. Der Rest setzte sich aus nicht nur harmlosen Wasser- und Zuckerzusätzen zusammen. Laut den von der Turiner Zeitung zitierten Laboruntersuchungen, wur-

Der Blick ins Weinglas verheißt in Italien derzeit wenig Gutes. Ein neuer Lebensmittel-skandal wirft Schatten auf die gesamte Weinbranche.

Foto: EPA



den auch krebserregende chemische Substanzen beigemischt. In einigen sogenannten Weinkellereien, etwa bei der Vmc und Enoagri, sei nicht Wein, sondern nur der Giftcocktail hergestellt worden. Die Getränke wurden beschlagnahmt. Es besteht der Verdacht, dass diese Kellereien mit den organisierten Verbrecherorganisationen Cosa Nostra und Sacra Corona kooperieren. Unter den Ver-

dächtigen ist auch Bruno Castagna aus Veronella, er war vor 22 Jahren in den Methanolskandal verwickelt.

Landwirtschaftsminister Paolo De Castri beschwichtigte bei der Eröffnung der europäischen Weinmesse „Vinitaly“ in Verona. Er warnte vor voreiliger Panik. Die seit sechs Monaten dauernden Ermittlungen seien voll im Gang, voreilige Schlüsse sollten nicht gezogen werden. Er bestätigte allerdings, dass bei dem sich anzeichnenden Skandal das organisierte Verbrechen involviert sei. Die Gefahr besteht, dass der Skandal Kreise zieht und Schatten auf die gesamte Weinwirtschaft wirft.

Der Marktwert rund um Italiens Wein wird auf 20 Mrd. Euro geschätzt. Italien zählt mit einer Produktion von 43 Mio. Hektoliter, 11 Mrd. Euro Produktionswert und 3,5 Mrd. Euro Exporten zu den größten Weinherstellern.

MARGIT SCHRATZENSTALLER

Kapitalflucht wenig wahrscheinlich



Die Regierung hat sich auf eine Ausdehnung der Besteuerung von Vermögenszuwächsen geeinigt, um eine sonst eventuell erforderliche Beitragserhöhung zur Deckung eines Krankenkassen-Defizits zu vermeiden. Grundsätzlich sollten im Gesundheitsbereich – wie im öffentlichen Sektor allgemein – zunächst sämtliche Effizienzpotenziale genutzt werden, bevor über zusätzliche Finanzierungsquellen diskutiert wird.

Ist dann kurzfristig dennoch die Erschließung neuer Einnahmequellen erforderlich, ist eine Steuer auf Vermögenszuwächse den Beitragserhöhungen vorzuziehen: Denn diese würden die in den unteren und mittleren Einkommensbereichen ohnehin sehr hohe und steigende Belastung der Arbeit weiter erhöhen. Soll darüber hinaus langfristig eine substanzielle Entlastung des Faktors Arbeit bewirkt werden, erscheint eine stärkere Steuerfinanzierung des Sozialversicherungssystems unverzichtbar. Ein Element einer solchen Strategie kann die Steuer auf Vermögenszuwächse sein.

Eine umfangreiche Kapitalflucht erscheint wenig wahrscheinlich. Erstens sind Steuern auf Veräußerungsgewinne auch im Ausland häufig anzutreffen. Zweitens hat Österreich auch weiter günstige steuerliche Rahmenbedingungen für Kapitalanlagen: Auf Vermögen wird keine eigenständige Vermögensteuer erhoben; demnächst bleiben Erbschaften und Schenkungen steuerfrei; Immobilien tragen nur eine geringe Grundsteuer; Kapitalerträge unterliegen einem einheitlichen Sondersteuersatz von 25 Prozent und sehr große Vermögen können steuerschonend in Stiftungen verbracht werden.

Auch sind Befürchtungen unbegründet, die Steuer würde pri-

mär den Mittelstand belasten. Österreich hat eine sehr ungleiche Vermögensverteilung. 18 Prozent des Finanzvermögens entfallen auf das reichste ein Prozent, 38 Prozent auf die obersten fünf Prozent. Die Vermögengeren tragen einen entsprechend hohen Anteil der Steuerlast. Ein Freibetrag könnte dafür sorgen, dass die Steuer auch wirklich die höheren Vermögen trifft; ebenso wie Ausnahmen für Pensionsvorsorgevermögen in angemessener Höhe sowie selbst genutztes Wohneigentum. Auch müssten Kursverluste anerkannt werden. Aufgrund der hohen Vermögenskonzentration ist trotz Ausnahmeregelungen von einer beträchtlichen potentiellen Steuerbasis auszugehen.

Auch in Deutschland stehen derzeit Reformen in der Vermögenszuwachsbesteuerung auf der Agenda, die eine Orientierung für die österreichische Reform bieten können. Ab 2009 wird auch die Besteuerung der realisierten Veräußerungsgewinne aus Wertpapieren geändert. Diese sind in Deutschland derzeit – wie in Österreich – nur innerhalb einer einjährigen Spekulationsfrist steuerpflichtig, künftig gilt (wie für alle übrigen Kapitaleinkünfte) ein einheitlicher Steuersatz von 25 Prozent, unabhängig von der Behaltdauer.

Die Akzeptanz einer solchen Ausweitung der Besteuerung von Vermögenszuwächsen hängt wesentlich davon ab, ob es gelingt, sie als einen Mosaikstein in eine umfassende Langfriststrategie einzupassen. Wird sie lediglich als Mittel zum Stopfen einer neuen Finanzlücke propagiert, ohne Effizienzreserven zu nutzen, wird sie auf Skepsis stoßen.

Margit Schratzenstaller ist stellvertretende Leiterin des Wirtschaftsforschungsinstitutes (Wifo).

Berlin stoppt Biosprit-Ausbau

3,3 Millionen Autos vertragen höhere Beimischung nicht

Berlin – Weil wie berichtet deutlich mehr Autos als angenommen das geplante E10-Benzin nicht vertragen, legte der deutsche Umweltminister Sigmar Gabriel (SPD) am Freitag eine Kehrtwende um 180 Grad hin und stoppte die von seinem Ministerium vorangetriebene höhere Beimischung von Biokraftstoffen.

Unter dem Stichwort „E10“ sollte Benzin für Ottomotoren ab 2009 zehn Prozent Bioethanol beigefügt werden. Dass Ethanol Leichtmetall angreift und an Aluminiumbauteilen zur so genannten „Ethanolkorrosion“ führen kann, war dem Minister klar. Seine Lösung: Die wenigen Autos, die davon betroffen wären, sollten an den Zapfsäulen eben auf das (teure) Super-Plus umsteigen, dessen Zusammensetzung nicht verändert werden sollte. Gabriel rechnete mit rund 300.000 Fahrzeugen.

Doch nun stellte sich heraus, dass viel mehr Autofahrer Super-Plus einfüllen hätten müssen. Rund 3,3

Millionen Fahrzeuge würden die höhere Beimischung von Biosprit nicht vertragen, rechnete der Verband der Internationalen Kraftfahrzeughersteller Gabriel vor. Darauf zog der Umweltminister die Notbremse und erklärte: „Die Umweltpolitik übernimmt nicht die Verantwortung dafür, wenn Millionen Autofahrer an die teuren Super-Plus-Zapfsäulen getrieben werden. Deswegen habe ich die Verordnung gestoppt.“

Von den eigenen Klimaschutzvorgaben und von jenen für die Autoindustrie rückt die deutsche Regierung aber nicht ab. Um den Kohlendioxid-Ausstoß im Vergleich zu 1990 um 40 Prozent zu reduzieren, will die Regierung nun mehr Strom als geplant aus Wind, Sonne und Wasser erzeugen. Für die Automobilindustrie hat Gabriel einen guten Rat: „Sie muss dementsprechend mehr technische Maßnahmen installieren, was die Zulieferindustrie vermutlich ziemlich freut. (bau)

Mailand – Rund die Hälfte aller Alitalia-Mitarbeiter demonstrierten am Freitag, damit die zu Wochenmitte abgebrochenen Übernahmeverhandlungen wieder aufgenommen werden. Die Gewerkschaften lenken ein und zeigen sich bereit, ihre Bedingungen gegenüber den Franzosen zu lockern.

Auch die scheidende Regierung versucht, die Kontakte mit Air France KLM wiederaufzunehmen. Aus Paris gibt es noch keine Signale für ein weiteres Interesse an der angeschla-

genen italienischen Airline. Am 8. April soll die Regierung über eine mögliche Zwangsverwaltung entscheiden. Inzwischen wurde der 50-jährige Jurist Aristide Police zum Alitalia-Präsident ernannt.

Auch Arbeitsminister Cesare Damiato meinte, es gebe keine Alternative zur Wiederaufnahme der Verhandlungen. Man müsse um jeden Preis den Bankrott der Alitalia vermeiden. Er appellierte an die Gewerkschaften zu Verantwortungsbewusstsein. Die Tageszeitung *Corrie-*

re della Sera attackierte die Alitalia-Gewerkschaften scharf. Die Gewerkschaften hätten im Namen von mehr Beschäftigung über Jahre hinweg das Unternehmen mit aufgeblasen, während die Politik Geld zugeschossen habe, um die Gewerkschaften ruhig zu halten.

Die kommissarische Verwaltung von Alitalia, von der nun gesprochen werde, werde die Flotte an den Boden festketten und zu Kündigungen führen, die über die Pläne von Air France hinausgingen. (tkb)

Alitalia-Mitarbeiter wollen Air France

Nächste Woche entscheidet Regierung über die Zwangsverwaltung

IHR STEUERBERATER IST AUCH IHR GRÜNDUNG BERATER!

Der Paragrafenschungel blüht und gedeiht! Doch Ihr Steuerberater behält den Überblick über die „Artenvielfalt“: GmbH, KG, GnbR oder Einzelunternehmen? Wie realistisch ist der Businessplan? Welche Förderungen gibt es? Fragen, die sich rund um die Gründung eines Unternehmens stellen, haben langfristige Auswirkungen auf Ihre Erfolgsperspektive. Sie richtig zu beantworten, erfordert profundes Know-how. Ihr Steuerberater hat es: in Sachen Rechnungswesen und in Wirtschafts- und Steuerfragen. Reden Sie mit ihm.

Steuerberater sind mehr als nur Steuerberater.

ihre steuerberater
IHRE WIRTSCHAFTSBERATER

KURZ GEMELDET

Nächste Schritte für Jugend2help.gv.at

Wien – Schulwahl und Zukunftsperspektiven, Jugendschutz und -strafrecht, Gesundheitsvorsorge, Wohnen und Auslandsaufenthalte gehören zu jenen wesentlichen Bereichen, zu denen sich Jugendliche auf der geplanten Junior-Ausgabe des Online-Amtshelfers help.gv.at ausführliche Informationen wünschen. Dies ergab eine Abstimmung, zu der das Bundeskanzleramt junge Österreicher eingeladen hatte. Die Anregungen der jungen Menschen sollen bei der Umsetzung des Portals, die bis Ende des Jahres erfolgen soll, eingearbeitet werden. (red)

Preisgekrönte Weltverbesserung

Wien – Die Online-Plattform Open Ideas.eu hat den diesjährigen Cisco Austria Award gewonnen. Die Plattform gibt Internet-Usern die Möglichkeit, kommerzielle und nicht kommerzielle Projekte oder Ideen im Web vorzustellen. Die Nutzer entscheiden dann durch ihr Engagement, welches der Projekte sie unterstützen und in die Tat umsetzen wollen. (red)

Online-Netzwerk Myspace dreht die Musik laut auf

Die Online-Kontaktbörse Myspace steigt mit Macht ins Musikgeschäft ein. Ihre Nutzer sollen bald von der Plattform Hits der großen Marken dieser Welt herunterladen und teils kostenlos anhören können.

San Francisco – Seit vielen Wochen war über einen Musikdienst der mit geschätzten 200 Millionen Nutzern weltweit größten Website spekuliert worden, jetzt gab die zu Rupert Murdoch's News Corp. gehörende Plattform Details bekannt: Myspace gründet ein Gemeinschaftsunternehmen mit den drei großen Musikkonzernen Sony BMG, Universal Music und Warner Music, um künftig Hits von Céline Dion, Bryan Adams oder Madonna in einem neuen, umfassenden Service zu vermarkten, der über bisherige Angebote hinausgehen soll.

Die Musikunternehmen werden voraussichtlich ihren gesamten digitalen Musikcatalog zum Anhören



Myspace soll zum digitalen Plattenladen ausgebaut werden.

und Downloaden auf Myspace zugänglich machen. Von dem neuen Online-Angebot erhoffen sich die unter dem schrumpfenden CD-Absatz leidenden Musikkonzerne bessere Geschäfte mit digitaler Musik.

Für Myspace bedeutet der neue Dienst zugleich eine Möglichkeit, sich von Rivalen wie Facebook abzu-

setzen und seine Rolle als eine der führenden Sites für Musikfans zu behaupten. Gut fünf Millionen Künstler haben derzeit Seiten auf Myspace, auf denen die Fans ihre Musik anhören und mit ihnen kommunizieren können.

Angriff auf iTunes

Wie der Dienst, der in den kommenden Monaten Stück für Stück eingeführt werden soll, im Einzelnen aussehen wird, ist allerdings noch unklar. Einen Teil der Lieder und Musikvideos sollen sich die Myspace-Nutzer kostenlos anhören können. Der Dienst wird mit Werbung finanziert. Andere Songs können gegen Bezahlung heruntergeladen werden. Zum Preis machte Myspace keine Angaben, er solle aber „konkurrenzfähig“ sein. Die Lieder sollen zudem keinen Kopierschutz haben.

Mit dem neuen Angebot macht die Plattform insbesondere iTunes von Apple Konkurrenz. Den eigenen Angaben nach verkauft der Online-Musicstore in den USA über das Internet bereits mehr als jeder andere Musikhändler per Download, CDs oder Schallplatten. (red)

Microsoft will Begeisterung für Vista wecken

Hamburg – Ganz so gut, wie Microsoft schon wiederholt beteuert hat, scheint sich das neue Computerbetriebssystem Vista doch nicht zu verkaufen: Der Softwarekonzern will mit einer millionenschweren Kampagne seinem neuen Computerbetriebssystem Vista und dem Online- und Handygeschäft einem Zeitungsbericht zufolge auf die Sprünge helfen. Der Marktführer plane dazu eine Werboffensive im Umfang von mindestens 300 Mio. Dollar (191 Mio. Euro). „Kunden sollen PCs kaufen, nicht obwohl Windows drauf ist, sondern weil Windows drauf ist“, sagte ein Konzerninsider der *Financial Times Deutschland*.

Noch nie zuvor habe Microsoft mitten im Verkaufszyklus eines aktuellen Betriebssystems eine derartige Kampagne gestartet, hieß es in dem Bericht vom Freitag. Der Konzern hatte den Nachfolger des Betriebssystems Windows XP Anfang 2007 gestartet. Im Februar hatte CEO Steve Ballmer bereits betont, man müsse mehr als jemals zuvor investieren, um für Vista Begeisterung bei den Konsumenten zu wecken. Die Offensive soll auch Microsofts bisher schlecht laufenden Onlinedienst Live.com populärer machen. (dpa)

€ 49,- Aktivierungsgebühr geschenkt mit Fun Package!

FUN PACKAGE 😊
Surfen am Handy
5 Euro monatlich / 50 MB

BASTAI!

0 Cent in alle Netze
19 Euro im Monat

Sony Ericsson K530i

- UMTS
- 2 MP-Kamera
- Media-Player
- E-Mail-Client

mit Fun Package

0

EUR

€ 9,- ohne Fun Package

WEG MIT DEM SPECK!

tele.ring

BLINK Bei Erstanmeldung bis 30.4.2008. 1500 Min. tele.ring intern, 1500 Min. zur tele.ring Mailbox, 500 Min. ins Festnetz und 500 Min. gesamt in alle anderen Mobilnetze, danach 10 Cent pro Minute. Für alle Gespräche ausgenommen Mehrwertdienste und Sonderrufnummern. Taktung 60/30. Fun Package: inkl. sind Datentransfers über WAP bis zum Fair Use Limit von 50 MB, dann EUR 1,60/MB. Aktivierungsgebühr wird auf einer der nächsten Rechnungen gutgeschrieben. Bei Anmeldung und vorheriger, gleichzeitiger oder nachfolgender Kündigung einer Rufnummer während des Aktionszeitraumes plus 30 Tage wird die Aktivierungsgebühr gutgeschrieben. Endgerätepreis in Verbindung mit tele.ring Erstanmeldung und 24-monatigem Kündigungsverzicht. Mobiltelefon funktioniert nur mit tele.ring SIM-Karte. Stand März 2008. Weitere Infos unter www.telering.at

spiel- PLATZ

Fröhliches Ballern mit BeiwagerIn

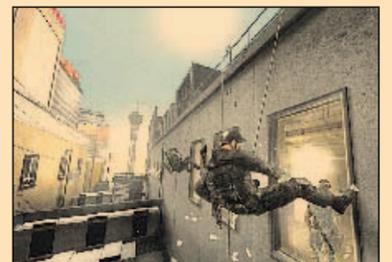
Zwei Shooter, zwei Ansätze

Michael Möseneder

Die Zeit der einsamen Wölfe, die Tod und Verderben bringend Level säubern, ist ja im Shooter-Genre längst vorbei. Geballert wird nicht nur online gemeinsam, Teamwork ist von Haus aus Spielprinzip – mal besser, mal deutlich schlechter integriert. In *Army of Two* (EA, für Xbox 360 und Playstation 3, 70 Euro) sowie *Tom Clancy's Rainbow Six Vegas2* (Ubisoft, Xbox 360 und Playstation 3, 70 Euro) sind die kameradschaftlichen Kampfbanden schon im Titel dargelegt. Bei einem bleibt aber ein schaler Nachgeschmack.

Grafisch sind beide Spiele einwandfrei, und auch die künstliche Intelligenz der Computerpartner ist annehmbar. Bei *Army of Two* spielt sie sogar eine Hauptrolle, schließlich sind viele Level so gestaltet, dass sie für einen Einzelkämpfer schwierig zu bewältigen sind. Mit der Story ist es eine andere Sache: Denn die Zweierarmee besteht aus Salem und Rios, zwei ehemaligen US-Army-Rangern – jetzt Söldner, die sich auf den realen Kriegsschauplätzen der Welt tummeln. Das Ballerlebnis wird dadurch natürlich nicht getrübt, und Söldnertum ist Bestandteil der Realität. Ob aber wirklich auch auf dem Bildschirm gekaufte Soldaten durch die Straßen von Mogadischu stürmen und jeden Afrikaner in Sicht niedermetzeln müssen, wenn im Irak genau so etwas passiert, ist ein (vielleicht nur ästhetisches) Problem.

Getötet wird selbstverständlich bei *Vegas2* ebenso alles, was sich bewegt, das aber im Rahmen einer frei erfundenen Geschichte. Das In-Game-Gefühl der Kooperation ist bei dem taktischen Shooter um die Spur ausgeprägter, beispielsweise wenn man seinen beiden BeiwagerIn Anweisungen gibt, wie eine Tür zu öffnen ist und welche Maßnahmen dann zu treffen oder wie Passagen zu sichern sind. Die exzellenten Online-Modi bei beiden Spielen beweisen dann allerdings einmal mehr, dass die ganze künstliche Intelligenz nichts gegen menschliche Gegner ist.



Und hopp, schon bekommen die Gegner in Vegas2 tödlichen Besuch. Foto: Ubisoft

Der Körper und die Haut des Protests

Wie beschreibt man Protestbewegung(en), und wie hält man Erfahrungen des Jahres 1968 verfügbar? Der deutsche Autor und Filmemacher Alexander Kluge im Gespräch mit Claus Philipp.

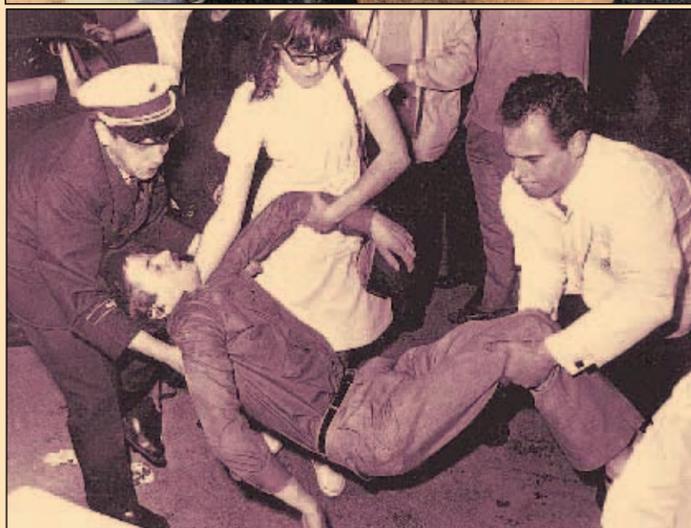
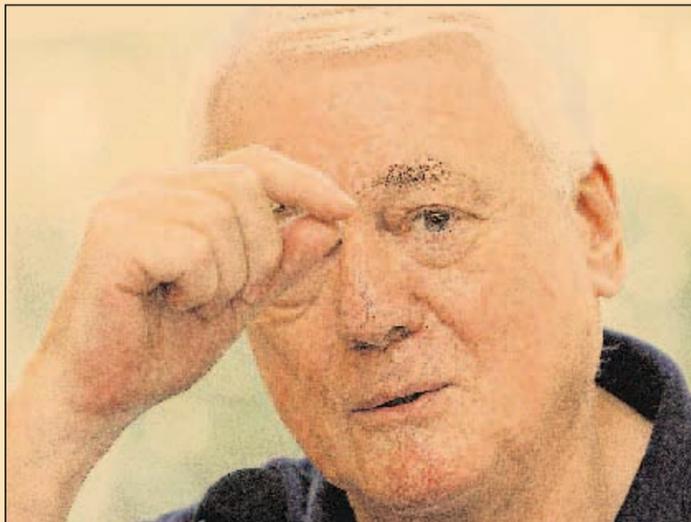
STANDARD: Das Thema unseres Gesprächs: 1968, die Protest- und Reform-Potenziale, die da in Deutschland etwa in einem relativ kurzen Zeitraum sichtbar werden. Und die Frage: Wie würden sich diese Potenziale heute umsetzen?

Kluge: Es geht da um eine Bewegung, die in Deutschland von 1967 bis 1977, vielleicht sogar 1979 reicht. Zweitens: Es gibt zur selben Zeit auch Berkeley, Paris, Prag oder die italienischen Bewegungen. Das ist keine isolierte Bewegung. Und: Diejenigen, die sich von ihr provoziert fühlen, auf sie antworten, gehören zu dieser Entwicklung dazu. Zu einer Bewegung gehören nicht nur diejenigen, die sich zu ihr zählen. Jürgen Habermas etwa und ich – wir haben die Protestbewegung lediglich begleitet und haben auf sie reagiert. Und wenn man es so beschreibt, sieht man, wie eine bestimmte gesellschaftliche Generosität zeitweise ausbricht. Die ist in der Brandt'schen Regierung genauso da wie vorher in den USA in der Kennedy-Regierung. Das ist sozusagen der Humus, auf dem die Protestbewegung entsteht.

STANDARD: Das wäre jetzt bereits eine mehr oder weniger historische Perspektive. Damals, quasi im „Auge des Orkans“, wie haben Sie das wahrgenommen? Inwiefern ist man in solchen Momenten eigentlich analysiefähig dem gegenüber was passiert?

Kluge: Das war im Moment des Geschehens wohl kaum einer. Es gab ja nicht eine Protestbewegung, sondern mehrere: In Berlin, Frankfurt, in kleinen Städten, und die sind wieder verwandt mit dem, was in anderen Ländern passierte, gleichzeitig oder ungleichzeitig. In diesen vielen Aufbrüchen gibt es einen Anfang, das ist der Tod des Benno Ohnesorg in Berlin. Den haben Mitarbeiter unseres Filmstudios in Ulm gefilmt. Das fing an mit dem Schah-Besuch in Rothenburg ob der Tauber, mit Empfangen des Schahs und seiner Frau in Bonn. Und jetzt kommt es zu Unruhen in Berlin, unser Team filmt als einziges den Tod von Ohnesorg und begleitet das bis zur Beerdigung in Hannover und der großen Redeschlacht, die diese Beerdigung begleitet und in der Habermas mit dem Vorwurf des Linksfaschismus konfrontiert wird.

Dies als Zusammenhang kann man nicht ohne weiteres mit anderen Phasen vergleichen. In Freiburg, auch da haben wir gefilmt, entzündet sich die studentische Opposition zunächst einmal an einer Frage der Bildungsreform: Wie kann man es erreichen, dass Kinder vom Lande aufs Gymnasium kommen? Das mündet in eine



Alexander Kluge: Der Tod von Benno Ohnesorg bei den Unruhen in Berlin war nur einer von vielen Aufbrüchen der '68er-Bewegung. Fotos: APA

Grundordnungsdebatte, wo Sie die Heerschar der Professoren, gegenübergestellt sehen den Studenten, die diesen Professoren in jeder Hinsicht als überlegen erweisen.

Ganz anders das Bild in Frankfurt, wo rund um das Institut für Sozialforschung ein sehr empfundener Erfahrungsbegriff eine Rolle spielt: Politik lässt sich nicht rhetorisch abziehen, wir können nicht die französische Revolution nachzuspielen suchen, sondern müssen quasi die Grunderfahrungen der Gesellschaft zusammenzuführen suchen. Wie man jetzt die Karl-Marx-Universität ausruft und etwa 14 Tage einen alternativen Universitätsbetrieb aufzieht, das haben wir auch gefilmt.

STANDARD: Es ging also einfach einmal darum, Bewegung abzubilden?

Kluge: So entstanden neuneinhalb Stunden Film, kein Material, das sie in einen Film verwandeln können für Kinos. Es ist allerdings ein Dokument, das eigentlich seine Kraft aus dem Zusammenhang bezieht. Nicht daher, dass wir behaupten können, wir hätten diese Vorgänge jeweils verstanden. Das sind alles Poren, möchte ich sagen: die Haut der Pro-

testbewegung. Und das ist eben das Faszinierende, was mich literarisch immer interessierte und was ich für aktuell halte: dass eine solche Protestbewegung aus unendlich verschiedenen Bewegungen besteht. Wie der Körper eines Menschen, bei dem die Augen, die Nieren, die Blase, die Darmzotten und das Gehirn ja auch keine Einheit bilden.

Es kommt etwas hinzu, nämlich dass der Protest viele Umstehende zwar verletzt hat im Grunde aber durch Verletzung aktiv gemacht hat. Dahrendorf zum Beispiel in Freiburg, in der Auseinandersetzung mit den Studenten. Es ist interessant, wie er dann später rigorose Liberalität vertritt in der Welt, wie kaum ein anderer. Hier ist sozusagen ein Lernprozess, entzündet aus der Protestbewegung, und der geht in andere Richtungen als die definierten Gruppierungen, die der Protest selbst kennt. Auch Habermas hat gewisse Konflikte im Grunde innerlich nicht ausgehalten. Er hat aber später im Max-Planck-Institut für Friedens- und Konfliktforschung gründlich das, was ihm vorgeworfen wurde, in Arbeit verwandelt. Er hatte nicht das Bedürfnis sich zu rechtfertigen, son-

dern er hat Impulse aufgegriffen und statt der Gegner sie bearbeitet.

STANDARD: Viele dieser Impulse gehen ja schnell wieder verloren.

Kluge: Es gibt in einer relativ späten Phase des Protestes in Frankfurt die Gruppe „Revolutionärer Kampf“. Joschka Fischer ist einer der Hauptanführer davon. Und die produzieren jede Woche Resolutionen, was gemacht werden muss: Die Bundeswehr muss bekämpft werden, die Justiz muss vom Kopf auf die Füße gestellt werden – alle Lebensverhältnisse werden auf den Prüfstand gestellt und einer radikalen Forderung nach Reform unterworfen. Dieser kämpferische Elan produziert bis zu 16 Vorträge pro Woche. Um diese in die Tat umzusetzen, haben wir mal ausgerechnet, bräuchte man 70 Jahre. Dann hätten wir allerdings eine andere Gesellschaft. Nie war man so nahe dran an einem Plan der gesellschaftlichen Veränderung.

STANDARD: Damit sind wir wohl bei einem Ihrer Lebensthemen: Ungleichzeitigkeit. Viele Projekte hätten eine Realisierungsdauer, die die Leute, die sie initiieren, nicht mehr betrifft.

Kluge: Das kann man so sagen. Aber es muss jemanden geben, der, wie die Gebrüder Grimm es mit den Märchen taten, diese ganzen Forderungen, „was man tun müsste“, aufammelt. Hätte man das um 1900 oder nach 1918 getan, und würde man das jetzt mit der Protestbewegung von '67/68 tun, hätte man ein Arsenal für eine gesellschaftliche Reform, wie sie keine politische Partei besitzt. Das ist ein Schatz. Das sind Vorträge, und einiges davon ist realisiert – der Gesamtentwurf hingegen überhaupt nicht. Und jetzt gibt es eine Wahrnehmung, die mich erschüttert:

Ich empfinde im Jahr 2008, dass inzwischen ein Epochenwechsel stattgefunden hat. Diese großzügige Betrachtung – wir können wir eine Gesellschaft verändern –, die es noch unter Kennedy und Brandt gibt, und die in der Protestbewegung dominant ist: Sie wäre heute in dieser Entschlossenheit nicht vorfindbar, und sie wäre wohl auch irrtümlich. Irgendwie ist die Inflationierung der Konflikte und der objektiven Verhältnisse so gewachsen, dass man gar nicht mehr sagen könnte, wie Menschen und einzelne Gruppen, die Welt überhaupt verändern sollen.

STANDARD: Es könnte sich doch vergleichbarer Protest in China ereignen.

Kluge: Ja, und man könnte sich darauf vorbereiten mit dem Forderungskatalog, dem Märchen von '68 – wenn ich Märchen sage, meine ich ja etwas ganz Ernstes. Wer an Märchen nicht glaubt, war nie in Not.

STANDARD: Eine beliebte Frage in Ihrem Werk: Macht Not erfinderisch?

Kluge: Solche Bewegungen entstehen seltsamerweise nicht aus Not. Im Moment ja: Die Studenten in Berlin fühlten sich nach dem Tod von Ben-

no Ohnesorg unmittelbar bedroht und haben zunächst mal auf eine Bedrohung geantwortet. Aber sie sind in einer privilegierten, großzügigen Stellung. Der Gesellschaft geht's gut. Sie sind alle in einem glücklichen, einem verschwenderischen Zustand von Kräften, auch intellektuellen Kräften. Sie können Energie erübrigen für Aufmerksamkeit. Da ist etwas Großzügiges in dieser Bewegung.

Auch in Berkeley oder in Italien sind das zum Teil brillante junge Leute aus guten Familien. Das ist übrigens immer so gewesen. Der Kreis um Rosa Luxemburg ist auch nicht aus dem Armenhaus oder aus der Fabrik gekommen. Engels ist ein Fabriksdirektor, Marx heiratet eine Adelige. Für Theoriebildung und revolutionärem Elan hilft weniger, dass man keinen anderen Ausweg weiß als vielmehr eine überschüssige Energie. Immer müssen zwei Elemente zusammenkommen: etwas Glückliches, gut Ausgestattetes, was Reservepotenzial hat und eine Notwendigkeit.

STANDARD: Wie könnte sich heute so eine Protestbewegung formieren?

Kluge: Manche historischen Prozesse der Empörung oder der geistigen Erfahrung sind auf eine bestimmte Weise nicht mehr neu herzustellen. Wenn in der Französischen Revolution sich die Revolutionäre als Römer verkleiden und Plato spielen, dann entsteht keine zweites Rom, sondern eine Farce.

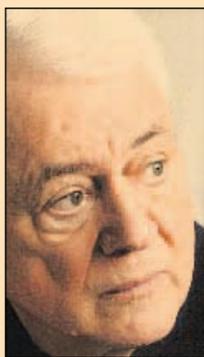
Andererseits, wenn die Empörung direkt wirksam ist, und es gibt Empörung, bei uns und überall in der Welt, und es gibt auch den Überfluss, der nötig ist für neuen gedanklichen Reichtum – wenn das zusammenkommt, gibt es Funken. Vermutlich werden die Mittel des Internets hier eine große Bedeutung haben. Während zum Beispiel herkömmliche Aktivisten sehr schnell müde sind, ist dieses Internet überhaupt nicht müde zu kriegen.

STANDARD: Um die Frage ginge es auch: Ist Empörung in die Erschöpfung zu treiben?

Kluge: In die Erschöpfung sehr wohl. Aber dann wacht sie wieder auf (lacht). Es gibt den Schlaf der Vernunft und die Ermüdung der Genossen! Und gleichzeitig, die wachen wieder auf. Das heißt: Dass Menschen es sich ausreden lassen, sich zu verwirklichen, so sagt Immanuel Kant, das können Sie abschließen. Der Mensch ist kein zähmbares Lebewesen. Sobald es wieder in Gesellschaft gerät, wird es sich wieder für Freiheit interessieren. Anders gesagt: Diese Impulse muss man aufbewahren, damit man mehr Werkzeuge hat, wenn man das nächste Mal wieder mit der Erzeugung politischer Werkzeuge anfängt. Man muss politische Erfahrung transferierbar, beobachtbar, reflektierbar halten, damit man nicht immer wieder von Neuem mit allen Irrtümern, Verletzungen, Kollateralschäden eines Aufbruchs beginnt.



ZUR PERSON



Alexander Kluge, geboren 1932 in Halberstadt, ist wesentlicher Wegbereiter des Neuen deutschen Films und der Frankfurter Schule. Er ist Autor, Filmemacher und Produzent von TV-Kulturmagazinen fürs deutsche Privatfernsehen. Gemeinsam mit dem Politologen Oskar Negt publizierte er etwa das philosophische Kompendium *Der unterschätzte Mensch*. Das gesammelte erzählerische Werk erschien als *Chronik der Gefühle*. Zuletzt erschien etwa sein *Magazin des Glücks* in der Edition Transfer bei Springer. Foto: APA

TIPP SPEZIAL

Nähere Informationen: T: 01/531 70-132 und 133, F: 01/531 70-479, e-mail: kulturanzeiger@derStandard.at

MUSICAL



»Ti Amo« bis 17. Mai 2008

Mit: Lillian Klebow, Stefano Bernardin, Adriana Zartl u.v.A.

Toto, der einzige Sohn des mächtigsten Mafia-Bosses von Chicago, schlägt aus der Art. Statt in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, will er Sänger werden...

WIEN-TICKET.AT
58885

im Wiener Metropol
Tickets bei Wien Ticket unter
T: 01/588 85, www.wien-ticket.at
WT Pavillon bei der Staatsoper
WIEN

FILMFESTIVAL

»Grenzgängerinnen – Frauen zwischen Migration, Konvention und Revolte«
Regie: Akbaba Productions

am 5. April 2008, um 18 Uhr



Sieben Frauen sind in Österreich angekommen. Lebensentwürfe und Lebensbilder von Migrantinnen.

Diagonale Graz, im Geidorf Kunst kino 1
www.diagonale.at
STIERMARK

„Ich wollte Weltstadt werden!“

Udo Lindenberg, der große Alte des deutschen Rock, veröffentlicht mit „Stark wie Zwei“ sein bestes Album seit Jahrzehnten.

Gemeinsam mit Christian Schachinger versucht er, sich an 1968 zu erinnern.

STANDARD: 1968 war für Sie ein zentrales Jahr. Sie zogen weg vom Dorf in die große Stadt Hamburg. Heintje regierte mit „Heidschi Bumbeidschi“ die Hitparaden, gefolgt von Peter Alexander mit „Der letzte Walzer“. Das Modernste waren wohl „Hey Jude“ von den Beatles oder die Stones mit „Jumpin' Jack Flash“. Was war da los?

Lindenberg: Ich saß in Westfalen fest. Das war so ne Zwischenstation. Hamburg war damals die Musikzentrale Deutschlands. Da musste ich hin, war aber noch ein bisschen am Straucheln und Schleudern und hatte Probleme mit der Sauferei. Ich landete deswegen zwischendurch auch mal in einem Bundeswehrlazarett. Als ich dann in Hamburg ankam, war da gar nicht mal soo viel Action. Ähm, welche großen Dinge passierten eigentlich 1968?

STANDARD: Die Pariser Studentenunruhen, der RAF-Brandanschlag auf ein Kaufhaus in Frankfurt, der Mord an Martin Luther King, Proteste gegen den Vietnamkrieg.

Lindenberg: Ah, ja, Vietnamkrieg! Ja, das kriegen wir damals über die Studenten in Hamburg mit.

STANDARD: Was haben Sie sich damals von der großen weiten Welt erwartet? Lose Sitten, Drogen, provinziellen, miefigen Zwängen zu entkommen?

Lindenberg: Ich wollte Weltstadt werden! Erst kam die eigene kleine Befreiung, die Weltenbefreiung kam dann aber bald mit dem politischen Interesse. In den Studentenkeipen lag die Mao-Bibel rum. Oder wir hörten: Die DDR ist sooo gemein! Dieses Zeug. Es war einfach eine Zeit der Bewusstseinswerdung. Die Hippiebewegung faszinierte mich, ich hab dann auch auf meinem Mantel das Love-and-Peace-Zeichen gehabt. 1969 bin ich dann nach München. Das war die totale Hippiezeit und es war superschön. Blümchen im Haar, dicke Joints, Drogen eingeschmissen.



Udo Lindenberg: „1968, das war die totale Hippiezeit – und es war superschön! Blümchen im Haar, dicke Joints, Drogen eingeschmissen.“ Fotos: Cremer

STANDARD: In diese Zeit fiel auch die Entscheidung, vom englischen auf deutschen Gesang zu wechseln. Ein historischer Bruch. Den Leuten das neue Lebensgefühl auch in Muttersprache vermitteln zu wollen als einer der ersten in Deutschland neben Rio Reiser und Ton Steine Scherben. Gab es da Anfeindungen? Von wegen: Da versucht einer die große weite Welt in die kleinen deutschen Verhältnisse zu zwingen.

Lindenberg: Leicht war das nicht. Ist ja klar. Ich habe rumprobiert und wusste auch nicht, wie das geht, vorne am Mikrofon mit dem Gazellengang. Also erst mal einen Doppelkorn, bisschen austarieren. Daraus ist dann meine Bühnenperformance entstanden: unten getrommelt, oben gerudert, der Paniktanz! Aus einer leichten Besoffenheit heraus. Dazu Hippieklamotten, Henna in den Haaren und das ganze Gedöns. Ton Steine Scherben bei den Studenten war ja im Kleinen okay, aber das war nicht die Breitensportart, die ich anstrebte. Dass die ganze Nation auf dem Kopf steht und so. Einer musste also den Job machen. Und ich wusste auch, dass ich mich zu beeilen hatte, damit mir keiner zuvorkommt. Ich hatte dann Freunde aus der politischen Abteilung. Die sagten: Udo, lies mal hier und lies mal das. Dafür war ich dann auch sehr offen. Ich wollte nicht nur Entertainer sein. Eine Bühne ist ja auch eine Informationsplattform, ein Sprachraum für alles, was so passiert. Liebe und Terror – und alle Themen. So halte ich es bis heute. Volksbildnerische Tä-

tigkeit! Auch ein bisschen einen auf Detektiv machen. Bisschen was rauskriegen. Forschen. An Informationen rankommen, die nicht für alle zugänglich sind.

STANDARD: Die Rolle des gesellschaftlichen Seismographen bescherte Ihnen 1988 das deutsche Bundesverdienstkreuz. War das ein Schock?

Lindenberg: Ich kannte den damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker persönlich. Jugendaustausch mit Moskau und so. An dem war ich auch beteiligt, mit Musikbegleitung. Der meinte: Udo, diese Lieder, die Sie da machen, von Liebe und „Wir kriegen das hin“ und „Friedliche Revolution“ und so, das hat ja auch zu einer Veränderung des Klimas beigetragen. Die Erfindung von „Easy-Deutsch“ ist schon ein tolles Ding, dafür und für deine Beteiligung an der Friedensbewegung kriegste jetzt den Orden. Mit der Plakette war ich dann auf dem Hamburger Kiez. Ich und meine Rockerfreunde haben uns breit gemacht. Und plötzlich rutschte der Orden so in den Gully. Wir haben ihn aber wieder rausgeholt. Schöne Sache.

STANDARD: Was folgt auf so eine Ehrung, eine Schreibblockade? Da will man Zustände lockerer machen und dann wird man eine Institution.

Lindenberg: Nö, das muss man lockerer sehen. Es folgte dann ja gleich das Engagement gegen die Rechtsradikalen. Es geht immer weiter. Man kann auch nicht ewig die alten Dinger singen. Es muss ja krachen.

STANDARD: Sie wurden dann schnell eine fixe Anlaufstelle, von wegen: Wir



brauchen Udo, wenn es gegen rechts oder AKWs geht. Fühlt man sich da rein künstlerisch noch wohl? Ist das nicht auch einmal eine lästige Bürde?

Lindenberg: Tja, das waren die 90er-Jahre. Guter Whisky wird über die Jahre besser. Meine neue Platte, das ist jetzt ein achtjähriger Whisky, ein Destillat vom Feinsten!

STANDARD: Der alte Zirkusgaul bekommt Entzugerscheinungen?

Lindenberg: Auch die Fans wollen mich! Mit Songs kann man wahnsinnig viel erreichen. Texte müssen wie Pfeile von den Indianern sein, die sehr tief treffen.

STANDARD: Wird man im Alter toleranter, oder kann man sich sein Feuer und seinen Zorn bewahren?

Lindenberg: Nö, Toleranzen tanzen hatten wir schon, als ich 20 war. Hermann Hesse. Der Respekt vor dem heiligen Individuum. Wir haben Freude an Toleranz! Dem anderen nicht wehtun – aber jeder soll seine Anarchie in freundlicher Absprache mit den anderen durchziehen. Wir sind die Pioniere. All die jungen Leute in ihren grauen Anzügen, die schon zu Lebzeiten im Sarg zur Probe liegen, denen muss man mit Rock 'n' Roll etwas entgegensetzen!

ZUR PERSON:

Udo Lindenberg, geboren 1946 in Westfalen, seit 1968 in Hamburg lebend, zählt zu den Pionieren deutschsprachiger Rockmusik. Mit seinem Panikorchester und Alben wie „Andrea Doria“, „Ball Pompös“ und Hits wie „Sonderzug nach Pankow“ kommentiert und bereichert er seit 40 Jahren den deutschen Alltag.

KURZ GEMELDET

Frequency Festival, Zwischenstand

Wien – Für das FM4 Frequency Festival, das heuer vom 14. bis 16. August am Salzburgring stattfindet, sind neben anderen folgende Künstler bisher bestätigt: R.E.M., Die Fantastischen Vier, Babyshambles, Maximo Park, The Roots, The Hives, Iron & Wine, Dropkick Murphy, Madsen. Detaillierte Infos & Tickets unter: www.frequency.at (flu)

John Fogerty, Kris Kristofferson live

Burg Clam – Die Open-Air-Saison der oberösterreichischen Burg Clam beginnt in Linz: Am 15. Juni gastiert Countryrocker John Fogerty in der Intersportarena. Edelpunk Billy Idol (13. Juli) und Country-Legende Kris Kristofferson (20. Juli) treten am Fuße der Burg auf. Detaillierte Infos & Tickets unter: www.clam.at (flu)

Claus Peymann verlängert

Berlin – Der Intendant des Berliner Ensembles, Claus Peymann, verlängert seinen Vertrag um zwei Jahre bis zum 31. Juli 2011. Peymann war mit Beginn der Spielzeit 1999/2000 vom Wiener Burgtheater ans frühere Brecht-Theater am Schiffbauerdamm gewechselt. (APA)



DER TÄGLICHE TIPP

GALERIE AUKTIONSHAUS HASSFURTH

»EXPERTENTAG am Sa, von 10–14 Uhr« für Auktion am 29. 5. 2008



WALDE, Tauernhof
Auktion 29. 11. 2007: EUR 329.400,-

1., Hohenstaufengasse 7
T: 01/533 41 74, hassfurth@aon.at, www.hassfurth.at
WIEN

GESUCHT: Angelika Kauffmann, Klimt, Schiele, Kokoschka, Walde, Egger-Lienz, Wacker, Alt, Berg, Blau, Brueghel, Boeckl, Daffinger, Dobrowsky, Faistauer, Fendi, Floch, Gauermann, Gerstl, Hörmann, Hundertwasser, Kubin, Lasko, Lassnig, Moll, Mopp, Moser, Nigg, Pettenkofen, Picasso, Putz, Romako, Schatz, Schindler, Schuch, Sedlacek, Thöny, Waldmüller, Weiler, Wiegele, Wisinger-Florian, Zülow u.a.

VERANSTALTUNGSANZEIGER

AUFRAUSTUDIUM

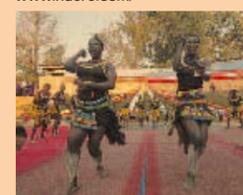
»Kulturmanagement«
Master of Advanced Studies (MAS)
www.mdw.ac.at/ikm/masterstudium
Institut f. Kulturmanagement & Kulturwissenschaft/Uni f. Musik & darst. Kunst
WIEN

SCHMUCKHANDEL

»Ankauf von qualitativem, altem Schmuck«
Ulf Breede
Fasanenstraße 69
T: +49/30/88 68 31 23
ulf.breede@breede.de
BERLIN

MUSIC/DANCE/PERFORMANCE

»NDERE TROUPE«
am 9. 4. 2008, um 20 Uhr
www.ndere.com/



»szene«
11., Hauffgasse 26
Tickets: 01/749 33 41
www.szene.wien.com
WIEN

FILMFESTIVAL

»Optical Vacuum«

Regie: Dariusz Kowalski
Überwachen um möglicherweise zu strafen. Halböffentliche Freiräume unter Kontrolle: Surveillance Footage.



© Diagonale
Diagonale in Graz
Geidorf Kunst kino 2, Sa, um 19 Uhr
www.diagonale.at
STIEAMARK

KLAVIERWETTBEWERB

»Wendl & Lung«

Landesausscheidung Burgenland
am So, ab 14.30 Uhr, in der
ZMS Jennerdorf, Wollingergasse 1
Teilnehmer u. Ablauf unter:
www.klavierwettbewerb.com
BURGENLAND

PRAXISLEHRGANG

systworks
Hansmann Consulting
T: 0676/528 81 74, www.systworks.at
WIEN/BERLIN

»Systemisch-lösungsorientiertes Coaching«
April – November 2008 in Wien
Startgarantie!

AUFBAULEHRGANG

»Systemischer Projekt-Coach«

Professionallehrgang – Interdisziplinäre
Kompetenzen für den Projekt-Coach
Dauer: 3 Semester, 36 Tage
Lehrgangstermine in Wien:
ab 23. April 2008 / ab 12. November 2008

EUROPÄISCHE
AUSBILDUNGS
AKADEMIE
Info & Anmeldung: T: 01/89 222 37
www.ausbildungsakademie.com
ÖSTERREICH / DEUTSCHLAND

SUMMER-ACADEMY

»Organisations- und
Strukturaufstellungen«
Workshop mit den SySt-Begründern
Matthias Varga v. Kibéd, Insa Sparrer
von 8.–12. September 2008
in Griechenland
Insel Lemnos

Abstraktion und Assoziation

„New Jazz Orchestra“ im Porgy & Bess

Andreas Felber

Wien – Das Gastspiel des Shibusazu-Shirazu-Orchester ist noch als multimediale Polyphonie der Sinneseindrücke in Erinnerung, kürzlich konnte man einen weiteren Free-Jazz-Großklangkörper aus dem Land der aufgehenden Sonne bestaunen, das in Improvisationsmusikkreisen als Land der Extreme gilt.

Otomo Yoshihide, Gitarrist, Turntablist und Zentralfigur der japanischen Szene, verfolgt in seinem „New Jazz Orchestra“ ebenfalls einen holistischen Ansatz: Die rund 35 Minuten, die das Ensemble als erstes Set ablieferte, ließen sich als hochkonzentrierter Crash-Kurs in Sachen Free-Jazz-Geschichte lesen.

Eine mit mikrotonalen Intervallen und Flageolets gespickte Pianissimo-Melodie, von Mats Gustafsson am Bariton saxophon angestimmt, alsbald mit satterm Ton im Kontext eines sich verdichtenden Kollektivs ausgesungen, sie stand am Beginn eines lustvollen Spiels mit Kontrasten und Brüchen, Erinnerungen und Gegenwartsvisionen. Die Ex-

pressivität des US-Free-Jazz, die abstrahierten Sounds frei improvisierter Musik und deren musikalische Geisteskinde, von Noise-Einsprengeln bis zur Elektronik-inspirierte Klangmikroskopie, all dies wurde bruchhaft in- und aneinander gefügt.

Unterschiedliche Zeitebenen fanden sich an diesem Abend indes nicht nur auf diese, einer kubistischen Montage ähnliche Weise ineinander verschränkt: Auch traditionelle Shinobue-Querflöte und die Shô-Mundorgel stimmten in das Kollektiv ein – wobei die Cluster der letzten wie eine Brücke zwischen den Welten anmutete.

Klar: Etwa im Schlusstück, für das Eric Dolphys „Hat And Beard“ als Start- und Landeplatz fungierte, sorgte die phasenweise Dominanz der Free-Jazz für eindimensionalere Momente. Über weite Strecken ließ jedoch die genial choreografierte Kollision von Abstraktion und Assoziation, von Geschichte und Gegenwart, diesen Abend zu einem Ereignis werden, an das man sich noch ziemlich lange erinnern wird.

Rausch und Super-Design

Die Wiener Kunstszene um 1968 war überschaubar. Nur wenige Galerien versuchten, den Zeitgeist auszustellen und auch an den Mann zu bringen. Im Wirtshaus regierte der „Doppler“.

Markus Mitringer

Wien – Von Psychedelikern, Sternleuten, Spiritual Communities, Aquarians oder sonst wie kosmischem Volk ist nichts übermittelbar, sie alle prägten Wiens Kunstlandschaft im Jahr mit dem Sommer der Liebe nicht. Kein heimischer Andreas Bader steckte das Kaufhaus Steffl in Brand, keine als Gruppe deklarierte außerparlamentarische Opposition hat irgendwie nachhaltig irgendjemanden anagitiert, und die von George Steiner entdeckte „Suhrkamp-Kultur“ hatte auch keinen entscheidenden Einfluss auf die Großstadtbohème an der schönen blauen Donau. Und in zumindest einem Punkt stimmen die Aussagen aller Zeitzeugen überein:

„Eigentlich war da nichts, gar nichts!“ Man traf oder mied sich. Und mangels geeigneter Lokalitäten fand man sich dennoch zwangsassoziiert, als Haufen forciert eigenwilliger Charaktere. Das Diskutieren zu erleichtern, wurden Substanzen konsumiert. Als weitaus gebräuchlicher denn Peyotekaktus, Meskalin, LSD oder Hanf zum Öffnen der Pforten der Wahrnehmung zeigte sich Alkohol. Und der wurde in „Dopplern“ genossen: seit dem Weinskandal leider etwas aus der Mode gekommene Zwei-Liter-Gebinde. Franz Kafkas „Strafkolonie“ war mental weitaus näher denn Woodstock, Stil als Gemeinsamkeit war schon aus Konkurrenzgründen undenkbar.

Spurlos ging der 68er-Liebessommer aber auch an Wien nicht vorüber. Vor allem im Bereich der Architektur wurden auch international nachhaltig einflussreiche Positionen besetzt. Die bildende Kunst wideretzte sich so automatisch wie vehement dem Reiz fantasievoll gestalteter Oberflächen aus, kommentiert bisweilen zynisch die naiven Ideologien mancher Kollegen aus London, New York oder San Francisco. Es gilt, eher an Oberflächen zu kratzen, denn solche aufzupolieren. Die Malerei wird einzig zum Zweck neuer Bildfindungen überwunden. Kollektive formieren sich meist für den Moment, Drogenexperimente finden schon einmal unter ärztlicher Aufsicht statt (Arnulf Rainer zeichnete 1964 an der Universitätsklinik von Lausanne gut bewacht unter Mescalin.)



Christian Skreins legendäres Plakat „Wir nicht“ mit Dominique Steiger, Kurt Kalb, Walter Pichler, Christian Ludwig Attersee, Ernst Graf, Oswald Wiener und Ingrid Schuppan-Wiener, 1968.

Foto: Christian Skrein

AUFREGER

Uni-Ferkelei Günter Brus, Otto Mühl, Peter Weibel und Oswald Wiener halten an der Universität Wien ihren Aktionsvortrag „Kunst und Revolution“. Mitorganisator der Veranstaltung war der Sozialistische Österreichische Studentenbund. Brus, Mühl und Wiener wurden verhaftet und wegen Herabwürdigung von Staatssymbolen zu je sechs Monaten Haft verurteilt. Österreichs Innenminister Franz Soronics tat den Spruch: „Ich schäme mich, ein Österreicher zu sein!“ Eine Reaktion darauf war die Gründung einer österreichischen „Exilregierung“ durch Brus und Wiener in Berlin.

Wirklichkeiten Wolfgang Herzig, Martha Jungwirth, Kurt Kocherscheidt, Peter Pongratz, Franz Ringel und Robert Zeppel-Sperl schließen sich anlässlich einer gemeinsamen Ausstellung in der Wiener Secession zur Gruppe „Wirklichkeiten“ zusammen. Der Kunstkritiker Alfred Schmeller verstand die Gruppe als „Krokodil im Karpfenteich“ der abgestandenen abstrakten Malerei, die Österreich bestimmte.

Manifest Friedensreich Hundertwasser hält gottgeschaffen nackt eine Rede. Er verliest sein Manifest zum Boykott der vom rechten Winkel bestimmten Architektur: *Los von Loos*.

Super-Design In Monsignore Otto Mauers Galerie nächst St. Stephan zeigen Bruno Gironcoli, Roland Goeschl, Hans Hollein, Oswald Oberhuber und Walter Pichler – eine Schau, in der Hans Holleins mobile Architekturen auf Walter Pichlers *Prototypen* und Bruno Gironcolis erste Ansätze für Mutterschiffe trafen.

ment dem Reiz fantasievoll gestalteter Oberflächen aus, kommentiert bisweilen zynisch die naiven Ideologien mancher Kollegen aus London, New York oder San Francisco. Es gilt, eher an Oberflächen zu kratzen, denn solche aufzupolieren. Die Malerei wird einzig zum Zweck neuer Bildfindungen überwunden. Kollektive formieren sich meist für den Moment, Drogenexperimente finden schon einmal unter ärztlicher Aufsicht statt (Arnulf Rainer zeichnete 1964 an der Universitätsklinik von Lausanne gut bewacht unter Mescalin.)

Die Kunst der Zeitgenossen als Ware auch für den Handel funktionierte, zumindest verglichen mit heute, so gut wie nicht. Rudolf Leopold und Serge Sabarsky streunten durch die Stadt, um alle noch billi-

gen Egon Schieles aufzukaufen, während etwa Alphons Schilling am Rande der Aktionisten nach Erweiterungen der Möglichkeiten des Auges suchte, Sehmaschinen konstruierte, mit Linsenraster-Fotografie experimentierte und Leinwände rotieren ließ, Christian Ludwig Attersee mit Buchstabenprothesen seinen sangesfreudigen Seglerkörper zu erweitern suchte. Plätze, all das auch auszustellen, gab es wenige. Da war die eher konservative, noch immer von Fritz Wotrubas Wiederaufbaunetzwerk beeinflusste Galerie Würthle, die im Zauberjahr 1968 unter anderem Malereien von Jürgen Messensee feilbot. Da war die Galerie im Griechenbeisl, 1960 gegründet und bis 1971 geführt vom Künstlerpaar Christa Hauer und Johann Fruhmänn. Im Programm waren spätes In-



formell, einige Mitglieder der 1968 in der Secession gegründeten Gruppe Wirklichkeiten, Martha Jungwirth etwa oder Franz Ringel, und „gemäßigte“ Positionen, die sich mit dem (Sozial-)Körper auseinandersetzten: Hermann Painitz, Edda Seidl-Reiter, Richard Kriesche.

Und dann gab es natürlich die Galerie Nächst St. Stephan, die Speerspitze der Avantgarde (1954 durch Monsignore Otto Mauer gegründet). Nachdem Joseph Beuys dort im Juli 1967 seine Aktion *Eurasienstab* abgehalten hatte, kam es dort 1968 zu der neben den Aktionen der Aktionisten wohl wichtigsten Manifestation in Wien: „Super-Design“ mit Bruno Gironcoli, Roland Goeschl, Hans Hollein, Oswald Oberhuber und Walter Pichler – eine Schau, in der Hans Holleins mobile Architekturen auf Walter Pichlers *Prototypen* und Bruno Gironcolis erste Ansätze für Mutterschiffe trafen.

Mit großzügiger Unterstützung von
Ernst und Margarethe Haupt-Stummer
asp. consulting group
Lorle Grant

Giora Feidman Trio
Chava Alberstein
Boom Pam
Doron Rabinovici
Yaron Herman
Daniel Hope
Idan Raichel
Kantorenkonzert
David Krakauer Trio
Avishai Cohen Trio
Timna Brauer
Pefer Simonischek
Andrea Eckert
u. v. a.

spoton
jiddischkeit
Sa/So 13./14. September 08

242 002 · www.konzerthaus.at

wiener  konzerthaus

RideOnTime.at, die neue Jugendwebsites
der Wiener Linien, präsentiert:

Fr 11. April, Einlass 19 Uhr

TEXTA
RODNEY HUNTER
DSL - URBS - WLF

WUK | Währinger Straße 59 | 1090 Wien | T 40 121-0 | wuk.at | shop.wuk.at

DER ÖSTERREICHISCHE FILM | EDITION DER STANDARD

Kult. Klassiker. Kostbarkeiten.

Bestellungen und Infos unter:
derStandard.at/oeffil oder per Telefon 0810/20 30 40

MIT EIGENEN AUGEN
KünstlerInnen aus der ehemaligen Meisterklasse Maria Lassnig

Ausstellungseröffnung und Katalogpräsentation
Mi., 9. April 2008, 19 Uhr
Ausstellungszentrum der Universität für angewandte Kunst Wien
Heiligenkreuzer Hof, Schönlaterngasse 5 bzw. Grashofgasse 3, 1010 Wien

Ausstellungsdauer: 10. April bis 30. Mai 2008
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 14 - 18 Uhr
NonStop Animationsfilme: Montag bis Freitag 14 - 18 Uhr

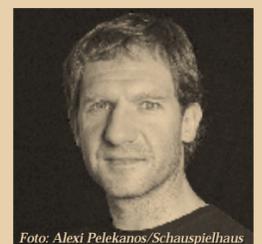
www.dieangewandte.at
pr@uni-ak.ac.at, T: +43 1 71133 2160 di:Angewandte

Gewinnspiel

Der Hässliche

Text: Marius von Mayenburg
Regie: Marlon Metzen

Gewinnen Sie mit dem STANDARD
15 x 2 Tickets für die Vorstellung
„Der Hässliche“ am 20. April um
20 Uhr im Schauspielhaus.



Premiere: 16. April 2008
Weitere Termine: 19., 20., 23.,
29., 30. April und 1. Mai 2008
Info und Tickets:
Tel. 01/317 01 01-18 oder
karten@schauspielhaus.at

Lette ist hässlich. Selbst seine Frau spricht, von ihm auf sein Gesicht angesprochen, ausweichend von Liebe. Die notwendig scheinende Korrektur erweist sich als Meisterstück. Der Chirurg vermarktet Lette als profitables Idealgesicht. Der paradiesische Zustand währt jedoch nicht lange, denn Lette sieht sich Duplikaten seiner selbst gegenüber; sein „einzigartiges“ Gesicht wurde käuflich.

Gewinnfrage:
Welche Arbeit Marius von Mayenburgs war 1999 am Schauspielhaus zu sehen?

1. Wasserbauch
2. Feuergesicht
3. Lichtblick

Teilnehmen unter:
DER STANDARD, Gewinnspiel, Herrengasse 19-21, 1014 Wien
E-Mail: quiz@derStandard.at, Formular: derStandard.at/Gewinnspiele
Fax: 01/531 70-9153; der Rechtsweg ist ausgeschlossen.



Einsendeschluss: Mi., 16. April 2008

derStandard.at/Gewinnspiele

*** Heute 305 Positionen im KARRIERENSTANDARD ***

Risikoanalysten/in für Immobilien · Controllern/in · Junior Marketing ManagerIn · SAP-Consultant (m/w) · Pharmareferent/in · Verkaufingenieur (m/w) · Einkaufsassistent/in · Juristen/in · Trainer/in – Schwerpunkt Verkauf · Sensorchemiker/in · Shopmanager (m/w) · Netzwerkbetreuer (m/w) · u.v.a.

Raimund Hoghe: Quastentanz und Lagercello

Helmut Ploebst

Wien – Der Bolero ist eigentlich ein spanischer Paartanz. Er soll 1780 von Sebastian Cerézo in Cádiz erfunden worden sein. Maurice Ravel hat daraus seine berühmte Crescendos-Nummer als Ballettmusik für ein von Bronislaw Nijinska choreografiertes Stück geschrieben, das 1928 in Paris mit Erfolg uraufgeführt wurde.

Seither haben zahlreiche Tanzgruppen auf diese Musik zugegriffen, unter anderen Serge Lifar, Maurice Béjart und Emilio Greco. Die *Boléro Variations* des deutschen Choreografen Raimund Hoghe, die bis heute, Samstag, im Tanzquartier Wien zu sehen sind, stellen die jüngste Bearbeitung des Themas dar und sicherlich die intelligenteste von allen. Denn der avancierte Choreograf dekonstruiert das Monument – das von Ravel als „simple Orchestrationsübung“ eingeschätzt wurde – in seine Voraussetzungen und popkulturellen Konsequenzen und verbindet diese zu einem dramaturgischen Muster.

Mit zahlreichen aneinandergelagerten „Variationen“ erstellt Hoghe ein performatives Bolero-Glossar, ritualhaft interpretiert von ihm selbst, vier Tänzern und einer Tänzerin. Darin zerfällt, wohl ganz im Sinn Ravels, die stereotype Form. Denn die Erwartungshaltung des Publikums gegenüber dem Crescendo wird durch Dehnung und Abweichungen strapaziert. Darüber hinaus spielt Hoghe auch mit dem Genderdiskurs in der Aufführungsgeschichte des Balletts.

Ursprünglich von der „schönen Dilettantin“ Ida Rubinstein getanzt, hat der *Boléro* ein Gezerre darüber erzeugt, ob nun eine Frau oder ein Mann die zentrale Figur auf dem legendären Tanzboden sein sollte.

Hoghe verzichtet auf derlei Tischmanierismus. Die Tänzerin Ornella Balestra und der Choreograf selbst scheinen so etwas wie Hauptfiguren zu sein. Was allerdings das langsame Mäandrieren aller Darsteller in ihrer romantischen Gefühlslandschaft nicht beeinflusst. Es wird gegangen, posiert, manches Wölkchen aus Puder und Wasser gesprüht, eine Quaste gedreht, Linsen und Bohnen werden zu Kegeln aufgeschüttet. Das Ergebnis: zwei wundersam entrückte Stunden ganz im Stil des Künstlers. So jedenfalls scheint es, bis Hoghe dieses Bild durch den Erfahrungsbericht einer Cellistin des Lagerorchesters Ausschwitz knickt. So erinnert er daran, dass nichts unpolitisch ist. Auch nicht die eigene Romantik.

**Der Sozialrevolutionär
Rudi Dutschke (1940–1979)
prägte nicht nur die
Studentenunruhen 1968. Er
setzte auf das Konzept der
Weltrevolution, verkannte
darüber die Realität. Eine
subjektive Einschätzung.**

Ronald Pohl

Als der Sozialrevolutionär Rudi Dutschke 1979 an den Folgen des bereits am 11. April 1968 auf ihn verübten Schussattentats verstarb, waren sich die Veteranen der „außerparlamentarischen Opposition“ ausnahmsweise einig: Mit dem Wortführer der Uni-Revolution war ein unbeugsamer „Sozialist“ gestorben, der in den zarten Sprossen der westdeutschen Grünen-Bewegung das Aufgehen einer in Theorie und Praxis gesäten Saat gerade noch rechtzeitig hatte erleben dürfen.

„Der Rudi“, vor der Republikflucht aus der DDR ein sportbegeisterter, „religiös“ fundierter Industriekaufmann, war binnen weniger Jahre im Milieu des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes* (SDS) zum Wortführer geworden. Nicht nur das: Während die großkoalitionäre deutsche Nachkriegsgesellschaft mit der Sicherung des Wohlstands vollaufbeschäftigt war, studierte Dutschke unermüdlich die Klassiker des Marxismus-Leninismus. Wer den Dutschke von damals meint – wer das Klima an der „Freien Universität Berlin“ aufmerksam nachvollzieht, der sieht und hört einen talentierten Redner, dessen irgendwie einschmeichelnder, von Vernunft und keineswegs von Hass beseelter Ton eine verstörende Dringlichkeit besaß. Die Wahrheit lag in den Ohren der ergriffen Lauschenden.

Revolutionslateiner

Wer Dutschke hörte und las, der konnte sich, einige Unzufriedenheit und Sensibilität vorausgesetzt, auf der Höhe der Wirklichkeit ankommen glauben. Das „Wunder“ der Dutschkes von damals bestand nicht so sehr darin, dass sie ein „historisch-materialistisches“ Revolutionslatein gebrauchten, mit dem sie ihre „reaktionären“ Widersacher auch niederplären konnten. Sie übten gegenüber ihren Sympathisanten eine Suggestion, der sie selbst aufsaßen.

Die heutige Lektüre maßgeblicher Dutschke-Texte bereitet einige Pein.



„Ho – Ho – Ho Chi Minh“: Rudi Dutschke skandiert hier in Frankfurt am Main das Befreiungssignal für eine diffus weltrevolutionär aufgelegte Universitätsjugend. Datum: 29. Februar 1968.

Foto: AP

Mit dem glanzvoll aufpolierten Besteck des „Materialismus“ wird ein ganzer Schwall von Behauptungen und Prämissen losgetreten. Die daraus resultierenden Schlussfolgerungen mussten Dutschke und Genossen gegenüber der gesellschaftlichen Wirklichkeit erst durchsetzen. Auf dem Boden jener „Voraussetzungen“, die Karl Marx als Prognostiker geschaffen hatte, wurden Gegebenheiten, die doch nur unbegriffen waren, vulgär-marxistisch die Leviten gelesen.

Schlimmer noch: Aus der „Analyse konkreter historischer Verhältnisse“ leitete Dutschke ein Gebot des Handelns ab. Dutschke folgt hier der Logik des zeitgleich in China umkippenden Reissacks. Der in der Tat widerwärtigen Ausweitung des Vietnam-Kriegs durch die USA Mitte der 60er-Jahre sollte ausgerechnet auf Berliner Universitätsboden die Stirn geboten werden.

Alles hing irgendwie mit allem zusammen. Die „abstrakte Gegenwart der Dritten Welt in den Metropolen“

vermittelt jene „unmittelbaren und historisch-emanzipatorischen Interessen“, die aus Studenten die wirklichen Kräfte der „totalen Opposition“ formen. Dass viele Professoren und Tutoren den schlecht erzogenen Radikalen verstört, aber grundsätzlich verständnisvoll gegenüberstanden, wird dabei gern vergessen.

Dutschke geht es – politisch gesprochen – nicht um das Mitleiden mit vietnamesischen Kindern, deren geschundene Köpfe vor Napalm starren. Er sinnt auf eine Gelegenheit zur Entfaltung permanenter revolutionärer Prozesse, die der weltweit vermittelten „Klassenherrschaft“ aus „Oligopolisten“ und anonymen „Staatsterroristen“ à la longue den Garau bereiten sollen.

Die Unterdrückten dieser Erde haben es überwiegend vorgezogen, Dutschke und dessen Hoffnung auf „praktisch-politische Perspektiven“ etwas zu pfeifen. Dutschkes Wort vom „Gang durch die Institutionen“ meinte ursprünglich nicht die Bewirtschaftung toskanischer Weingü-

ter durch grüne Regierungsmitglieder, sondern das eskalierende Interesse am Schüren von Widersprüchen, die gleichsam selbsttätig den Zusammenhang demokratischer Gesellschaften zertrümmern (sollten).

Das Ziel der „Vermassung“ jener Idee, die die Aufhebung der „staatlich-gesellschaftlichen Gewaltmaschinerie“ in einer Flut von Revolutionen meint, hätte, um irgendetwas Reelles zu bedeuten, der begeisterten Zustimmung der Arbeiter bedurft. Die zogen es bekanntlich vor, das mühsame Einfordern von Rechten ihren demokratischen Vertretern zu überlassen. Funktionären, die jene Wirklichkeit, von der Dutschke bloß fantasierte, auch wirklich kannten.

Und so lauscht man – etwa beim Wiedersehen einer „Club 2“-Sendung mit Dutschke anno 1978 – nicht ohne Beklemmung einem Propheten, der zwar eine Revolution verheißen hatte, deren illusionäre „Verwirklichung“ dann aber einigen Stadtguerilleros fatal vorbehalten blieb. Dutschke war, wenn überhaupt, bloß ein theoretischer Freund der „Gewalt“. Er blieb auf jeden Fall – ein Revolutionär ohne Revolution.

Josef Mikl 1929–2008

Zum Ableben des bekannten österreichischen Malers

Markus Mitringer

Wien – Josef Mikl ist tot. Der österreichische Maler erlag vergangenen Samstag in Wien einem Krebsleiden. Auf Wunsch des Künstlers wurde die Nachricht von seinem Ableben erst nach dem Begräbnis veröffentlicht. Mikl wurde letzten Donnerstag am Döblinger Friedhof im engsten Familienkreis zu Grabe getragen. Josef Mikl wurde am 8. August 1929 in Wien geboren. Nach dem Besuch der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt studierte er bis 1955 Malerei bei Josef Dobrowski an der Akademie der bildenden Künstler in Wien.

Nach ersten auch internationalen Erfolgen seiner Abstraktion – Mikl wurde 1964 zur dritten *documenta* nach Kassel eingeladen und vertrat Österreich 1968 bei der Biennale von Venedig – sollte er schon 1969 als Professor ins Haus am Schillerplatz zurückkommen. Josef Mikl führte seine Meisterklasse für Malerei bis 1997.

Mikl, eine der prägenden Figuren der österreichischen Malerei nach 1945, kam 1951 zum legendären Wiener Artclub und setzte 1955 ein markantes Zeichen im tristen, der Moderne gegenüber nicht eben aufgeschlossenen Nachkriegsösterreich. Gemeinsam mit Wolfgang Hollegha, Markus Prachensky und Arnulf Rainer gründete er die Künstlergruppe „Galerie St. Stephan“. Die Räume in

der Grünangergasse wurden unter der Leitung von Monsignore Otto Mauer zu einer der Keimzellen der österreichischen Avantgarde. Mikl selbst ist aber Einzelgänger geblieben und war zeitlebens bemüht, sich nicht unter bestimmten Ismen vereinnahmen zu lassen. Ob seine Malerei nun als informell oder gestisch abstrakt gesehen werden wollte, war ihm egal. Wichtig war ihm lediglich der Bezug zum Realen, zur Welt. „Gegenstandslos“ konnte er sich keine Kunst vorstellen.

Es bräuchte immer den Bezug zur Natur, zur Landschaft, in der das Individuum als Figur sich zurechtfinden muss. Diese Figuren – quasi Prototypen von Existenz – dienten ihm stets als Ausgangspunkt seiner sehr malerischen, das Gestische mit einem delikaten Endresultat zu versöhnen trachtenden Bilder.

Einem Brand verdankte Josef Mikl seinen größten Auftrag: 1997 wurden seine Decken im wiederaufgebauten großen Redoutensaal der Wiener Hofburg enthüllt. Ein riesiges Deckengemälde und 22 Einzelbilder sind literarischen Figuren und österreichischen Autoren gewidmet. Farblich dominiert wie so oft bei Josef Mikl auch hier ein kräftiges Rot.

Mit diesem Auftrag ist Josef Mikl, dessen Arbeiten in allen wesentlichen öffentlichen Sammlungen Österreichs vertreten sind, auch ins Bewusstsein einer breiten Öffent-



Josef Mikl ist 78-jährig einem Krebsleiden erlegen.

Foto: Reuters

lichkeit getreten. Wolfgang Schüssel sieht in Mikls Gestaltung des Redoutensaales „die Verbindung von Alt und Neu, von Repräsentation und Eigenständigkeit, die auch jene, die ihn nicht kannten, auf sein Lebenswerk neugierig macht“.

Wolfgang Schüssel kannte Mikl gut: „Er ist für mich einer der wichtigsten Exponenten der österreichischen Nachkriegskunst, kreativ, geistreich, mutig.“

Wiens Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny: „Mit Josef Mikl verliert Wien einen seiner wichtigsten bildenden Künstler, eine Schlüsselfigur der österreichischen Kunstgeschichte. Josef Mikls Arbeiten waren visionär, experimentell und der Zeit weit voraus. Die Verleihung des Ehrenringes der Stadt Wien an Josef Mikl im Jahr 2004 war symbolische Auszeichnung seiner Bedeutung.“

Wirbelsturm der Poesie

Der Pianist Fazil Say im Wiener Konzerthaus

Daniel Ender

Wien – Es gibt Konzertprogramme, die sich aufregender lesen, als sie dann tatsächlich wirken. Und es gibt den umgekehrten Fall – im ganz alltäglichen Repertoire tun sich schlagartig völlig neue Welten auf. Solches ereignete sich im Konzerthaus, als Fazil Say, der große Originelle aus Ankara, für einen Klavierabend zu Gast war. Am Beginn Johann Sebastian Bach zu spielen, ist ja noch recht normal. Alles andere als das war aber das gewählte Stück, die Orgel-Fantasie und Fuge in g-Moll BWV 542, und vor allem die Art, wie es Say bot: in einer eigenen Bearbeitung und auch ansonsten in bemerkenswert zwangloser Aneignung.

Ähnlich wie Glenn Gould macht er allem Anschein nach alles falsch, was man nur falsch machen kann, auch wenn es bei ihm ganz anders klingt. Aber ähnlich wie bei Gould funktioniert es dennoch oder gerade deswegen. Völlig maßloser Pedalgebrauch, alle Freiheit in den Tempi, ganz und gar unbarocke Artikulation: Das kann eigentlich nur schief gehen. Bei Say mündete dieser Bach aus dem Blechbottich in einem aberwitzigen Orgelsound, in einem stürmischen Klangrausch, bei dem die Stimmen der Fuge wie durch ein Wunder dennoch zu ihrem Recht kamen. Wer sich dann bei Beethovens d-Moll-„Sturm“-Sonate op. 31/2 eine

deliriose und vordergründig lärmende Fortsetzung erwartete, wurde allerdings wieder überrascht.

Unbegrenzt Gespür und die Fähigkeit, dieses in Farben umzusetzen, prägten SAYS Spiel hier. Zwischen dem Kopfsatz, in dem sich Wirbelsturm und Poesie die Waage hielten, und einem delikaten Finale erstand der langsame Satz wie eine messerscharfe Charakterstudie einer sehr komplizierten Persönlichkeit, wie sie Beethoven wohl war: verzweifelt abgründig und unmittelbar daneben voller Charme und Zartgefühl.

Niemand seit Friedrich Gulda hat Beethoven ähnlich radikal, wo nötig auch unerbittlich gelesen und gleichzeitig absolut schlüssige Interpretationen wie aus einem Guss erzielt. Auch bei Mussorgskis „Bildern einer Ausstellung“ drängte sich eine Reminiscenz an einen ganz Großen auf: Fay spielte den Zyklus fast so suggestiv wie einst Vladimir Horowitz, mit orchestraler Wucht und gleichsam instrumentalen Registern, mit großer erzählerischer Geste; wie improvisiert, aber in nichts zufällig.

Mit den Zugaben, einer fulminanten „Summertime“-Paraphrase, die für sich schon ein pianistischer Geniestreich war, und seinem unvermeidlichen, orientalischem angehauchten und ein wenig belanglosen Hit „Black Earth“ holte er das Publikum wieder auf den Boden zurück.

Wanderungen mit dem Wind

Britische Forscher konnten dank neuer Radaranlagen die Flüge von Nachtfaltern verfolgen. Dabei zeigte sich Erstaunliches: Die Wanderinsekten verfügen über ein ausgeklügeltes Orientierungssystem.

Klaus Taschwer

London – Vielen, die sich auch ein wenig für Schmetterlinge interessieren, ist die Gammaeule wohl schon einmal untergekommen. Der kleine Wanderfalter, der seinen Namen einem hellen Fleck ähnlich dem griechischen Buchstaben verdankt, fliegt jedes Jahr in großer Zahl auch nach Österreich ein und gehört zu den häufigsten und am weitesten verbreiteten Nachtfaltern Europas.

Rätselhaft war bislang allerdings, wie sich die Tierchen durch die Lüfte bewegen. Konkret: ob sie dabei Kontrolle über ihre Flugrichtung haben. Neu entwickelte Radaranlagen ermöglichen es den Forschern nun, das Flugverhalten der Insekten in großer Höhe zu analysieren.

Dabei zeigte sich Erstaunliches, wie britische Wissenschaftler nun im Fachblatt *Current Biology* (online vorab) berichten: In nur einer Nacht können Gammaeulen Strecken von mehr als 300 Kilometern zurücklegen. Dabei lassen sie sich einfach vom Wind treiben und erreichen Flugeschwindigkeiten von über 50 Kilometern pro Stunde.

Ganz passiv sind die Falter aber nicht: Sie können ihren Flug steuern, wie Forscher um Jason Chapman herausfanden: Die Insekten kontrollieren nämlich die Richtung und die Geschwindigkeit ihrer nächtlichen Wanderungen. Die Biologen vermuten deshalb, dass die Gammaeulen – und wohl auch andere Insekten – einen internen Kompass besitzen, der ihnen diese Steuerung ermöglicht.

Raffiniert ist das Flugmanagement der Tiere allemal: Sie treten ihre Reise zum Beispiel nur dann an, wenn der Wind in die richtige Richtung weht. Ihre Flughöhe stimmen sie auf die Region der schnellsten Winde ab.

Am verblüffendsten ist aber die Tatsache, dass die Tiere durch gezieltes „Gegenflattern“ auch ihre Flugrichtung abändern können. Diese Fähigkeit war bislang nur bei Insekten bekannt, die tagsüber und in Bodennähe fliegen und sich so orientieren können. Dass die untersuchten Nachtfalter auch in großer Höhe und bei Nacht dazu in der Lage sind, lässt für Jason Chapman nur einen Schluss zu: Nachtfalter müssen ganz ähnlich wie Zugvögel – einen Kompass-Mechanismus besitzen.

Griechischer Buchstabe auf den Flügeln und Kompass im Kopf: Gammaeulen besitzen ein raffiniertes Flugmanagement, um mit dem Wind in die richtige Richtung verweht zu werden.

Foto: Wikimedia, Leillinger



Grenzen der Bewirtschaftung

Forstwirtschaftsexperte zeichnete bei Boku-Konferenz düstere Zukunftsszenarien

Wien – Es steht nicht gut um unseren Planeten. Und es wird nicht besser werden mit dem Verbrauch seiner Ressourcen. Laut Sten Nilsson, dem Leiter des Forstwirtschaft-Programms des International Institutes for Applied Systems Analysis (IIASA) in Laxenburg, ist bis 2030 mit einem Anstieg der Nachfrage nach Lebensmitteln um rund 40 Prozent zu rechnen.

Das wäre nicht so problematisch, wenn nicht die Produktion der meisten landwirtschaftlichen Erzeugnisse rückläufig wäre, wie Nilsson in seinem Vortrag an der Universität für Bodenkultur im Rahmen der Konferenz über die Problematik der Bergwälder in einer sich ändernden Welt ausführte.

Schuld an den geringeren Erträgen sind laut Nilsson zum Teil die höheren Temperaturen aufgrund des Klimawandels. Den größten Effekt jedoch haben Extremereignisse wie Dürre, Flut, Hitzewellen oder Stürme, die innerhalb kürzester Zeit große Anbauflächen zunichte machen.

„Striptease der Erde“

Unsere Zukunft wird also auch von „sicheren“ Anbauflächen und ihrer Ausweitung abhängen. Doch woher nehmen? In einer eindrucksvollen Präsentation zeigt Nilsson einen „Striptease der Erde“, bei dem nach und nach jene Gebiete ausgeschieden, die dafür nicht in Frage kommen: Flächen für bebauten Gebiete und bereits jetzt landwirtschaft-

lich genutzte Gebiete scheiden ebenso aus wie geschützte, zu steile, zu trockene oder sonst wie lebensfeindliche Areale.

Bleiben letztendlich alles in allem 250 bis 300 Millionen Hektar weltweit, die zumindest theoretisch für die Befriedigung der steigenden Bedürfnisse zur Verfügung stehen. Doch das ist Land, das alle haben wollen: Die industrielle Forstwirtschaft ebenso wie die Landwirtschaft und die Produzenten von Biosprit. Das kann sich nicht ausgehen.

Angesichts dessen schlug Nilsson einen integrativen Ansatz vor, der verschiedene Landnutzungsarten vereint. Sollten wir daran scheitern, trübe das – wie zumeist – die ärmsten Länder am härtesten. (strn)

ORF steht „deutlich besser da“

Findet der ORF-General – „Mit Programmauftrag genug überfordert“, meint Morak

Wien – Eine „kühne, optimistische Ansage“ nannte Programmdirektor Wolfgang Lorenz im STANDARD-Interview das Quotenziel seines Chefs Alexander Wrabetz. Der reagiert via APA-Interview: „Ich gehe davon aus, dass die TV-Direktoren so arbeiten, dass sie wie der Radio- und Onlinebereich ihre Ziele erreichen.“

Die Ziele gebe zudem der Stiftungsrat vor, erklärt Wrabetz. Aber: Üblicherweise auf seinen Vorschlag hin. Der ORF soll 40 Prozent Marktanteil im Jahresschnitt schaffen. Schon im März verfehlt er ihn leicht. Lorenz will dem Ziel ohnehin „ehrgeizig zuarbeiten“. Aber: „Ich werde mich nicht erschließen, wenn's nur 38 Prozent sind.“

Wrabetz zur Programmreform 2007: „Mit der Weisheit des Rückblicks hätten wir natürlich manches anders gemacht.“ Von 114 Flops im deutschsprachigen Fernsehen 2007 gingen drei auf das Konto des ORF. Gemeint: „Julia“ im Vorabend von ORF 2, „Mitten im Achten“ und „Extrazimmer“. Sie würde Wrabetz „rückblickend so nicht mehr durchlassen“. Lorenz hingegen sieht noch heute bei den beiden Eigenproduktionen „hohe Überlebenschancen“. Wrabetz drehte sie ab.

Der ORF-General sagt heute: „Wir stehen deutlich besser da, als es uns die öffentliche Meinung vor ein paar

Monaten attestiert hat.“ Er meint auch wirtschaftlich und nach TV-Rechten – beides erleichterte die Gebührenerhöhung mit Juni. Für „die nächsten Jahre“ schließt er „eine größere Gebührenerhöhung“ aus.

Abgestimmt mit SP und Medienministerium zieht Wrabetz regelmäßige Kontrolle durch den Rechnungshof einer „neuen Regierungs-

behörde“ vor. VP-Mediensprecher Franz Morak weist den Ausdruck zurück, er fordert ja eine weisungsunabhängige Behörde, aber mit umfassenderen Kompetenzen. Wrabetz solle nicht „gegen das Parlament polemisieren, er ist mit dem Programmauftrag genug überfordert“. (fid)

Komplettes Lorenz-Interview unter: derStandard.at/ORF



Wrabetz' seltene Quotenfreude: „Dancing Stars“. Foto: APA

Noch nicht „Schluss mit lustig“ bei Puls 4

Neuer Politikertalk verschoben – Weiterer Moderator sagte ab

Harald Fidler

Wien – Kommenden Dienstag hätte bei Puls 4 wieder einmal eine neue Sendung starten sollen. Allein: Der nächste Präsentator sagte ab.

Rainer Nowak, Chronikchef der *Presse*, sollte einen anderen Ansatz des Politiktalks bestreiten: Bei „Schluss mit lustig“ diskutieren Volksvertreter oder Parteileute mit Journalist, Bürger und Kabarettist, soweit das anfängliche Konzept. Später wurden daraus zwei Jungkabarettisten plus Journalist. Nach wenigen Probesendungen mit den Kabarettisten klinkte sich Nowak aus – offen-

bar beschlichen ihn ernste Zweifel am Konzept und seiner Umsetzung.

Auch STANDARD-Redakteur Thomas Rottenberg sollte „Schluss mit“ präsentieren. Doch der bisherige Moderator von „Talk of Town“ verließ wie berichtet am Donnerstag den Sender – unter Protest über die Arbeitsbedingungen vor allem für junge Videojournalisten dort.

Deren Ausbildung hat Puls 4 gerade ausgelagert: Martin Wolfram, bisher beim Sender mit dem Nachwuchs beschäftigt, gründete dafür die Firma News on Video. Zehn Wochen Basiskurs zum Videojournalisten kosten dort 4800 Euro.

Auf Verdienstchancen bei Puls 4 lässt sich schließen: Florian Klenk (*Falter*), Eva Linsinger (*profil*) und Eva Weissenberger (*Kleine*) waren im Gespräch für „Schluss mit“, dürften aber bei merklich weniger als 200 Euro pro Sendung abgelehnt haben.

„Studio 4“ und „Studio 4 deluxe“ soll nun um 19.40 Uhr ein „Österreichmagazin“ ersetzen. „Studio 4“ musste knapp vor Start Moderatoren tauschen und wurde nach wenigen Wochen gekippt. Zur angekündigten Talkshow von Natascha Kampusch sagt Manager Martin Blank dem STANDARD: „Wir sind dabei, die erste Sendung zu machen.“ Termin offen.

LABOR

Bodenbakterien können Antibiotika verzehren

Washington – Ihre Wirkung steckt schon im (griechischen) Namen: Antibiotika sichten sich gegen das Leben, konkret: gegen jenes von Bakterien. Rund 80 Jahre nach Entdeckung von Penicillin entdeckten Forscher um Gautam Dantas von der Harvard Medical School in Boston nun allerdings Dutzende Bodenbakterien, die sich regelrecht von Antibiotika ernähren. Wie die Wissenschaftler in der aktuellen Ausgabe des US-Fachblatts *Science* (Bd. 320, S. 100) berichten, waren viele der Bakterien zudem gegen die meisten der modernen Antibiotika resistent. Als Krankheitskeime spielen die untersuchten Bakterien für den Menschen zwar keine Rolle. Sie gleichen jedoch manchen Krankheitskeimen und könnten auf diese den Abwehrmechanismus gegen Antibiotika übertragen, befürchten die Forscher. (tasch)

Häusliche Gewalt gegen Frauen wirkt lange nach

Paris – Körperliche oder sexuelle Misshandlungen von Frauen sind nicht nur regelmäßig der Grund für Komplikationen bei Schwangerschaften oder deren frühzeitiges Ende, für chronische Schmerzen aller Art und innere Krankheiten. Oftmals lösen sie bei den betroffenen Frauen psychische Probleme aus, von denen sie sich ein Leben lang nicht mehr erholen. Dies geht aus einer Befragung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) von mehr als 24.000 Frauen aus zehn Schwellenländern hervor, die am Freitag von dem britischen Fachblatt „The Lancet“ veröffentlicht wurde. Das Problem häuslicher Gewalt ist vor allem in Nahost und Ostasien, aber auch südamerikanischen Ländern wie Brasilien oder Peru. (AFP, APA, red)

Ein kurzes Schläfchen tut dem Gedächtnis gut

Düsseldorf – Schon kurzer Schlaf hilft beim Einprägen neuer Information. Das konnten deutsche Psychologen nun in einer Studie im *Journal of Sleep Research* (Bd. 1/2008, S.3) zeigen. Bei ihren Experimenten mit 44 Erwachsenen konnten sich jene Teilnehmer eine Wortliste deutlich besser einprägen, die zwischen Lernen und Abfragen sechs Minuten schliefen. Ein längeres Nickerchen brachte keine Verbesserung. (tasch)

derStandard.at/wissenschaft

MEDIENJOURNAL

Künigberg bringt Produzenten zum Kochen

Wien – Samstag startet im ORF „Wild Cooking“ mit Bernie Rieder als mobiler Koch, der Menschen aus kulinarischen Notlagen hilft. Wem das Konzept vom Pilotversuch für Handy-TV bekannt vorkommt: Dort hieß ein sehr ähnliches Format mit Bernie Rieder „Mo Cookin“ (DER STANDARD berichtete), entwickelt von Ernst Schmiederer (Medienproduktion Blinklicht) und Regisseur Oliver Svec. Svec setzt „Wild Cooking“ mit seiner eigenen Produktion nun für das ORF-Fernsehen um. Blinklicht hat Medienanwalt Thomas Höhne eingeschaltet. (fid)

Zu „Wild Cooking“: TV-Seiten 44, 45

„Bratwurst TV“: Mobiler Sender für die Grillsaison

München – Die Grillsaison eröffnet der TV-Unternehmer André Zalbertus am 24. Mai mit dem neuen Sender „Bratwurst TV“: „Gute Nachrichten“ über Volksfeste und Grillmeisterschaften sind ab dann über Internet und Satellit zu empfangen, verspricht die Homepage *bratwurst.tv*. Zalbertus war RTL-Korrespondent und gründete danach den deutschen Lokalsender Center TV. Die Ausstrahlungsart ist ungewöhnlich: Gesendet werden soll aus dem Wohnmobil, das durch Deutschland tourt, berichtet der *Kontakter*. (prie)

„Antiautoritär im Kern“

Hans Traxler zeichnete seit 1962 für das Satiremagazin „Pardon“, mitbegründete das „endgültige Satiremagazin Titanic“ und wurde zum Bildgeber der Gegenkultur. Über Tabus und deren Brüche sprach er mit Bettina Stimeder.

STANDARD: Woran arbeiten Sie?
Traxler: Ich illustriere einen *Darwin für Kinder* und bereite einen dicken Sammelband vor, der nächstes Jahr zu meinem 80. Geburtstag erscheinen soll.

STANDARD: Haben Sie sich von der politischen Karikatur zurückgezogen?
Traxler: So ist es. Ich habe 1988 mein letztes Cover für die *Titanic* gezeichnet und damit sozusagen meine Dienstzeit als politischer Karikaturist beendet. Der Grund liegt in meiner Biografie als Zeichner. Im politischen Geschehen und ganz besonders in der Innenpolitik wiederholen sich die Themen in einem gewissen Turnus, nur die Akteure sind andere. Das hat mich nach bald 30 Jahren bei *Pardon* und *Titanic* ganz schön gelangweilt.

STANDARD: Damals waren Sie gar nicht gelangweilt. Da gab's etwa 1968 die gespielte LSD-Organie, inszeniert für Redakteure der Frankfurter Rundschau oder das Aufstellen einer Günter Grass-Büste in Walhalla? Haben Sie da persönlich mitgemacht?
Traxler: Bei der LSD-Sache nicht. Aber bei der Walhalla-Aktion schon. Und ich meine heute, dass das pro-

phetisch war. Heute hat Grass ein eigenes Museum in Lübeck, jetzt kriegt er noch eins in Danzig. Wahrscheinlich würden wir heute nicht mehr wie damals von den Wächtern samt Grass-Büste mit roher Gewalt aus dem Museum verjagt.

STANDARD: War die Nonsens-Kultur, die sich in Pardon entwickelt hat, auch politischer Ausdruck?
Traxler: Natürlich. Schon die frühen 60er-Jahre waren für uns eine spannende Zeit. Die Bundesrepublik war damals eine bigotte, humorlose, reaktionäre, verhockte Gesellschaft, und sie war schwer durchsetzt von ehemaligen Nazis bis in die obersten Behörden von Justiz und Regierung.

STANDARD: Was hat den Erfolg von Pardon ausgemacht?

Traxler: In den 60er-Jahren hatten wir zwar nicht diese erträumte revolutionäre Situation, von der die K-Gruppen schwafelten, aber es herrschte doch eine allgemeine Aufbruchstimmung. *Pardon* war ja im Kern nicht eine wirklich politische Zeitschrift, sondern eine im weitesten Sinn antiautoritäre, immer gut für einen Tabubruch, und im Ton respektlos, ironisch und manchmal auch ziemlich unbedenklich. Das war ein Sprachrohr für die, die sich von den Bedrängnissen ihrer Elterngeneration befreien wollten, und das waren mehr als eine Million Leser in jedem Monat. Dazu kam die sogenannte sexuelle Revolution, die ganz schlicht durch eine biologisch-medizinische Konstellation möglich wurde: Es gab schon die Pille – und es gab noch kein Aids. Da öffnete sich für etwa 15 Jahre ein Zeitfenster. Es war ein Zustand, den es in der Menschheitsgeschichte zuvor nie gegeben hat und den es vermutlich auch nie wieder geben wird.

STANDARD: Warum haben die damals etablierten Medien den publizistischen Ungehorsam nicht integriert?

Traxler: Sie haben's später sehr wohl genutzt. Wir haben damals eine Art von Sprache entwickelt, die sich in der Folge in allen bürgerlichen Medien breit gemacht hat. Robert Gernhardt hat es einmal „das uneigentliche Sprechen“ genannt: Man sagt etwas, meint es aber nicht so. Ein Sprechen mit Anführungszeichen. Das ist querbeet übernommen worden.

STANDARD: Wie haben sich nach 68 die politische Kultur, der Spaffaktor und Pardon geändert?

Traxler: Der Verleger Hans A. Nikel war ein umtriebiger Herr, der das große Verdienst hatte, uns aus allen Himmelsrichtungen nach Frankfurt zu holen: F. K. Waechter, Chlodwig Poth, F.W. Bernstein, Robert Gernhardt, Pit Knorr, Bernd Eilert und Eckhard Henscheid und mich, dazu Günter Wallraf, Alice Schwarzer, Marie Marcks, Wolf Rogosky, Rainer Baginski, Wilhelm Genazino. Der Nikel ist dann leider nach und nach in die esoterische Ecke abgedriftet und hat das Heft dabei mitgenommen. Er wurde, wie andere Herrschaften auch, Jünger von Maharishi Mahesh Yogi, der der Menschheit eingeredet hat, man könne durch Willensanstrengung sich in die Höhe erheben und fliegen. Dazu hatte Nikel sich einen matrattengepolsterten Keller eingerichtet, in den er mich eines Tages einlud, um ihm beim Abheben zuzuschauen. Es war so peinlich! Und damit war meine Zeit bei *Pardon* auf eine höchst alberne Weise beendet.

STANDARD: Das machte die Gründung von Titanic im Jahr 79 zwingend?

Traxler: Durchaus. Wir, das waren fünf Mitglieder der später so genannten Neuen Frankfurter Schule, hatten aus diesem Absturz gelernt, erwarben eine Sperrminorität an der neuen GmbH und damit das Recht, den Chefredakteur und die Linie des Blatts zu bestimmen.

STANDARD: Wurde damals Birne, das Alter Ego von Kanzler Kohl, erfunden?

Traxler: Der Ausdruck „unser birnenförmiger Kanzler“ tauchte in einem Nebensatz in Bernd Eilerts Kolumne „Die zehn peinlichsten Persönlichkeiten“ auf. Damit war „Birne“ geboren. Das Buch war ein riesiger Erfolg, mehr als vierzig Auflagen wurden gedruckt. Schließlich entdeckte die CDU das populäre Potenzial, und beim nächsten Wahlkampf erschien in allen Zeitungen ein Foto von Herrn Kohl, wie er in eine Birne beißt. Irgendwann hat er mir sogar zu einem runden Geburtstag gratuliert.

STANDARD: Später ist Ihnen Gorbatschow ins satirische Visier gerückt.

Traxler: Mitte der 80er-Jahre wurde er in Deutschland ungeheuer beliebt, in Russland ja weniger. Aber „Der große Gorbis“, mein Buch von 1989, ist eine reine Liebeserklärung.

STANDARD: Besteht heute weniger Interesse an Karikaturen?

Traxler: Das Interesse ist gleichgeblieben, aber das Lachbedürfnis wird zum größten Teil vom Fernsehen befriedigt, wo es derzeit gefühlte hundert Comedians gibt, in jeder Preislage. Einige sind ganz hervorragend.



STANDARD: Gibt es keine Anlässe zur Frechheit mehr?

Traxler: Nur scheinbar. In Wahrheit gab es noch nie so viele Tabus. Angefangen von den Behinderten bis zur Multikultur. Und es gibt Selbstzensur.

Nach dem irrsinnigen Karikaturenstreit überlegt es sich doch jeder Karikaturist, der seinen Verstand beieinander hat, ob er dieses Thema überhaupt behandeln will.

STANDARD: Die Political Correctness tauchte erst viel später auf.

Traxler: Ich habe immer gerne dagegen verstoßen und tue das bis zum heutigen Tag.

STANDARD: Mit Ehrungen und Preisen hat man Sie ja üppig bedacht. U. a. mit dem Göttinger Elch, der auf eine Zeichnung von Ihnen zurückgeht.

Traxler: Und die Zeichnung geht auf einen Zweizeiler von F.W. Bernstein alias Professor Fritz Weigle zurück. Erdacht wurde er auf einer Autofahrt von Colmar nach Paris mit Weigle, Gernhardt und Waechter. Es wurden Tierreime geschmiedet, zum Beispiel „Die schärfsten Kritiker der Molche waren früher ebensolche“. Und dann: „Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber

welche“. Das Protokoll dieser Reise wurde in *Titanic* veröffentlicht. Ungefähr zur selben Zeit kam mir ein Prachtband über die Geschichte des Filmstudios MGM in die Hände. Darin gab's ein Foto, auf dem diese Hollywood-Mogule in dicken Teddy-Mänteln mit hochgeschlagenen Revers vor dem Studio sitzen. Das war der optische Auslöser für meine Zeichnung, die inzwischen zur Ikone der Neuen Frankfurter Schule geworden ist.

STANDARD: Die Zeichnung gilt als die 68er-Karikatur schlechthin.

Traxler: Sie ist ja fast 20 Jahre nach 68 entstanden. Inzwischen waren die Studenten von damals Minister, schwerreiche Immobilienmakler oder noch reichere Software-Produzenten.

Auf ihre Vergangenheit schauten sie mit einer gewissen Rührung, aber ohne sonderliche Skrupel zurück. Da passten der Spruch und die Zeichnung haargenau. Und so wurde das auch verstanden.

STANDARD: Warum, meinen Sie, arbeiten sich die Post-68er so sehr an dem Thema der 68er-Generation ab?

Traxler: Das ist der pure Neid, so eine Zeit kommt nicht wieder.

ZUR PERSON



Hans Traxler, geb. 1929, studierte Malerei an der Städtelschule. Ab 1962 verfasste er Beiträge für das Magazin *Pardon*. 1979 war er Mitbegründer des Satiremagazins *Titanic* und Mitglied der Neuen Frankfurter Schule. Später zeichnete er unter anderem für das *Zeit-Magazin*, für die *Frankfurter Allgemeine* und die *Süddeutsche Zeitung*. Bücher: *Die Wahrheit über Hänsel und Gretel*, 1963; *Die Reise nach Jerusalem*, 1978; *Birne. Das Buch zum Kanzler*, 1983 (zusammen mit Peter Knorr); *Der große Gorbis*, 1990; *Das Teufelsbuch*, 2004; *Mein Morgenstern*, 2005; *Meine Klassiker, Bildergedichte*, 2008. Foto: Bettina Stimeder



Günter Traxler

Vernetzung ist heutzutage alles. In diesem Sinne darf man sich mit Peter Pelinka freuen. Er ist Chefredakteur des Wochenmagazins *„Format“*, Moderator der Fernsehsendung *„Im Zentrum“*, und seit dieser Woche darf er auch die Gratisleser des Dichand-Ablegers *„Heute“* erleuchten. Dort beschreibt er seit 1. April alles, was im Brennpunkt von Peter Pelinka schmort. Schön, Sie nun auch im *„Heute“* begrüßen zu dürfen, eröffnete er unter dem Titel *Gesudere* die Plauderei. Wo er die Opfer der unheiligen Allianz aus Familie Dichand und Wiener SPÖ sonst noch begrüßen durfte, blieb offen, ja rätselhaft, fuhr er doch fort: *Am täglichen Weg zu meiner Redaktion oder zur Uni merke ich ja, wer – vor allem, aber nicht nur – in der U-Bahn dazu greift: auch jede Menge junger Leser, welche vermutlich keine Tageszeitung kaufen, sondern sich primär im Internet informieren.* In *„Format“* wird er *jede Menge junger Leser*, die sich nicht einmal eine Tageszeitung kaufen, wohl ebenso selten schon begrüßt haben wie im ORF jene, die sich *primär im Internet informieren.* Was aber der Schönheit dieser der Jugend gewidmeten Begrüßung im *„Heute“* keinen Abbruch tat.

Was kann eine Kolumne in *„Heute“* anderes sein als eine *spannende Herausforderung* – und worin könnte die bestehen? *Eine spannende Herausforderung, Sie in kurzer Form über politische und wirtschaftliche Zusammenhänge zu informieren.* Aber weil das allein weder spannend noch Herausforderung genug sein kann, gilt es ferner, *diese zu analysieren und zu kommentieren. Und Sie vielleicht zu Stellungnahmen zu provozieren.* Informieren, analysieren, kommentieren und das alles noch provozieren, und das alles in *kurzer Form*, in der es *„Heute“-*Leser aufpicken – nicht jeder wäre bereit, eine solche, ob ihrer Spannung schier unerträgliche Herausforderung anzunehmen. Aber einer muss sich ja opfern.

Ein solcher kolumnistischer Neustart will sorgfältig überlegt sein, damit kann man nicht irgendwann anfangen. *Gut, diese Kolumne nach Ende jenes Zustandes starten zu können, den der Kanzler – in ganz anderem Zusammenhang – als Gesudere bezeichnet.* Nicht auszudenken, was vielleicht geschehen wäre, hätte man diese Kolumne vor Ende

Im Heute angelangt

jenes Zustandes gestartet. Dabei war der Zustand, dessen Ende den Lesern von *„Heute“* nun die Wohltat dieser Kolumne beschert, gar nicht der, den der Kanzler, wenn auch in einem losen Zusammenhang damit, als *Gesudere* bezeichnet. Überhaupt war es kein Zustand, den der Kanz-



ler als *Gesudere* bezeichnet hat, es war vielmehr die Stimme der SP-Basis, und was die betrifft, ist ein Ende des *Gesuderes* noch nicht abzusehen. Umgekehrt ist ein Ende des Zustandes, den der Kanzler nie als *Gesudere* bezeichnet hat, noch keineswegs sicher, nämlich der Zustand, in dem *innenpolitisch* von kaum anderem die Rede war als von der *Tatsache, dass die Regierungsparteien (fast) nichts anderes taten, als sich*

gegenseitig zu belauern, um das jeweils beste Absprungdatum für Neuwahlen zu nutzen. Die Parteien werden entgegen allen Versprechen weiterlauern, aber irgendwann musste die Kolumne ja starten. Und der Termin war gut. Denn kaum feierte Pelinka das Ende jenes Zustandes, den der Kanzler – in ganz anderem Zusammenhang – als *Gesudere* bezeichnet, stellte dieser den richtigen Zusammenhang her, und *„Heute“* durfte den SPÖ-Mitgliedern die Frohbotschaft stecken. *Exklusiv: Gusenbauer schickt seinen SPÖ-Mitgliedern persönlichen Brief. Zehntausenden Mitgliedern der SPÖ flattert in den nächsten Tagen Post ins Haus, die sich von Stromabrechnungen und Urlaubsgrüßen der Postpischils von nebenan doch sehr deutlich abhebt.*

Die Auffassung, ein Brief an *zehntausende Mitglieder* sei ein *persönlicher*, dürfte außer dem Chefredakteur des Blattes kein Mensch auf Erden vertreten. Aber der musste sich an diesem Donnerstag intellektuell zersprageln, und seine beiden Herren, die SPÖ und die Dichands, bedienen. *In dem sehr persönlich for-*

mulierten Schreiben an die Genossen ist auch von „berechtigter Kritik“ die Rede, wusste er und bedankte sich für den exklusiven Zund: Was einige Genossen als vielleicht etwas verspätet sehen könnten, werden die meisten Parteimitglieder sicher als Größe des Kanzlers verstehen: Selbstkritik kommt selten schlecht an. Jetzt – wo „Heute“ es ihnen sagt!

Aber was hilft 's! *Trotz neuem Charme-Offensiverl und vier Tagen ohne Koalitions-Hacklschmeißer hat Alfred Gusenbauer nicht weniger Sorgen, warnt derselbe Chefredakteur in bestem Dichand-Jargon den Bundeskanzler vor Übermut. Wenn nämlich die Mitte-Links-Gegnerschaft des EU-Reformvertrags mit Menasse, Streeruwitz und Henisch am Samstag in Wien doch die Massen gegen das Brüsseler Vertragswerk mobilisieren kann, dann darf bitte dieser Widerstand gegen ein parlamentarisches Absegnen tausender Seiten ohne Volksabstimmung nicht länger zur Seite gewischt werden.*

Die Mobilisierungskraft von *Menasse, Streeruwitz und Henisch* in allen Ehren. Aber warum die Familie Dichand den auf hunderten Leserbriefseiten erworbenen und von der heimischen Rechtsaußen-Partie aufpolierten Protestruhm plötzlich den Dichtern aufdrängt, wird Peter Pelinka hoffentlich bald erklären.

HANS RAUSCHER

Hohe Einkommensteuer plus Vermögensteuer

Die Versöhnung der Koalitionspartner hat mit einer gemeinsam beschlossenen Steuererhöhung (Vermögenszuwachssteuer) begonnen. Dabei wird es auch bleiben, so wie es jetzt aussieht und trotz allen Geredes von einer Steuerreform/-senkung im Jahre 2010.

Über eine Vermögenszuwachssteuer kann man reden – wenn gleichzeitig die unerträglich gestiegene Lohn- und Einkommensteuerlast durch eine kräftige Tarifsenkung quer durch den Gemüsegarten kompensiert wird. So stellen sich z. B. die beiden ÖVP-nahen Steuerexperten Claus Raidl und Johannes Ditz das vor. Ditz will den scharfen Eingangssatz von 38,3 Prozent (der von Karl-Heinz Grasser stammt) auf 30 Prozent reduzieren, den mittleren Bereich (jetzt 43,6 Prozent) auf 40 Prozent und den Spitzenbereich von 50 Prozent auf 44 Prozent. Die Grenze, ab der der Spitzensteuersatz wirksam wird, soll von jetzt 51.000 Euro auf 60.000 Euro angehoben werden. Da die immer zahlreicher werdenden (neuen) Selbstständigen kein 13. und 14., steuerbegünstigtes Gehalt haben, sollen auch sie eine analoge Steuerbegünstigung erhalten.

Dann könnten auch jene, die eine Vermögenszuwachssteuer von 25 Prozent ablehnen, weil sie eine zusätzliche Belastung für den Mittelstand (und nicht für zahlenmäßig unbedeutende „Finanzhaie“ und „Immobilienpekulanter“) darstellt, sich mit dieser Vermögenszuwachssteuer auf ihre persönliche Vorsorge anfreunden. Dann wäre auch der Zustand wie in vielen europäischen Ländern und den USA – Steuern auf Vermögenszuwachs, aber niedrige Einkommensteuern – erreicht.

So wird es aber nicht kommen. Es werden hohe Einkommensteuer-Tarife nur marginal gesenkt werden – und die Vermögenszuwachssteuer wird dazu-

kommen. Eine echte Entlastung, wie sie Ditz vorschwebt, würde mindestens vier Milliarden kosten. Laut Aussage von Gusenbauer und Molterer stehen aber nur noch 2,7 Milliarden zur Verfügung (weil 300 Mio. schon für die Krankenkassenrettung abgehen). Ditz: „In der Realität haben wir dann in zwei Jahren, mit kalter Progression und allem, eine Steuererhöhung.“ In der Politik fehlt der Wille zu einer echten

Steuerentlastung des Mittelstandes (Einkommen etwa von 2000 bis 7000 Euro monatlich). Die Politik, schwarz oder rot, richtet ihren panischen Blick auf die „kleinen Leute“. Denen geht es tatsächlich nicht so gut. Ihre Einkommen stagnieren, die Preise, vor allem für Konsumgüter und Energie, steigen wie verrückt.

Das ist im Wesentlichen eine Folge der Globalisierung, die zwar den Wohlstand in vielen Entwicklungsländern erhöht, aber an den Masseneinkommen in den Industrieländern knabbert. Dagegen kann die Politik nichts tun (zumindest nicht kurzfristig, längerfristig könnte/müsste man die Menschen für anspruchsvollere Tätigkeiten „upgraden“).

Die Politik kann der berühmten alleinerziehenden Billa-Kassiererin kein höheres Einkommen verschaffen. Also gibt sie ihr (und anderen Geringverdienern) staatliche Umverteilungserleichterung. Das ist der Grund, warum 2,5 Millionen (45 Prozent) keine (Einkommen-)Steuer mehr zahlen. Und warum für diese Menschen jetzt der Arbeitslosenbeitrag gestrichen und die Pensionen erhöht werden.

Bezahlt wird das mit höherer Belastung der anderen. An ausgabenseitige Einsparungen wird nicht gedacht. Deshalb wird diese Koalition hohe Einkommensteuern plus einer neuen Vermögensteuer bringen.

hans.rauscher@derStandard.at



Der EU-Vertrag bringt Proteste – in die Irre „weisende“ Tafeln in Brüssel, Kundgebungen in Wien. Foto: Reuters

Protestieren oder fürchten

Der EU-Grundlagenvertrag steht auf der Tagesordnung: Dafür sein, dagegen sein und abstimmen wollen oder dagegen sein und schweigen, weil die politische Rechte so laut ist?

In schlechter Gesellschaft

Zivilgesellschaftliche Gruppen, die derzeit eine Volksabstimmung über den EU-Reformvertrag fordern, begeben sich in schlechte, weil rechte Gesellschaft, so ein vielfach geäußelter Vorwurf: Blind für die Gefahren der Instrumentalisierung lasse man sich mit den Nationalisten vor den Karren der *Kronen Zeitung* spannen. Attac formulierte eine pro-europäische EU-Kritik und eine Alternative zum Verfassungsentwurf zu Zeiten, in denen rechte Parteien diesem im Parlament zustimmen.

Die strategische Angst vor dem nationalistischen „Missbrauch“ ist vor allem eines: ein fatales demokratiepolitisches Signal. Sie erklärt Bürger für unmündig und Medien für unfähig, den Raum für eine differenzierte öffentliche Diskussion herzustellen.

Für eine Volksabstimmung über den EU-Reformvertrag spricht viel. Nirgendwo hat das Recht auf Selbstbestimmung weiterreichende Konsequenzen als bei der Entscheidung über eine Verfassung. Eine breite Debatte über das Wesen der EU ist dringender nötig denn je. Mit der so sehr beworbenen und beschworenen „größeren Handlungsfähigkeit“ der EU wird die Frage ignoriert, in wessen Interesse da überhaupt gehandelt wird. Wer sich eine Stärkung eines sozialen und nachhaltigen Euro-

pas erhofft, wird enttäuscht. Der Reformvertrag schreibt den Vorrang der Wirtschaftsfreiheiten vor ökologischen und sozialen Standards fest. Die Dreifaltigkeit des Binnenmarktes – Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung – wird weiterhin für wachsende Ungleichheit, steigenden Arbeitsdruck und mehr Freihandel im Interesse von Konzernen sorgen. Jetzt aber! Noch handlungsfähiger!

Wer Bürgerinnen und Bürger vor dem Haus Europa stehen lässt, darf sich nicht wundern, wenn sich viele in ihre nationalistischen Hütten zurückziehen.

David Walch
Pressesprecher von Attac
Österreich

Es ist höchste Zeit

Leicht machen es sich die selbsternannten „Retter“ Österreichs: man nehme ein paar Wissenschaftler, einen Vertragstext, den „kleinen Mann“ und sein Lieblingsformat. Taktisch geschickt fehlt deren Homepage eine konsolidierte Fassung der Unionsverträge, die der Vertrag von Lissabon erst ermöglicht. So schlecht liest sich diese nicht, wenn man bedenkt, dass es höchste Zeit wurde, das Vertragswerk der EU zu erneuern. Für unsere eigenen Hausaufgaben waren und sind wir schon selbst zuständig. Leider wurde in Österreich zu viel geschwätzt. Gell, Herr Bundeskanzler, es gibt noch ein paar Hefte zu füllen.

Christian Passin
1180 Wien

LESERSTIMMEN

Europa benötigt eine breite öffentliche Diskussion jenseits von „Blind voran“ und „Austritt“. Diese muss die prinzipielle Frage miteinbeziehen, wie die EU ihr Gründungsversprechen nach Frieden und – global verträglichem – Wohlstand einlösen kann. Mit der Forderung nach einer Volksabstimmung gebigt sich Attac in schlechte Gesellschaft – öffnet dort aber gleichzeitig Türen gegen den nationalistischen Mief.

achleitner

Mittleres Alter

ein mann im mittleren alter war in früheren zeiten rund fünfzehn jahre alt. also noch gar kein mann. im frühen neunzehnten jahrhundert konnte ein mann mit zwanzig so genannt werden. in meiner jugend war ein dreißigjähriger noch ein mann mittleren alters. heute sind es die vierzigjährigen. und wenn es so weitergeht, erlebe ich noch den fünfzigjährigen als mann im mittleren alter. fazit: auf den mann im mittleren alter ist kein verlass. und das mittlere alter mit vierzig muss ja angesichts dieser entwicklung in eine krise kommen. gut, dass ich kein mann im mittleren alter mehr bin. zum schluss müsste man sechzig werden, um ins mittlere alter zu kommen. und erraten kann man das mittlere alter schon lange nicht mehr. mich wundert, dass man überhaupt noch über männer im mittleren alter spricht.

ANTONIO FIAN

1. Mai 2008

(Der Rathausplatz in Wien. Auf einer Tribüne der Bundeskanzler der Republik Österreich Gusenbauer, der Bürgermeister von Wien Häupl und andere führende SPÖ-Politiker, dem Maiaufmarsch zusehend. Aus dem Off-Gesang, unsicher, schwächlich, als wäre einem Massenchor der Großteil seiner Stimmen abhandengekommen.)

CHOR: Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt, wir sind der Sämann, die Saat und das Feld. Wir sind die Schnitter der kommenden Mahd, wir sind die Zukunft und wir sind die Tat. So flieg, du flammende, du rote Tabaksglut fort aus dem Wege, den wir ziehn! Wir sind der Zukunft getreue Kämpfer. Wir sind die Nichtraucher von Wien. GUSENBAUER: Ah ... Die schönen Lieder ... Endlich haben wir wieder ein Ziel. HÄUPL: Bist du sicher, dass – GUSENBAUER: Still! Jetzt kommt das Nichtraucherlied. CHOR: Vorwärts und nicht vergessen, was kann lindern unsre Not! Beim Hungern und beim Essen, vorwärts und nie vergessen: Totales Rauchverbot! GUSENBAUER: Bewegend! HÄUPL: Die Beteiligung ist allerdings mehr als dürftig. GUSENBAUER: Na und? Die Christen waren anfangs auch wenige und heute sind sie die ÖVP. Wie sagt schon Victor Adler? Lieber gegen die Massen irren, als mit ihnen recht zu behalten. HÄUPL: Nein, er sagt – GUSENBAUER: Still! Jetzt kommt die Internationale! CHOR: Völker, hört auf zu rauchen, sonst ergeht es euch schlecht! Die Internatio-

(Vorhang)

ERRATA

's ist nun mal bei uns so Sitte

Erzittert, Ihr Verräter, die Strafe bricht herein. Ganz so arg, wie es Eisenstein in der Fledermaus tönen lässt, ist es hier nicht. Es ist aber doch anzumerken, dass in der Besprechung der nämlichen Oper anlässlich einer Neuinszenierung in Zürich die *Rosalinde* unnötig gezaust wurde. Sie musste in dieser Kritik vom vergangenen Montag auch als *Rosalie* und *Rosalin* auftreten.

Das war fehlerhaft, aber es war doch zu erkennen, wer gemeint war. Im Kopf des Tages, der dem Regierungschef der Exiltribeter gewidmet war, ist der schreiberische Fehltritt dagegen subtiler untergebracht. Am Samstag vor einer Woche war dort von der fünften menschlichen Wiedergeburt des *Mönchs Rinpoche* zu lesen. Eine solche Reinkarnation kann es allein deshalb nicht geben, weil *Rinpoche* ein Ehrentitel für einen tibetischen Lama ist und der Begriff nicht auf eine bestimmte Person zurückgeführt werden kann.

Als offensichtlich gespaltene Persönlichkeit, die mit oder über sich in der dritten Person spricht, ließen wir dagegen den ehemaligen finnischen Außenminister *Ilkka Kanerva* am Mittwoch auftreten. Als Begründung für seinen erzwungenen Rücktritt findet sich der Satz: „Aber er hat sich taktlos verhalten und deshalb nicht das volle Vertrauen, das jeder Außenminister haben muss“, sagte *Ilkka*. Tatsächlich kommt die Erklärung von Jyrki Katainen, dem Chef der finnischen Konservativen.

Eine Frage der Ehre, es ist daher festzuhalten, dass *Maximilian Schell*

den Oscar bekommen hat. Dies ist nötig, da wir in der vergangenen Wochenendausgabe zum Tod von Abby Mann ausgeführt haben, er habe für das Drehbuch von „Das Urteil von Nürnberg“ einen Oscar bekommen, ebenso wie *Maria Schell*. Sie hat in vielen Filmen mitgespielt, in diesem nicht.

Freiheit und Fehler

Es lässt sich leicht etwas durcheinanderbringen, so schnell wie die Zeit vergeht. So kommt es, dass in der Philippika für die Pressefreiheit des neuen Direktors des International Press Institute, David Dudge, am Freitag *Slowenien* und die *Slowakei* als die jüngsten EU-Mitglieder angesprochen wurden. Wir haben den Text damit entstellt, die allerjüngsten Unionsangehörigen sind *Rumänien* und *Bulgarien*.

Noch schlimmer wird es, wenn wir uns mit Dingen beschäftigen, die

noch weiter zurückliegen – mit Bildern von Herbert von Karajan etwa. Im RONDO der Vorwoche und in der Dienstagausgabe waren sehr bemerkenswerte Fotografien von ihm abgedruckt. „Foto: APA“ stand daneben, was ein wenig unpräzise ist: Die APA hat die Bilder als Beispiele einer Fotoausstellung in Salzburg übermittelt. Die Aufnahmen stammen von *Erich Lessing*, einer herausragenden Persönlichkeit in der internationalen Pressefotografie, und es hätte sich gehört, das dazuzuschreiben. Es nicht zu tun, ist so, als würde man Dürers Feldhasen abdrucken und hinschreiben: Ein Hase.

Da fallen einem wieder die Fledermaus und *Rosalinde* ein: Das Ganze war ein Zufall, nichts Übles ist passiert, doch würd' bekannt es werden, wär' ich kompromittiert. *Otto Ranftl*
Leserbeauftragter
Leserbriefe@derstandard.at
otto.ranftl@derstandard.at

Karajan und Glenn Gould in Berlin 1957: Das Bild ist nicht einfach beliebiges Agenturmaterial, es stammt von *Erich Lessing*.

Foto: Lessing



Auftauen und durchlüften

Österreich bekam von vielen Entwicklungen und Umwälzungen des Jahres 1968 alles mit. Allerdings in abgemilderter Form – als Mailüfterl inmitten einer stürmischen Großwetterlage.

Wolfgang Kos

Das Jahr 1968 hat die 60er-Jahre gekapert. Das hat mit der Erinnerungsmechanik der Medien zu tun, die alle zehn Jahre ähnliche Fotos und Stichworte aus dem Depot holen: Paris und Prag, Rudi Dutschke und Jimi Hendrix, „Rebellion“ und „Flower Power“, Sex und Drogen – komprimiert in Schlagzeilen wie „Vor 40 Jahren veränderte eine Generation die Welt“. Um dann festzustellen, dass in Österreich bloß ein „Mailüfterl“ wehte und es anno 68 kaum punktuelle Ereignisse gab, die große Aufmerksamkeit erregten. Weniger die Politik war Kampfzone, den Bürgerschreck-Part übernahmen die Künstler.

Nimmt man „1968“ als Chiffre und nicht als konkretes Jahr, so hat man es mit einer vielschichtigen Transformation zu tun, mit einer weit zurückreichenden Inkubationszeit und mit Tiefenströmen, die erst in den frühen 70er-Jahren wirksam wurden. Denn vieles, was zur Durchlüftung der Gesellschaft und zur Infragestellung von Werten, Autoritäten und Konventionen führte, trug sich im Persönlichen zu, im emotional-vorpolitischen Bereich – mit einem beispiellosen Wohlstandsschub als Voraussetzung.

1970 gab es in Österreich dreimal so viele Autos wie zehn Jahre vorher, und viermal so viele Fernsehapparate. Deshalb hier ein Versuch, nicht nur das 68er-Jahr, sondern die jugendbewegten und vom Fortschrittsglauben geprägten 60er-Jahre in einige Leitmotive und Widersprüche aufzudröseln.

Die schnellen 60er

The Who. The Kinks. The Action. The Move. Viele Beatbands aus London hatten schnelle kurze Namen. Pop, ein Wort mit unsichtbarem Rufzeichen, war ein Medium der Beschleunigung (auch der Konsumkultur) und des kreativen Überdrucks. Das Konstante war die Veränderung, das Jetzt zählte, die spontane Idee. „Ready Steady Go!“ hieß die britische Hitparaden-Show, die zum internationalen Vorbild wurde. 19-Jährige konnten über Nacht berühmt werden. In der Normgesellschaft galt hingegen: hinten anstellen und warten, bis dich der Papa wo unterbringt.

Die entschleunigten 60er

Gegen Ende wurde alles langsamer, statt kantiger Zwei-Minuten-Singles LPs mit minutenlangen Gitarrensoli, die sich ins Unendliche hochschraubten. Hineindösen ins Meditative, bis hin zum Totalausstieg aus der Leistungsgesellschaft. Statt Einkaufen im Supermarkt dem selbst angebauten Gemüse beim Wachsen zuschauen

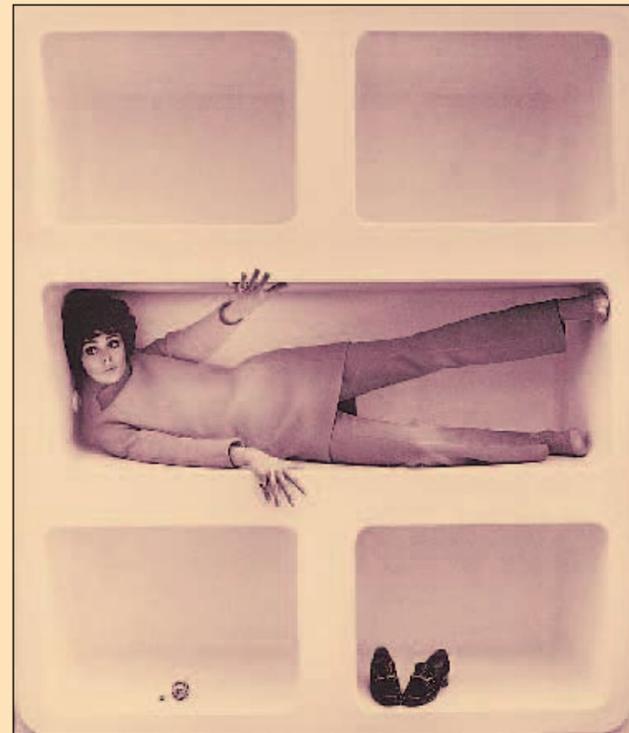
Die synästhetischen 60er

Im Radio spielte noch das „Kleine Rundfunkorchester“, das für „leichte“ Unterhaltung zuständig war. Beim Heurigen durften auch Verklemmte ausgelassen sein. Die Popkultur, ob die der Londoner Mods (eine Abkürzung für „modernists“)



Links: Die 68er hielten die miefige Nachkriegsstimmung für abbruchreif. Oswald Wiener (links) griff zum Hammer und übte ansonsten Wortgewalt. Unten: Katharina Noever als Model in der von Hans Hollein gestalteten Boutique CM.

Fotos: Christian Skrein



oder die der kalifornischen Hippies, ignorierte die Rubrizierung der Emotionen und zielte auf alle Sinne, mit verzerrten Gitarren, optischen Effekten, intensivem Körpergefühl und halluzinativen Drogenerlebnissen, die 98 Prozent der Fans nur aus den Medien kannten. John Lennon deklarierte, dass Kunst und Leben, Traum und Realität ineinander fließen sollten.

Die Theorie-60er

Wer marxistische Lehrbücher und Entfremdungstheorien las, verachtete zumeist die tanzbaren Utopien aus der Jukebox. Wer Popmusik wichtig nahm, fand das neue Bewusstsein mittels ästhetischer Codes und professioneller Songtexte wie „Come On Through To The Other Side“, „I'm Free To Do What I Want“ oder „All You Need Is Love“. Theorielastige Schachtelsätze fand man hingegen ziemlich öd. Es scheint zwei konträre Hitparaden zu geben: die der Kopf-68er (mit Texten von Marx, Adorno und Dutschke) und die Body-&-Mind-68er (mit Stones, Dylan und Doors als Stichwortbringern). Deshalb wurde Leonard Cohen so wichtig, als Vermittler zwischen den Milieus. Sein verführerisches Freedom-Gesäusel passte in die unaufgeräumte WG ebenso wie ins Schatzkästlein der sehnsüchtigen Gymnastin.

Die optischen 60er

Der Künstler Gerwald Rockenschau kreierte einmal das Wort „Augensex“. Es passt auch für die aufregenden Visuals, die zwischen Beat und Psychedelia zirkulierten: Posters, LP-Covers und Modemagazine waren Bühnen für provokante Posen und grelle, flirrende Farbmischungen. Unkonventionelle Fotografen und Grafiker hatten die Macht, popu-

läre Images in Umlauf zu bringen. Das ergab ein internationales Musterbuch, aus dem man sein Ich modellieren konnte. Minirock statt Omas Dirndl. Motto: Erfinde dich selbst! Im Buch „Pop Design“ wird als Epochen-grenze das Auftauchen farbiger Wochenbeilagen in den frühen Sechzigern genannt, als Beispiel für die neue Bilder-macht der Medien. Und dann gab es Bilder, die nie zuvor jemand gesehen hatte: zum Beispiel unser Blauer Planet aus Mondperspektive.

Die importierten 60er

Das Neueste kam aus „Swinging London“, die Räucherstäbchen holten Indien ins Jugendzimmer, für die Neue Linke war Deutschland der Nabel revolutionärer Gesinnung. Randländer des Westens wie Öster-

reich wurden zum Teil einer Lifestyle- und Subkultur-Internationale, im Musikhaus „3/4“ oder im sagenhaften „Voom Voom“ war man im inneren Exil, wenn auch ganz ohne Defensivgefühl. Nachholbedarf gab es überall, denn das Gewohnte implodierte. Wer sich auskannte, übernahm die neuen Codes. Wer nichts kapierte, für den galten Bob Dylans sarkastischen Zeilen: „Something is happening here / But you don't know what it is / Do you Mr Jones?“ Wahrscheinlich war die Traurigkeit darüber, dass die Eltern nicht verstanden, was in ihren Kindern vorging, größer als das Lustgefühl am Tabubruch.

Ein Knopfdruck in höchster Not – und schon wird James Bonds Aston Martin zur Universalwaffe. Alles schien machbar in den 60ern, die Hopser auf dem Mond waren keine wirkliche Überraschung, nachdem

Die technoiden 60er

man Jane Fonda als High-Tech-„Barbarella“ im Kino gesehen hatte. In Mode und Design wurde Plastik, ob fröhlich bunt oder durchsichtig, zu einem Symbol von Innovation. Der Modeschöpfer Courrèges montierte Metallblättchen auf PVC, „elektronisch“ und „synthetisch“ waren Wunderworte, bevor Naturmystik und Erdkult den ökologischen Turn einleiteten. Über gigantische Verstärkertürme wurden in Woodstock im darauffolgenden Jahr unter dem Motto „Love and Peace“ sanftmütige Seelen beschallt.

ÖVP-Kanzler Josef Klaus bezeichnete die Kybernetik als seine Lieblingswissenschaft. Auch Oswald Wieners kryptisches Buch „Die Verbesserung von Mitteleuropa“ bezog sich auf Kybernetik. Weiß noch irgend jemand, was das war?

OVP-Kanzler Josef Klaus bezeichnete die Kybernetik als seine Lieblingswissenschaft. Auch Oswald Wieners kryptisches Buch „Die Verbesserung von Mitteleuropa“ bezog sich auf Kybernetik. Weiß noch irgend jemand, was das war?

Die sanften 60er

Das Grundrecht auf öffentliches Kuscheln wurde durchgesetzt, bevor in den 70ern harte Sounds zum „Kuschelrock“ degenerierten. Bilder mit Weichzeichner glichen Zärtlichkeitsdefizite aus: Die gehauchte Stimme von Blumensänger Donovan, Richard Hamiltons gesoftete Mädchen, die nackten Körper bei Sexaufklärer Dr. Kolle.

Die schüchternen 60er

Die Popkultur bot eine universelle Sprache an (und steigerte nebenbei die Englisch-Kenntnisse!), einen Fernkurs in Empfindsamkeit. Nun konnten auch schüchterne Jugendliche, die für ihre Gefühlsnöte keine authentische Sprache hatten, ihr „Ich“ ausdrücken. Die Rocklyrik lieferte bekenntnishaft Intimbotschaften, von John Lennon bis Joni Mitchell. „Wie dieser Klang ist, so bin ich, ganz!“, so Peter Handke über seine Erweckung durch die Beatles. Pop war vorpolitisch, aber half dabei, sich von erstarrten Konventionen abzugrenzen und sich als Subjekt zu empfinden.

Die jugendlichen 60er

Der junge Strahlemann John F. Kennedy wurde zum Weltbotschafter von Frische und Optimismus, zur Gegenthese zum faden Grau der Politfunktionäre. Übrigens: Alois Mock war 33, als er 1966 Unterrichtsminister wurde, Hannes Androsch war 32, als ihm Kreisky 1970 die Verantwortung für die Staatsfinanzen übergab. 1965, als die Stones in der Stadthalle dröhnten, wurde ihre Musik noch Lärm genannt, und die Medien erregten sich über ihre ungewaschenen Haare. Wenig später wurde es obligat, in den Zeitungen „Jugendseiten“ einzurichten; in den Kaufhäusern gab es „junge Mode“. Mit dem „jun-

gen“ Sender Ö3 erreichte die „Pop-Revolution“ den breiten Alltag. Aber man brauchte 19-jährige Fans wie mich, um den Hörern die neue Weltlage zu erläutern.

Die reformerischen 60er

Eingefrorene Zustände auftauen, das Miefige durchlüften, „Demokratie wagen“ – in allen Bereichen. Ein Kulminationspunkt war das Rundfunk-Volksbegehren. Es waren hemdsärmelige Konservative, die Frischluft in den biederen Staatsfunk bliesen. Internationalität versus Heimatschlagler. Auch in der Kirche und in den Parteien gerieten die Apparatschiks unter Druck. Es waren mutige ÖVPLer, die der Protest-, Zorn- und Schockkultur erste öffentliche Podien boten, den Steirischen Herbst oder die Innsbrucker Jugendkulturwoche von 1968. Legendar ist der Ausspruch des Kulturlandesrats: „Ist der Nono wirklich a Kommunischt?“ Kommen durfte er trotzdem. Mit tirolerischen Steuergeldern konnten die renitenten Avantgardisten die Sau rauslassen – und, unerhört, via Ö3-Musicbox gelangten ihre kryptischen Texte ans breite, ratlose Volk, garniert mit Zappa und Hendrix. Ein Betriebsrat aus dem SGP-Werk rief nach einer Jandl-Spezialbox an und empörte sich über diese Störung des Arbeitsfriedens.

Die Virtuosität der Gegentexte ließ die Phrasen der Funktionäre noch grauer und hilfloser erscheinen. Die SPÖ war damals ein Hort der Biederkeit, Brot & Butter statt Spintisiererei. In der Ö3-Jugendredaktion waren übrigens keineswegs „Linke“ am Ruder (auch wenn es Gerd Bacher Spaß machte, uns so zu nennen), sondern brave Weltverbesserer mit katholischem Hintergrund. Der „linke“ Katholizismus war, das wird oft vergessen, einer der wichtigsten systemkritischen Treibsätze.

Die Mitgefühl-60er

Ob inspiriert von Johannes XXIII., Martin Luther King oder Frantz Fanon – die Hinwendung zum Schicksal der Unterdrückten erreichte viele Herzen. Für die einen erklang dazu die glockenhelle Stimme von Joan Baez, andere nahmen Gewalt in Kauf. Das Ziel der Solidarität lag zumeist in der Ferne, in den segregierten Südstaaten, in Vietnam oder in der Dritten Welt. Die Bilder von den hungernden Kindern in Biafra wurden zu Signalen einer zunehmend globalisierten Welt.

Wolfgang Kos, Historiker, Publizist und Ausstellungsmacher. Seit 2003 Direktor des Wien Museums. Dort läuft bis zum 11. Mai die Ausstellung „Late Sixties. Fotografien von Christian Skrein“.



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

Amerikas Traum(a)

Eric Frey

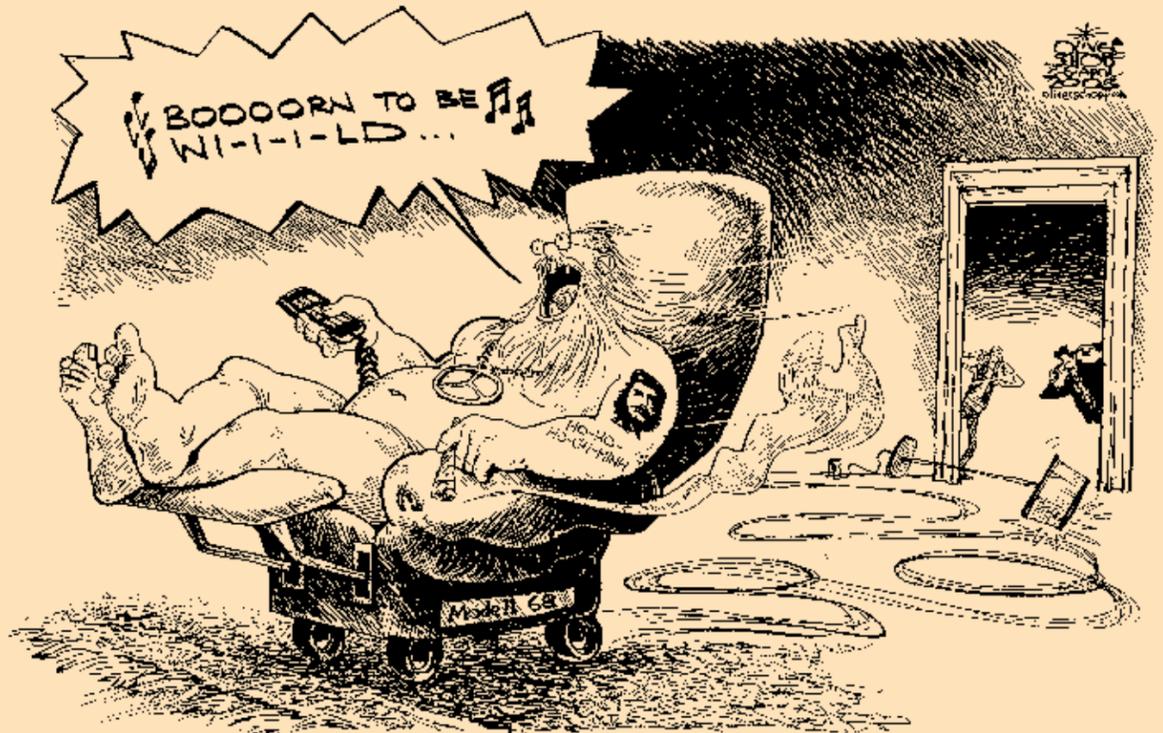
Viel von dem, was Europa mit 1968 assoziiert ist, von den USA ausgegangen. Aber im Geburtsland der Hippies und Sit-ins war 1968 das Jahr, in dem der Traum einer friedlichen Veränderung der Welt platzte – durch die Eskalation des Vietnamkriegs, die Ermordung Martin Luther Kings und Bobby Kennedys, die Rassenkrawalle in den Großstädten und die Polizeigewalt rund um den Parteitag der Demokraten in Chicago.

Richard Nixon wurde im November 1968 zum Präsidenten gewählt, indem er an den Rassismus der – zumeist demokratischen – Südstaatler appellierte; die tiefe Spaltung des Landes in ein linkes und ein rechtes Lager, die einander mit Misstrauen und Hass verfolgten, nahm damals seinen Ausgang. Der liberale Frühling der 70er-Jahre währte nur kurz; als Haupterbe von 1968 erwies sich der konservative Backlash gegen Toleranz, Säkularismus und Feminismus – eine starke politische Kraft, die Ronald Reagan ermöglichte, in den Clinton-Jahren weiter wuchs und schließlich George W. Bush ins Weiße Haus trug.

Diese Spaltung zu überwinden ist das Ziel von Barack Obama, dem ersten Post-1968-Kandidaten, der in diesem Schlüsseljahr erst sieben Jahre alt war und im Ausland lebte. Das erklärt Obamas Anziehungskraft für junge Wähler: Sie wollen von den verbissenen Kulturkämpfen ihrer Eltern nichts mehr hören und sehnen sich nach einer neuen Art des politischen Diskurses.

Hillary Clinton mag in vielen Fragen rechts vom linksliberalen Obama stehen, aber in der öffentlichen Wahrnehmung bleibt sie eine 68erin. Wird sie nominiert oder gar zur Präsidentin gewählt, dann geht der verbale Bürgerkrieg von damals weiter.

Auch gegen Obama werden John McCains Republikaner wohl die alten Anti-68er-Klischees bemühen, aber es wird ihnen schwerfallen. Denn ebenso wichtig wie Obamas Hautfarbe ist sein spätes Geburtsjahr: Mit ihm im Weißen Haus könnten die USA das Trauma von 1968 endlich überwinden.



derStandard.at/Cartoons

1968 studieren

Lisa Nimmervoll

Was brachte 1968 den Universitäten? Mit vierzig Jahren Verspätung – Ingela Bruner. Die erste Rektorin einer staatlichen Universität war ein Nachholeffekt, von dem selbst „die 68er“ nicht geträumt hätten. Denn Frauen an der Uni-Spitze standen als Kampfziel nicht auf der Agenda. Und Feminismus war auch nicht gerade erste Kommunardepflicht. Dieser Teil der Befreiung aus alten Zwängen wurde von den Frauen damals selbst in die Hand genommen. Bis die erste Uni aber in Frauenhand kam, sollte es noch vierzig Jahre dauern. Dass die Chefin der Universität für Bodenkultur dann die alten muffigen Talare entsorgen und neue schneiden ließ, ist in diesem Zusammenhang ein symbolisch besonders sinniger Akt.

Wie viel '68 ist sonst noch in den Unis? Nicht wirklich viel. Die 68er haben studentische Mitbestimmung erkämpft. 2002 wurde sie durch das Uni-Gesetz wieder zurückgestutzt. Die 68er sind für ihre Befreiung aus erstarrten Verhältnissen auf die Straße gegangen. Ihre Kinder und Enkel bekamen „befreite“ Universitäten – diese neue Freiheit nannte sich „Autonomie“. Vier Jahrzehnte nach '68 sind die Unis befreit und autonom, die Studierenden aber ein Stück weit domestiziert und eingeschränkt.

„Die 68er“ hatten etwas, das die Nachgeborenen nicht haben: Sie hatten noch keine Massen-Uni, sie hatten keine zentralistisch über alle Fächer und Länder Europas übergestülpte „Bologna-Studienarchitektur“ mit straffem Normalpfad zum Bachelor, vor allem hatten die 68er einen Luxus, von dem die folgenden Generationen bald nur noch träumen konnten – eine quasi Arbeitsplatzgarantie im öffentlichen Dienst. Sie wussten, sie werden erwartet. Auf diesem historischen Boden konnten die Blumenkinder ihre Blumen pflanzen. Aber anderer Boden heißt nicht gleich Wüste, in der nichts wächst. Vielleicht heißt das 68er-Vermächtnis: Sucht euch eure eigenen Blumen, aber sucht.

Heidschi Bumbeidschi

Christian Schachinger

Dass das Jahr 1968 damals über die Schiene der Popkultur einen großen gesellschaftlichen Einschnitt in Österreich dargestellt hätte, kann man absolut nicht behaupten. Jugendkultur wurde mittels zaghafter langhaariger Randalen bei Rockkonzerten und der berüchtigten Uni-Ferkelei ohnehin bis weit in die 1980er-Jahre hinein medial eher auf den Chronik- als auf den Kulturseiten der heimischen Presse verhandelt.

Am besten funktioniert Musik damals wie heute als Soundtrack der Beschwichtigung. Wie brachte das John Cale, damals Mitglied der düsteren und weitestgehend unbeachteten New Yorker Rock-Nihilisten The Velvet Underground, auf den Punkt: „Rock 'n' Roll ist nur eine weitere Möglichkeit, um die Kids von der Straße fernzuhalten.“ Dementsprechend sahen dann auch die Hitparaden aus. Von wegen „Zeitbarometer“: Während man in Deutschland zu Peter Alexanders „Der letzte Walzer“ tanzte und sich von Heintje mit Erbschleicher-Hits wie „Heidschi Bumbeidschi“ oder „Mama“ in den trotzig antiaufklärerischen Schlaf wiegen lassen wollte, setzte man in Österreich auf ähnliches Material. Adriano Celentano sorgte mit „Azzurro“ für Ur-laubslaune und Weltflucht ebenso, wie Louis Armstrong mit „What A Wonderful World“ oder die Small Faces mit „Lazy Sunday“ satte, kaum getrübbte Behaglichkeit verströmten.

Dass 1968 die Rolling Stones bereits als Multimillionäre mit „Street Fighting Men“ nicht einmal in die Nähe der revolutionären Massen gelangten, lässt wohl auch auf eines schließen. Selbst die aufsässige Zielgruppe an den Unis mochte ihnen schon zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vertrauen. Wer hört schon gern Leuten zu, die sich zu Protestkundgebungen in der Limousine fahren lassen. John Cale hat immer noch Recht. Und Bob Dylan war schon 1966 der „Protest“ schnurz geworden.

Alexandra Förderl-Schmid

1968 ist zu einem Mythos geworden. Die Tatsache, dass diese Aufbruchbewegung europäische Metropolen von Paris bis Berlin erfasste, sogar nach Graz vordrang und in San Francisco und Mexiko-Stadt ebenso für Auseinandersetzungen sorgte, zeigt die historische Dimension und das Ausmaß. Dies gilt für den Westen wie für den Osten: In der Tschechoslowakei wurde jedoch die Aufbruchbewegung des Prager Frühlings von Panzern des Warschauer Pakts niedergewalzt.

Das Jahr '68 kann als Beginn der Globalisierungsbewegung gesehen werden, es war eine politische und kulturelle Zeitenwende: Nicht alles ist gelungen, nicht jeder gescheitert – die Welt danach war aber eine andere.

Die von den Universitäten ausgehenden Reformforderungen wurden zu einem Innovationsschub für alle Bereiche der Gesellschaft: von der Reform des Bildungssystems bis zu neuen Formen politischer Partizipation, der Emanzipation der Frauen und dem Siegeszug der Popkultur.

Die Welt wurde erstmals zu einem globalen Dorf: Auch wenn die damaligen Bewegungen jeweils vom nationalen Kontext geprägt waren, so kristallisierte sich so etwas wie eine globale Öffentlichkeit heraus: Der Vietnamkrieg, die US-Bürgerrechtsbewegung, die chinesische Kulturrevolution, der Kampf gegen den Hunger in Afrika und Lateinamerika – das ging plötzlich alle etwas an. 1968 war der Ausgangspunkt für eine globale politische Öffentlichkeit.

In Europa gab es auch einen Demokratisierungsschub, der nicht nur zur Gründung von Friedens- und Anti-Atom-Bewegungen, sondern mit Zeitverzögerung auch zur Gründung der grünen Partei führte. Die Forderung nach Mitbestimmung erreichte nicht nur Universitäten, sondern auch Unternehmen. Mitarbeiterbeteiligungen von heute haben 1968 ihren Ursprung. Die Vielzahl von selbstverwalteten Projekten und Nichtregierungsorganisationen, die damals entstanden, führten auch zur Herausbildung einer

selbstbewussten Zivilgesellschaft.

Die Veränderungen der Lebensstile ist der sicher nachhaltigste, aber auch am wenigsten messbare Effekt. Der Slogan „Das Private ist politisch“ machte Sexualität zu einem öffentlichen Thema, aber auch Konsum, die Form des Wohnens und antiautoritäre Erziehung. Der Grundstein für eigentlich Selbstverständliches, das noch immer erstritten werden muss, etwa gleiche Bezahlung von Frauen und Männern für gleiche Arbeit, ist damals gelegt worden. Aber auch zu dem, was heute die Zurschaustellung des Privatlebens von Politikern ist.

Dass die Mittel zur Erreichung der Ziele nicht immer hehre waren, ist ein Faktum.

Dabei muss man nicht so weit gehen wie der Historiker Götz Aly, der in seinem Buch „Unser Kampf 1968“ die Protagonisten der 68er-Bewegung in die Tradition des Dritten Reiches rückt. Aber Größenwahn, Überheblichkeit und der Einsatz von Gewalt bewirkten eine Abkehr von ursprünglich libertären und emanzipatorischen Zielen.

Dass dann einige der Akteure von damals den Marsch durch die Institutionen antraten und im Journalismus, im Literaturbetrieb oder in höchsten Politfunktionen landeten wie Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit, andere in Richtung Rote Armee Fraktion (RAF) abdrifteten, zeigt die verschiedenen Entwicklungsmuster.

Gemessen an ihrer Wortwahl sind die 68er gescheitert, auch wenn dies viele der Veteranen (noch) nicht so wahrhaben wollen. Betrachtet man aber die kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Veränderungen, die damals angestoßen worden sind, waren sie durchaus erfolgreich, und nachfolgende Generationen haben davon profitiert.

Die Entdeckung der politischen Öffentlichkeit, Veränderungen der Gesellschaft von innen heraus, soziales Engagement über Landesgrenzen hinaus, das Insistieren auf Selbstbestimmung – das ist es, was von '68 bleibt. Und die Erinnerung an den Geist des Aufbruchs, der heute wieder notwendig wäre, um verkrustete Strukturen aufzubrechen.

Der Geist des Aufbruchs

Gemessen an ihrer Wortwahl, sind die 68er gescheitert, aber sie haben viel bewegt

KOPF DES TAGES

Birgit Baumann

Wenn ein deutscher Journalist beim Springer-Verlag Chefredakteur der Welt, der Welt am Sonntag (WAMS), der Welt kompakt und von Welt-Online wird, dann ist das ein ziemlicher Karriereesprung. Im Falle von Thomas Schmid ist es noch ein wenig mehr, eine Art historische Versöhnung. Denn seit 1. April sitzt Schmid in Berlin bei Axel Springer in der 14. Etage, vor 40 Jahren jedoch kämpfte er mit Verve gegen die Blätter des Verlages.

Der konservative, von Axel Cäsar Springer geführte Verlag, allen voran das Massenblatt Bild, und die rebellischen Studenten des Jahres 1968 – diese schwierige Konstellation hat unzählige Geschichtsbücher gefüllt. Beide Seiten verachteten einander, brauchten sich aber auch, um sich hochzupeitschen. Schmid, Sohn einer Arztfamilie, bekam dies in Frankfurt zu spüren, wo er 1968 Germanistik, Anglistik und Politologie studierte. Mit dem späteren deutschen Außenminister Joschka Fischer und dem Grünen EU-Politiker Daniel Cohn-Bendit gründete er dort die Gruppe „Revolutionärer Kampf“.

Ostern 1968 nahm Schmid an einer Sitzblockade in der Frankfurter Frankfurter Allee teil, um die Auslieferung der

Neues Weltbild für den „Konvertiten“ der 68-Bewegung



'68 kämpfte Thomas Schmid gegen die Springer-Presse, heute ist er Chef. Foto: Lengemann

Springer-Zeitungen zu verhindern. „Ich war davon überzeugt, dass die Bild-Zeitung in unverantwortlicher Weise gegen die Studentenbewegung Stimmung machte und nicht daran interessiert war, unsere Motive zu verstehen“, sagt er 40 Jahre später zum STANDARD. Heute jedoch versteht Schmid die andere Seite: „Axel Springer musste sich von einer Bewegung bedroht sehen, die die Bundesrepublik – die erste wirklich funktionierende De-

mokratie auf deutschem Boden – für ein zu überwindendes ‚System‘ und den längst gescheiterten Sozialismus für die bessere Alternative hielt.“

Doch bevor Schmid zu dieser Einsicht kam, vergingen publizistisch noch einige Jahre auf der linken Seite. Er war zwischen 1979 und 1986 Lektor im Verlag Klaus Wagenbach und schrieb in den Achtzigerjahren als freier Journalist für die Zeit, die tageszeitung und den linksalternativen Pflasterstrand.

Danach jedoch änderte sich etwas. Schmid bekam Respekt vor den Leistungen und Institutionen der Bundesrepublik. Es war also doch nicht alles schlecht, und nach ein paar weiteren journalistischen Stationen (Wochenpost, Hamburger Morgenpost) kam der heute 62-Jährige 1998 erstmals als Chefkorrespondent zur Welt und gehörte damit zum Springer-Verlag. Später schrieb er noch für die FAZ, doch 2006 kehrte er endgültig zur Welt zurück. Den „abstrusen gesellschaftspolitischen Vorstellungen“ von 1968 hängt Schmid längst nicht mehr an. Den Wunsch der Studenten, „unbegründete Autorität“ zu hinterfragen, findet er jedoch auch heute als „Welten-Herrscher“ in der Chefetage des Springer-Verlages noch richtig und wichtig.

1968 Wie hat alles begonnen? Wer waren die Protagonisten? Was ist geblieben? Das politische und kulturelle Fazit einer Revolte, die vor vier Jahrzehnten um die ganze Welt ging.

Reportage 40 Jahre nach dem Tod von Martin Luther King: Ein Rundgang durch Birmingham, Alabama, die ehemalige „Metropole des Rassenhasses“. **S. 3**

Architektur Halluzinogen befeuert: Wie die Architekten der 60er die Schwerkraft zu überwinden versuchten. **S. 4**

Bücher I Was in 365 Tagen alles passieren kann: Vier Bücher zu einem Jahr, das die Welt veränderte. **S. 5**

Bücher II Visionen, Drogen und Dämonen: Die „Beat-Poets“, eine Inspirationsquelle für die 68er. **S. 6**

Bücher III Gehobener Bilderschatz: Ein Bildband zu einer Gruppenausstellung der Magnum-Fotografen. **S. 7**

Grenzerfahrungen Schriftstellerinnen und Schriftsteller schreiben über innere und äußere Grenzen: Konstantin Kaiser über „seinen“ Staatspolizisten. **S. 8**



1. Mai auf dem Wiener Rathausplatz: Beim SPÖ-Aufmarsch kam es zu schweren Ausschreitungen mit der Polizei.

Foto aus: Fritz Keller, „Wien, Mai 68“, Mandelbaum Verlag

Die globalisierte Rebellion

Es begann als Protest gegen die verzopften Strukturen der Universitäten. Polizeigewalt auf der einen, linke Radikalisierung auf der anderen Seite führten zu weltweiten Demos. Höhepunkt: 1968. Von Gerfried Sperrl

Was heute unter der Chiffre „1968“ firmiert, begann für die breitere deutsche Öffentlichkeit bereits am 2. Juni 1967: Im Verlauf einer Anti-Schah-Demonstration kam der Student Benno Ohnesorg durch eine Polizeikugel zu Tode. Die folgenden Demonstrationen und ihr Höhepunkt im Jahr darauf, nach dem Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April, dem Gründonnerstag, in Berlin waren eine Ausweitung der Rebellion. Zugleich jedoch die Einengung der Betrachtung: Studentische Horden, die sich sowohl von ihren Eltern als auch von ihren Professoren lossagten, Pflastersteine in die Hand nahmen und damit gegen Polizei und Springer-Presse vorgingen. Angetrieben wurde diese „Neue Linke“ vom *Spiegel* und anderen Medien.

Die Ansätze der Rebellion waren fast überall die gleichen: Das mittlerweile verkrustete Humboldt'sche System, dominiert ausschließlich von den Professoren, ließ keine Änderungen zu. Kritik an Lehrveranstaltungen (man nennt das heute „Evaluierung“) war verpönt. Ge-

schlechtertrennung in den Studentenheimen war die Regel. Politische (Protest-)Veranstaltungen auf dem Universitätsgelände waren verboten.

All das begann sich seit Beginn der 60er-Jahre aufzustauen. Die Professoren und die Politik wehrten ab, die erdrückende Mehrheit der Zeitungen nahm davon keine Kenntnis. Es passierte, was in solchen Situationen geschieht: Nach und nach gewannen Radikale in den Studentengremien die Oberhand. Die Verknüpfung mit dem Vietnamkrieg, der Dritten Welt und der Anti-Schah-Bewegung sorgte überall für ein glühendes Biotop. Die „Bullen“ wurden als Instrument der Staatsmacht zum erklärten Feind, Bespitzelung und Hausdurchsuchungen oder periodische Festnahmen (Rudi Dutschke wurde bei jeder Flugzeugankunft überall in Europa hohngeworfen) waren weitere Reaktionen „des Systems“.

Als es die ersten Toten gab, kam erst der Aufschrei. Zu spät. Denn in dieser Konfrontation ging der Reformwille (einer Mehrheit) gegenüber den Umsturzphantasien (einer eklatanten Minderheit) unter. Hervorgegangen aus diesen Konflikten ist eine reformierte Universität und die Fernwirkung auf die grüne Politik, die – ebenso wie die Frauenbewegung – aber kein unmittelbares Produkt der 68er-Bewegung ist.

Berlin begann 1962 in Bingen am Rhein. Lothar Krappmann, der Vorsitzende der deutschen Studenten-

schaften, stellte ein Memorandum zur Zukunft vor. Der Titel „Studenten und die neue Universität“. Ihr Inhalt: Abschaffung der bisherigen Fakultäten, radikaler Umbau der Verwaltung, Mitbestimmung der Studenten und des nichtwissenschaftlichen Personals bereits an den Instituten, Zuerkennung des allgemeinen politischen Mandats der Studenten (das bedeutet, Studentenvertretungen verstehen sich als eine Art Gewerkschaft).

Die Professenschaft weigerte sich, auch nur kleine Teile dieses Katalogs an Forderungen zu realisieren, die Politik (bis hinein in die SPD) solidarierte sich ebenso wie die große Mehrheit der Zeitungen mit den akademischen Lehrern. Studentische Charismatiker begannen, atmosphärisch unterstützt durch die Unruhen an der University of California in Berkeley 1963/64, nach theoretischen Hilfsmitteln zu suchen – und sie fanden sie in der neomarxistischen Literatur ebenso wie in zahlreichen scharfen Analysen, welche die Verzopfung der „Ordinarienuniversität“ auflisteten. Sie wurden unterstützt durch die zeitgeistigen Aufbrüche, das Schwinden der Abhängigkeitsverhältnisse der Frauen durch die Einführung der Pille (1961), die Entmachtung der Elternhäuser durch das Transistorradio und den Motorroller. Diese plötzliche technische und geografische Unabhängigkeit führte zu einem vollkommen veränderten und erstarkten Selbstbewusstsein. Und die Universitäten mutierten nach

und nach zum Austragungsort dieses neuformulierten Klassenkampfes.

Berlin war dazu noch ein symbolischer Ort: Die Stadt der Mauertrennung zwischen Ost und West, wo man das politische Mandat besonders gut demonstrieren konnte. Zum Beispiel bei Besuchen von US-amerikanischen Politikern, die an der Mauer von „Freiheit“ sprachen, aber in Vietnam Krieg führten; in Berlin von „Freiem Handel“ redeten, aber in Asien, Afrika und Südamerika die Agrarpreise drückten.

Noch eine weitere Spezialität hatte Berlin: und zwar die Erfindung der Kommunen. Die „Kommune 1“ (1967 bis 1969) beherbergte nicht nur die heute noch berühmten Exponenten der freien Liebe wie Rainer Langhans und Uschi Obermaier, sondern eine Reihe von Mitgliedern, die den Kern der „Roten Armee Fraktion“ bildeten (u. a. Kunzelmann und Baader). Rudi Dutschke war ein erklärter Gegner der freien Liebe. Er wählte die sehr traditionelle Form der Ehe.

Paris war genauso wie Berlin oder Berkeley, London oder Mailand mit dem Erwachen einer „skeptischen Generation“ (Hans Schelsky) konfrontiert. Dazu kamen zwei Faktoren. Zunächst die politische Situation: Nach zehn Jahren der Regierung Charles de Gaulle schien das Land politisch erstarrt. „Frankreich langweilt sich“, schrieb die Zeitung *Le Monde* Mitte März 1967.

Unter der erstarrten Decke schwelte jedoch der Konflikt, welcher sich seit dem Ende des Algerienkriegs 1962 zusammengebraut hatte – eine Kolonialismusdebatte kombiniert mit den Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg, die auch zur Verhaftung von Studenten führten. Noch wichtiger war die Situation der Universitäten: Zwischen 1957 und 1967 hatte sich die Zahl der Studierenden in Frankreich auf 500.000 verdoppelt. Darauf antwortete die Regierung nicht mit strukturellen didaktischen Veränderungen, sondern mit Neubauten, darunter Nanterre, sowie mit einer Straffung der Führungsspitzen, was Daniel Cohn-Bendit die „Kasernierung einer ganzen Generation“ nannte.

Der erste Aufruhr: Im November 1967 streikten faktisch alle Studierenden aller Universitäten. Am 22. März 1968 konstituierte sich in Nanterre die Bewegung 22. März, ihr Anführer wird „Danny le Rouge“, der spätere Europa-Politiker Daniel Cohn-Bendit.

Wie überall waren die Wortführer meist exzellente Studenten (oft der Soziologie), wie überall waren die Forderungen zunächst gemäßigt: Gegen Frontalunterricht, gegen rigide Abfrageprüfungen, gegen Massenvorlesungen. Für eine Demokratisierung der Universität, für politische Diskussionen an den Unis selbst. So wie anderswo wurden diese Forderungen zurück-
▷ Fortsetzung auf Seite A 2



„Die ‚Bullen‘ wurden als Instrument der Staatsmacht zum erklärten Feind, Bespitzelungen, Hausdurchsuchungen oder periodische Festnahmen waren Reaktionen ‚des Systems‘.“

▷ Fortsetzung von Seite A 1
gewiesen, die Gangart der Studenten wurde radikaler. Ganz anders als in Berlin weitete sich aber hier die Rebellion über Streiks der Renault-Arbeiter zu einem Generalstreik sowie zu einer Staatskrise aus. Die Herrschaft General de Gaulles war erschüttert.

Warschau erlebte im März 1968 Studentenunruhen der anderen Art. Wie in Paris, wie in Berlin waren sie gegen die Mächtigen des Staates gerichtet, fanden aber den Applaus vieler westlicher Kommentatoren – schließlich waren die Adressaten die Statthalter der sowjetischen Diktatur. Dass sie das Gomulka-Regime von links kritisierten (beeinflusst vom Prager Frühling) wurde kaum reflektiert, von der Öffentlichkeit ignoriert. Begonnen hatte der Warschauer Aufruhr mit Protesten gegen die Absetzung des umjubelten Mickiewicz-Dramas *Totenfeier* vom Spielplan der größten Warschauer Bühne. Immerhin handelt das Stück aus der Romantik von einem Aufstand gegen Russland. Rollkommandos offiziell „aufgebrachter Studenten“ (Presseberichte) drangen auf das Uni-Gelände vor, die Polizei nahm aber die sich wehrenden Studenten fest, allen voran Adam Michnik, der damit neben Cohn-Bendit und Dutschke zur dritten westeuropäischen Leitfigur der 68er wurde. Parteichef Gomulka verknüpfte die Niederschlagung mit einem „Kampf gegen den Zionismus“, weil die wichtigsten Rädelsführer aus jüdischen Familien stammten. Michnik, später Herausgeber der polnischen Zeitung *Gazeta Wyborcza*, wurde zu drei Jahren Haft verdonnert. Ein anderes Resultat der antisemitischen Kampagne: 20.000 jüdische Polen verließen das Land, meist Studenten und junge Intellektuelle.

Prag 1968 (Aufstieg und Niederschlagung des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“) ist für den Verlauf der europäischen Geschichte wahrscheinlich der wichtigste Schauplatz überhaupt. Der „Prager Frühling“ und seine Entstehung haben mit der Studentenrebellion nur einen Teil seines theoretischen Hintergrunds gemeinsam: nämlich Lehrende an der Karls-Universität, die Texte westlicher Marxismuskritiker wie die der „Frankfurter Schule“ zu Gesicht bekamen oder Philosophen wie Milan Machovec, die im Rahmen der „Paulus-Gesellschaft“ im Westen diskutierten und neues Gedankengut mitbrachten. Vieles lief auch über die damals erst acht Jahre alte Menschenrechtsorganisation Amnesty International.

Mailand und andere italienische Städte erlebten Studentenunruhen nach Berliner und Pariser Vorbild. Die Demo-Szene verwandelte sich hier sehr rasch in ein terroristisches Verschwörermilieu. Prominenteste

Figur war der Verleger Feltrinelli, der – nach einem Bericht von Gaston Salvatore – Rudi Dutschke einen Bombenkoffer übergab. Dutschke und Co machten davon jedoch keinen Gebrauch und deponierten ihn auf einem Dachboden.

Ganz anderer Art aber war die Besetzung der Mailänder Architektur-Triennale – als Aktion gegen das Diktat der herrschenden Baukultur und Auftragsvergabe. In Italien wirkten immer noch die persönlichen Netzwerke aus der Zeit des Faschismus und Postfuturismus nach. Die dritte Säule des italienischen Aufbegehrens war der Film – mit nachhaltigen künstlerischen Ergebnissen. Stärkster Exponent dieser Phase: Bernardo Bertolucci. Er drehte 1968 insgesamt vier Filme. Der aufregendste war *Partner* nach dem Dostojewski-Roman *Der Doppelgänger* und mit der Filmmusik von Ennio Morricone. In einem Interview für mehrere Zeitungen sagte Bertolucci im Herbst 2007: „1968 hielten wir Sex für politisch. Ich entwickelte eine Theorie, derzufolge die Positionen der Kamera wie Stellungen beim Sex waren.“ Die Grundüberlegung des neuen Denkens sei gewesen: „Wenn man abends schlafen ging, wusste man: Ich wache nicht morgen auf, sondern in der Zukunft. Heute höre ich kaum noch junge Leute, die von der Zukunft sprechen.“

London erlebte ebenfalls Demonstrationen, aber die Uni-Zentren liegen außerhalb. In Cambridge und Oxford gab es nur kleinere Sit-ins. Gewaltaktionen kamen von der „Angry Brigade“, deren kleine Bombenattacken vor allem gegen Banken gerichtet waren und der 1972 der Prozess gemacht wurde. Ein Mitglied wurde später Regierungsbeauftragter für Frauenfragen.

Die dominante Jugendkultur war musikalisch durchwachsen, sie war auch eine Widerstandskultur, wie sie sich beim Megakoncert der Rolling

Stones 1968 im Londoner Hyde-Park manifestierte. *Street Fighting Man* wurde zum weltweit gefeiertsten Rock-Song, an dem sich unzählige andere orientierten. Stärker beeinflusst von den USA als vom Kontinent, überzogen die Lebensart der Hippies und die Drogenkultur das Konsumverhalten der jungen Menschen.

Auch das wurde zu einem bleibenden Aspekt der 68er-Bewegung, weil daraus rasch ein Riesengeschäft für die Musikindustrie aber auch für die internationalen Drogenkartelle wurde.

„Die Veränderung ist das Erbe der 68er“, sagte Daniel Cohn-Bendit im STANDARD-Interview am 15. März 2008. Die 68er sind mit ihren politischen Vorstellungen gescheitert – sieht man ab von den Fernwirkungen auf die grünen und alternativen Bewegungen. Ihr konkreter Erfolg waren die Hochschulreformen, die sich in Österreich am stärksten an die studentischen Vorschläge hielten. Mitbestimmung, Abkehr vom traditionellen Fakultätsprinzip und stärkere Forcierung des Seminarbetriebs sind die wichtigsten Auswirkungen.

Die Entwicklung alternativer Lebensstile, Instrumente wie Bürgerinitiativen und die Loslösung der Frauen aus der autoritären Umklammerung durch die Männer sind drei der markantesten Resultate der 60er-Jahre. Nicht „erfunden“ von den 68ern, aber angestoßen von ihnen und der parallel entstandenen Frauenbewegung.

Wien und Graz waren kleinere, jedoch heute noch unterschätzte Nebenschauplätze. Theoretisch und praktisch kamen den internationalen Entwicklungen die Gegendemonstration zum 1. Mai 1968 der SPÖ in Wien (mit zahlreichen Verhaftungen) nahe, weiters auch die Störungen des Wiener Uni-Betriebs durch Besetzungen und Demos unter der Führung von Peter Kowalski (heute

Sektionschef) und Silvio Lehmann („Republikanischer Klub“) sowie neben kleineren eine große Grazer Demo, bei der Helmut Strobl („Aktion“, späterer Stadtrat der ÖVP) und ein kommunistischer Student verhaftet wurden.

In Graz hatten sich mehrere typische 68er-Elemente früher ereignet. Bereits 1964 war der eben aus den USA nach München berufene Physik-Nobelpreis-Träger Rudolf Mößbauer auf Einladung der Hochschülerschaft (und des Landeshauptmanns Krainer!!!) für die Abschaffung der Fakultäten und die Einführung von Departments eingetreten. Wilde Professorenproteste waren die Folge.

Im Jahr 1967, kurz nach dem Start von Vorlesungskritiken in Berlin, begann die „Aktion“ damit auch in Graz. Wegen der Publikation eines „Mangelkatalogs“ wissenschaftlicher Arbeiten auf Professorenseite musste der Studentenchef Gerd Lau Graz verlassen und in Innsbruck weiterstudieren.

Was den Schauplatz Wien ziemlich einmalig macht, ist die 68er-Verknüpfung zwischen Kunst und Revolution. Der skandalöse Höhepunkt: Die „Uni-Ferkelei“ im Juni im Hörsaal 1 der Universität, Veranstalter: Der SÖS, eine VSSÖ-Abspaltung. Die Akteure: Günther Brus, Oswald Wiener und der „Aktionismus“-Gründer Otto Mühl, der kurz darauf die Kommune Friedrichshof gründete. Als Antwort auf die „Uni-Ferkelei“ inszenierte der Grazer Chemie-Student Matthias Wabl (heute Professor in San Francisco) eine „Bußfahrt“ mit einem Boot in der Mur. Diese entpuppte sich jedoch rasch als Unterstützungsaktion für Brus, Wiener und Co.

Der mehrere Monate in der Berliner Kommune 1 lebende Robert Schindel gründete schließlich auch in Wien eine Kommune, ohne sich freilich Otto Mühl anzuschließen. Sie mündete wie anderswo in die heute noch aus Kostengründen günstigen Wohngemeinschaften.

Chronologie von 1968

JÄNNER

Alexander Dubček wird neuer KP-Chef in Prag. Beginn des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“. 600 Linksintellektuelle versammeln sich zu einem Kongress in Kuba. Katholisches Reformkonzil in den Niederlanden. Serie schwerer US-Bombenangriffe auf Nordvietnam.

FEBRUAR/MÄRZ

Vietnam-Kongress in Berlin. Großaufritt Dutschkes. *Street Fighting Man* der Rolling Stones. *Magic Afternoon* von Wolfgang Bauer.

APRIL

4. April: Ermordung Martin Luther Kings.
11. April: Attentat auf Rudi Dutschke. Gewalt-Demos gegen die Springer-Presse in Berlin. In 125 Städten der USA Unruhen. Nordvietnam erklärt sich Anfang des Monats zu Friedensverhandlungen mit den USA bereit.

Am 6. April hat in New York Stanley Kubricks 2001 – *Odyssee im Weltraum* Premiere.

7. April: Verhaftung der Kaufhausbrandstifter von Frankfurt, Andreas Bader, Gudrun Ennslin, Thorwald Proll und Horst Söhnlein. Jim Clark verunglückt in Hockenheim tödlich.

Film *Bonnie & Clyde* im Kino. Ende des Monats Premiere von *Hair* am Broadway. Peter Handke publiziert die Besetzungsliste von *B & C* als Gedicht in den *Grazer manuskripten*.

Erste „Performance“ in London: Caroline Schneeman zieht sich aus und lässt sich von Zusehern bepinseln.

Wien: Arnulf Rainer „übermalt“ sein Gesicht schwarz.

MAI

Pariser Unruhen: Straßenschlachten, Schließung der Sorbonne, Generalstreik am 13. Mai. Demos mit 100.000 Studenten in Mexiko-Stadt (22 Tote). Besetzung der Columbia University in New York. In Frankfurt inszeniert Claus Peymann Handkes *Publikumsbeschimpfung*.

JUNI

Am 12. Juni erschießt Sirhan Sirhan in Los Angeles Präsidentschaftskandidat Robert Kennedy. Nixon gewinnt im November die Wahl.

JULI

Am 25.: Enzyklika des Papstes „*Humanae Vitae*“ – Pillenverbot. Stärkung der Frauenbewegung. Ulrike Meinhof unterstützt in *konkret* den Papst.

AUGUST

Am 21. beenden sowjetische Panzer den „Prager Frühling“. Weltweit Proteste. Flüchtlingswelle. Neuerliche Unruhen in Mexiko-Stadt.

SEPTEMBER

Wochenlange Schließung aller Unis und Schulen in Uruguay. Pressezensur. Studentenunruhen in Rio de Janeiro fordern vier Todesopfer. Die deutschen Medien publizieren die *Sexfibel* Oswald Kolles. Kontroverser deutscher Katholikentag um die „Pillen-Enzyklika“.

OKTOBER

Olympische Spiele in Mexiko-Stadt. Schwarze US-Athleten zeigen die Faust der „Black Panther“.

NOVEMBER/DEZEMBER

Beate Klarsfeld ohrfeigt den deutschen Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (CSU). Notstandsgesetze werden verabschiedet. Der Berliner Senat verständigt sich auf eine Hochschulreform mit Drittelparität (Mitbestimmung von Studenten und nichtwissenschaftlichem Personal).

Autoren dieser Ausgabe:



Gerfried Sperl, geb. 1941, war nach der *Kleinen Zeitung* und dem *Kurier* 1988 im Gründungsteam des STANDARD, von 1992 bis 2007 dessen Chefredakteur. Zuletzt hat er (gemeinsam mit Klaus Malle) „*Ikonen des Aufstiegs*“ (Residenz Verlag) herausgegeben.



Beatrice Uerlings ist Radio-, Fernseh- und Printjournalistin. Die Belgierin lebt seit 1999 als US-Korrespondentin in New York City. Sie arbeitet für zahlreiche deutschsprachige Medien, u. a. für ZDF und 3sat.

IMPRESSUM: Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidhuber (Titel, Grenzerfahrung), Stefan Gmünder (Literatur). Mitarbeiter: Wojciech Czaja, Ute Woltron. Sekretariat: Esther Hecht. Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsurs, Lukas Adelinger. E-Mail: album@derStandard.at

Im extravagan-
ten typographi-
schen Stil der
Zeit: Ankündi-
gungspakat für
eine SÖS-Ver-
anstaltung



„Neues Gesicht des Rassismus“

40 Jahre nach dem Tod von Martin Luther King: Ein Lokalaugenschein in Birmingham, Alabama, der früheren „Metropole des Rassenhasses“ im Süden der USA.

Von Beatrice Uerlings

Sonntagmorgen in der Sixteenth Street Baptist Church. Reverend Kenneth Hicks predigt aus dem Johannesevangelium. Kapitel 8, Vers 12: *Das Licht der Welt*. „Wo hat Jesus das Licht gesehen?“, donnert Hicks – „Nein, es war nicht in der Bar, und auch nicht in der Disco!“ Eine Jazzcombo setzt ein, der Gospelchor singt. Die Besucher springen von ihren Holzbänken auf und klatschen mit. 300 Menschen haben sich eingefunden. Nur drei von ihnen sind weiß. Für die Afroamerikaner von Birmingham hat dieses Gotteshaus eine besondere Bedeutung. Bis in die 60er-Jahre hinein fanden sie dort Trost und Freude, während ihr Leben draußen durch strikte Rassentrennung erschwert wurde. Die Jim-Crow-Gesetze schrieben getrennte Busse, Schulen, Restaurants und Krankenhäuser vor. Auch brutale Einschüchterungen standen auf der Tagesordnung.



Maxine McNair, eine ältere Dame im roten Kostüm, zeigt ein Foto ihrer Tochter. Unbeschwerte Knopfaugen, fröhliche Grübchen – man sieht Denise ihre tragische Kindheit in Birmingham, wo fast wöchentlich eine Bombe explodierte, nicht an. So auch am 15. September 1963. Die Gemeinde der Sixteenth Street Baptist Church hatte sich gerade zum Abschlussgebet versammelt, als die Rückseite der Kirche wegkippte. Vier Kinder starben in den Trümmern. Denise, damals elf Jahre alt, war eines von ihnen. Maxine hat alles aufbewahrt, was der Tochter gehörte: „Ich habe selbst noch diesen furchtbaren Ziegelstein, der sich bei dem Anschlag in ihren Schädel bohrte und ihr ganzes Gesicht zerstörte.“

Nach dem Anschlag auf die Sixteenth Street Baptist Church kam es in Birmingham zu Aufständen. Gouverneur George Wallace entsandte die Nationalgarde und ließ 2000 Minderjährige einsperren. Der Kelly Ingram Park dokumentiert die Brutalität und Gewalt jener Zeit. Ein mit Pflastersteinen gesäumter Pfad führt vorbei an Bronzestatuen, die schwarze Kinder in Gefängnissen darstellen. Washington Booker sitzt auf einer Bank. Er war 14, als er festgenommen wurde. „Die Polizisten haben uns mit Gewehren, Hunden und Wasserwerfern angegriffen“, erzählt er. In seiner Stimme schwingt immer noch Wut mit.

Die Bilder der inhaftierten Kinder gingen um die Welt. Präsident John F. Kennedy – der selbst mehrere hochrangige Posten mit Schwarzen besetzt hatte – stellte sich hinter den Kampf der afroamerikanischen Min-

derheit. Auf ihn ist es zurückzuführen, dass 1964 der Civil Rights Act verabschiedet wurde, der die Diskriminierung Einzelner aufgrund ihrer Rasse oder Hautfarbe per Gesetz verbietet. Die Segregation im Süden blieb zunächst aber in unvermittelter Intensität. Viele Gemeinden und Städte in Alabama taten etwa alles, um die Afroamerikaner von der Stimmabgabe fernzuhalten. Die einen machten die Lese- und Schreibfähigkeit zur Voraussetzung für den Urnengang, andere forderten horrenden und damit unleistbaren „Wahlsteuern“ ein.

In Birmingham war die Lage so schlimm, dass sich auch Martin Luther King 1965 erneut in die – wie er es nannte – „Metropole des Rassenhasses“ begab. Der Baptistenpastor war für seine Führungsrolle in der afroamerikanischen Freiheitsbewegung zu diesem Zeitpunkt bereits mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden. Im Civil Rights Museum kann ein Nachbau jener Zelle besichtigt werden, wo King nach einem friedlichen Protest acht Tage lang inhaftiert war. Gleich daneben: ein Foto des großen Bürgerrechtlers bei seiner letzten Rede. Martin Luther King starb am 4. April 1968. Sein Attentäter James Earl Ray wurde zu einer Haftstrafe von 99 Jahren verurteilt. Viele Übergriffe auf die schwarze Minderheit sind allerdings bis heute nicht aufgeklärt.

„Wiederbelebung des Hasses“

An der 24. Straße, im Loft District von Birmingham, haben Künstler und Alternative riesige Lagerhallen renoviert. Kreativität wird hier ebenso groß geschrieben wie die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Heidi Beirich arbeitet für das Southern Poverty Law Center: eine gemeinnützige Organisation, die sich für die Aufarbeitung der einstigen Rassenvergehen in Alabama einsetzt. Nach Einschätzung des FBI gilt es immer noch an die 100 Fälle zu klären. „Doch die Dunkelziffer liegt wahrscheinlich um ein Vielfaches

„Vom schwarzen Stolz der Black-Power-Bewegung ist kaum etwas übriggeblieben. Auf der anderen Straßenseite hocken schwarze Jugendliche mit ausdruckslosen Gesichtern neben ihren Ghetto Blastern.“

2000 gab es 605 rassistische Gruppierungen in den USA, jetzt sind es bereits 888. Das entspricht einer Steigerung von 47 Prozent. Auch der Ku-Klux-Klan machte wieder mehr von sich reden. In den Hochzeiten der Rassentrennung hatte der Geheimbund, der sich als radikal christliche Organisation versteht, fast vier Millionen Anhänger. Die derzeitige Mitgliederzahl wird auf 6000 geschätzt, doch die Einflussnahme wächst wieder mit dem Internet. Die „Klansleute“, weiß Heidi Beirich, hätten heute ihre Zielsetzungen erweitert. Sie bekämpften jetzt auch Gastarbeiter aus Lateinamerika. „Sie sind ganz begeistert davon, dass der



Martin Luther King und Barack Obama als Katalysatoren des „American Dream“ – auch für Schwarze in den USA. Foto: EPA

Dollar fällt, die Inflation steigt – sie hoffen, dass die Krise zu einer neuen Rassenrevolution führt.“

Nirgendwo sonst in den USA liegt die Wirtschaft so sehr am Boden wie in Birmingham: 25 Prozent der mehrheitlich schwarzen Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze. Der Fourth Avenue Business District, einst die kommerzielle Hauptschlagader der Stadt, macht einen gespenstischen Eindruck. Die meisten Läden sind verarmelt. Auf dem Bürgersteig schieben Bettler rostige Einkaufswagen vor sich her. Arthur Price kennt die Gegend wie seine Westentasche. Der gelernte Jurist hat ein sechsstelliges Jahresgehalt bei der Generalstaatsanwaltschaft aufgegeben, um Straßenpastor zu werden. Für ihn steht fest: „Der Rassismus hat hier ein neues Gesicht, das Gesicht der Armut.“ In den unteren Einkommensschichten verdienen die Afroamerikaner immer noch weniger als die weißen Arbeitnehmer. Auch vom schwarzen Stolz der Black-Power-Bewegung ist kaum etwas übriggeblieben. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hocken schwarze Jugendliche mit ausdruckslosen Ge-

stelliges Jahresgehalt bei der Generalstaatsanwaltschaft aufgegeben, um Straßenpastor zu werden. Für ihn steht fest: „Der Rassismus hat hier ein neues Gesicht, das Gesicht der Armut.“ In den unteren Einkommensschichten verdienen die Afroamerikaner immer noch weniger als die weißen Arbeitnehmer. Auch vom schwarzen Stolz der Black-Power-Bewegung ist kaum etwas übriggeblieben. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hocken schwarze Jugendliche mit ausdruckslosen Ge-

sichten neben ihren Ghetto Blastern. Kurzes Schulterzucken, dann meint Price: „Wir haben ein riesiges Problem mit jungen Männern, die Kinder zeugen und die Mütter dann im Stich lassen: Im Moment stehen hier 25.000 Männer deswegen vor Gericht!“

Die Einwohner von Birmingham fühlten sich auch lange von der großen Politik im Stich gelassen. Zu oft waren sie in ihren Hoffnungen enttäuscht worden. Zuletzt durch Condoleezza Rice. Die erste schwarze US-Außenministerin ist in Birmingham aufgewachsen, hat sich aber nicht mehr dort blicken lassen, seit die Bush-Regierung sie an die Spitze katapultierte. Erst seit dem überraschenden Siegeszug von Präsidentschaftskandidat Barack Obama herrscht wieder ein Hauch von Aufbruchsstimmung.

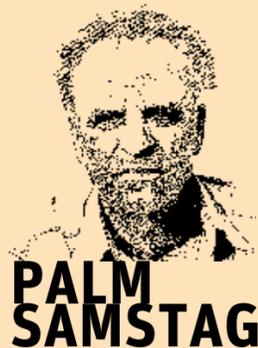
Ein Hauch von Aufbruch

Improvisiertes Abendmahl in Hoover, einem beschaulichen Vorort am Stadtrand von Birmingham. Zwei Dutzend Menschen – jung, alt, weiß, schwarz – haben sich versammelt und schwatzen, was das Zeug hält. Chris De Haven ist der Organisator des Treffens. Der 63-Jährige hat sein Leben lang für die republikanische Partei gestimmt. Die Rassentrennung in Birmingham nahm er dabei stillschweigend hin. Doch dann gebar seine psychisch kranke

Tochter einen Enkel: ein Mischlingskind, für das Chris trotz seines fortgeschrittenen Alters das Sorgerecht übernahm. Anfangs wusste er nicht, wie er damit umgehen sollte. Doch dann sah er Obama bei einer Talkshow und wusste: „Da ist ein Held für meinen kleinen Jungen. Er ist halb schwarz, halb weiß und hat das überwunden!“

Nicht für alle Gäste an diesem Abend steht die Rassenfrage im Vordergrund. Insbesondere für die schwarzen Obama-Anhänger geht der Einsatz weit über die Frage der Hautfarbe hinaus. Charlene, eine schicke Mittvierzigerin mit glitzernder US-Flagge am Revers, ist es leid, dass „viele in uns immer noch das rassengetrennte Birmingham der 60er-Jahre sehen“. Die Vergangenheit, so Charlene, ließe sich nicht mehr ändern, es gelte, die Probleme der Moderne anzupacken.

Charlens Frage, ob sie recht habe, wird von den anderen einstimmig bejaht. Gastgeber Chris hat sich derweil mit seinem Enkel auf die Veranda zurückgezogen. Die beiden schauen stumm auf die Abendsonne über der Skyline von Birmingham. In ihrer Stille meint man, die Worte von Martin Luther King hören zu können, der einst sagte: „Ich bin zuversichtlich, dass die dunklen, negativen Extreme dieser Stadt sich eines Tages auflösen werden in eine positive, utopische Zukunft.“



PALM SAMSTAG

Der schönste Tag der Woche

Mercedesfahrer, Frösche und Sexorgien, Broccoli, Kohl und anderes Gemüse

Die Firma Siemens ist gerade dabei, das Überwachungssystem *Intelligence Platform* zu entwickeln, das „von der Kfz-Datenbank über die Informationen aus Mautsystemen, Verkehrsdaten von Telefonie und Internet bis hin zu Informationen zu Flugbewegungen und Details aus Abrechnungen der Krankenversicherung“ einfach alles erfasst, was es über einen Menschen zu erfassen gibt. Was bei dieser Art der Überwachung am Ende des Tages allerdings herauskommen soll, ist mir ein Rätsel. Was hat zum Beispiel die Tatsache, dass ich einen 37 Jahre alten Mercedes 230 fahre (falls er nicht gerade in der Werkstatt steht, was ohnehin meistens der Fall ist), damit zu tun, dass ich im Internet

in der letzten halben Stunde folgende Artikel gelesen habe: „Vor 70 Mio. Jahren: Teufelsfrosch verspeiste Saurier“. „Norwegen: Zoo sucht verzweifelt gestohlenen Krokodil“. „Video: FIA-Chef Mosley bei Nazi-Sexorgie“. „Nach einer Woche: Kater aus Rohr gerettet“. „Scharfe Show: Slowake jongliert mit Kettsägen“. Heißt das jetzt, dass sich die Fahrer von uralten Mercedes-Kisten eher für Frösche und Sexorgien oder doch eher für Krokodile und Kettensägen interessieren? Alles sehr mysteriös.

Angesichts dieses computerisierten Überwachungswahns sehnt man sich ja geradezu nach jenen Zeiten, wo die Beamten der Staatspolizei noch hinaus ins Freie muss-

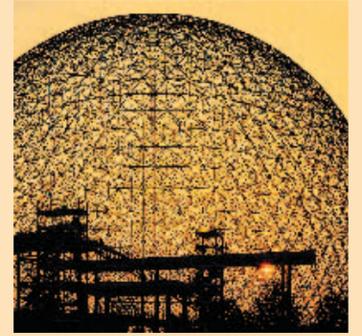
ten, um nach stundenlanger Beobachtung mit klammen Fingern auf eine Karteikarte zu kritzeln: „7. 3. 1977: Subjekt nimmt um 19 Uhr 30 an der Mitgliedervers. des KSV in der Elisabethstr. 11 statt.“ (Mit dem KSV ist übrigens nicht der Kredit-schutzverband gemeint, sondern der Kommunistische Studentenverband). Das ist einer von 13 Einträgen in meinem Stapo-Akt aus dem Jahr 1977, wobei ich dazu sagen muss, dass damals in Salzburg die Observation so verlief, dass das „Subjekt“ den für ihn zuständigen Beamten üblicherweise kannte. Was dann schon einmal dazu führen konnte, dass man bei einer Demo einander freundlich zuwinkte. Mit James Bond hatte das alles also eher

weniger zu tun, was eingefleischte 007-Fans aber nicht davon abhalten wird, ihr Glas Wodka-Martini („geschüttelt, nicht gerührt“) auf jenen Mann zu erheben, der immerhin sechzehn James-Bond-Filme produzierte: Albert R. Broccoli, dessen Geburtstag sich am 5. April zum 99. Mal jährt. Schade eigentlich, dass Broccoli nie einen Roman der Schriftstellerin Margret Rettich über Hannelore Kohl in der Regie von Kurt Krenn (nicht zu verwechseln mit Kurt Krenn, dem auch als „Westbahn-Kurti“ bekannten Ex-Bischof von St. Pölten) mit Erni Mangold in der Hauptrolle produziert hat. Die internationale Gemüsehändlervereinigung hätte sich darüber sicher sehr gefreut.



Verner Pantons Liegewelt für die Öresund Visiona II, 1970 (li.), Buckminster Fullers Biosphere in Montreal, 1967 (re., oben) John Lautners Elrod Residence in Palm Springs, 1968

Fotos: Corbis / Massimo Borchi; Tibor Bognar; Alan Weintraub



Das Röhren des Jahrhunderts

Oder der explosive Versuch der 60er-Jahre, die Architektur von der Schwerkraft zu befreien.
Von Ute Woltron

Das Jahr 1968, so sagt man, habe in Österreich eine heiße Viertelstunde gedauert. Das mag so gewesen sein, doch auf die Architektur trifft diese Bemerkung nicht zu. In dieser Szene brodelte es schon lange vor dem gern zitierten Stichjahr, und es köchelte auch noch lang danach weiter.

Die Architektur ist eine herrliche Disziplin, weil sich in ihr, von Außenstehenden weitestgehend unmerklich, die ganze Welt verdichten und neu mischen kann. Die Architektur ist die Lehre von den Menschen, der Technik, der Fantasie, von den Kräften und Gegenkräften, von der Natur und ihren Gesetzen – und die Labore, in denen diese Zutaten von bärtigen und häufig auch mittels halluzinogener Substanzen befeuerten Studenten gerade in den 60er-Jahren experimentell neu vermischt wurden, waren vor allem die Zeichensäle der Technischen Hochschulen.

Da bestimmte Gemische ab einem gewissen Verdichtungsgrad zu explodieren pflegen, kann man, wenn man unbedingt will, auch eine Art hiesigen Höhepunkt des architektonischen 68er-Geschehens festmachen. Dieser wurde im Frühsommer des Jahres 1969 erreicht, als die Wiener Architekturstudentengruppe

Zünd-Up ein Entwurfsprogramm für ein fiktives Parkhaus am Karlsplatz zum Anlass nahm, nicht nur die Aufgabenstellung selbst infrage zu stellen, sondern auch die Benimmregeln des starren universitären TH-Betriebs gewissermaßen in einem grandiosen Getöse demonstrativ zu versenken.

Michael Pühringer, Timo Huber, Hermann Simböck und Bertram Mayer inszenierten damals, um die einschlägige Terminologie zu strapazieren, ihre Entwurfsabgabe als Happening in der Tiefgarage Am Hof in der Wiener Innenstadt. Dort hatten sie eine einigermaßen groteske Maschinerie mit dem Titel „The Great Vienna Auto Expander“ aufgebaut und zur akustischen Untermauerung einen Harley-Davidson-Motorradclub um geschlossenen Auftritt bei hochtourig aufheulenden Motoren gebeten.

Als der Professor der Technischen Hochschule, Karl Schwanzer, zur Abnahme der Arbeit in der ungewöhnlichen Lokalität erschien, wurde Gas gegeben, und „Das Röhren des Jahrhunderts“ erfüllte die Tiefgaragenhallen. Schwanzer ließ sich zu einem Motorradtrip durch die Garagenunterwelt überreden – ein Würdenträger im grauen Anzug überließ sich am Sozium einem Wilden auf der Maschin’-Welten, Generationen, Geisteshaltungen wurden gemischt, und die Aktion ging selbstverständlich in die Architekturgeschichte nicht nur dieser erzkonservativen Stadt ein.

Doch die Zünd-Ups waren nicht die ersten Zündler. Auch sie hatten, wie jeder vor und nach ihnen, Wegbereiter. Einer davon war beispielsweise Friedrich Achleitner, und der war schon in den 50er-Jahren höchst aktiv. Er war zum einen der Architekt in der „Wiener Gruppe“, und er brachte zum anderen mit seinen

scharfen Kritiken in der Tagespresse eine neue Dimension in die Architekturwahrnehmung der Allgemeinheit – ein Faktor, der überhaupt nicht hoch genug ein- und geschätzt werden kann.

Auch Friedensreich Hundertwasser spielte mit seinem Verschimmelungsmanifest aus dem Jahr 1958 eine wegbereitende Rolle für die späteren „68er“, als er die Fadesse und Fantasielosigkeit der grauen Nachkriegsmoderne anprangerte und den Einzug neuen Lebens in die Häuser einforderte. Doch die Radikalsten unter der Avantgarde waren wahrscheinlich Walter Pichler und Hans Hollein. Sie waren nämlich beide eine Zeitlang auf der damals noch großen, weiten Welt unterwegs gewesen, in Frankreich, in den USA, hatten andere Luft durch ihre Nüstern strömen lassen und brachten einen ungewöhnlich frischen Wind mit nach Hause in die miefige heimische Szene.

„Die Älteren werfen den Jüngeren mitunter Verrat an Idealen vor, sagen, der Nachwuchs würde jetzt die Früchte jener Äcker ernten, die sie damals erst urbar gemacht hätten.“

ist eine Angelegenheit der Eliten (...), ist elementar, sinnlich, primitiv, schrecklich, gewaltig, herrschend. (...) Architektur ist zwecklos.“ Walter Pichler tönte ebenso streitbar: „Architektur ist Verkörperung der Macht und Sehnsüchte weniger Menschen. Sie ist eine brutale Sache, die sich der Kunst schon lange nicht mehr bedient. (...) Die Stadt der Elite wird getragen von den Behagungen der Massen.“ Heute, über 40 Jahre später, haben sie immer noch völlig recht.

Einer, der die Hexenbottiche der Architekturlabore der 60er-Jahre stets mit neuen Ingredienzien versorgte, war selbstverständlich Günther Feuerstein. Am Institut von Karl Schwanzer hielt er ab 1963 Semina-

re, die sich lieber mit Experiment und Zukunft auseinandersetzten als mit der ewigen Betrachtung der Geschichte und der baukünstlerischen Vergangenheit.

Unter seiner Pflege entstanden in der Folge Gruppen wie Haus-Rucker-Co, Zünd-Up, Missing-Link und Coop Himmelb(l)au. Er vernetzte auch die Wiener mit der Grazer Szene, wo beispielsweise Raimund Abraham seine verdichteten Stadtvisionen virtuos zu Papier brachte.

Feuersteins Saat ist ganz gut aufgegangen. Eine ganze Reihe der heute erfolgreichsten Architekten der Nation saß damals in seinen Seminaren, und gerade Feuersteins Drang, alle möglichen Grenzen zu sprengen und den Blick auch über Kontinente und Meere in andere Weltgegenden zu lenken, hat sie beflügelt.

Um die Bedeutung zu verstehen muss man sich bewusst machen, dass es in dieser Zeit noch keinen internationalen Architekturmagazinmarkt gab und das Fernsehen gerade erst seine ersten Schwarz-Weiß-Flimmer tat. Jeder, der sich heute an diese Zeit zurückerinnert, erzählt, wie unerhört aufregend und köstlich es war, in den von einzelnen Reisenden importierten Architekturheften zu blättern und die neuesten Arbeiten der fernen Kollegenschaft zu studieren. Diese Hefte gingen von Studentenhand zu Studentenhand und wurden regelmäßig in institutionalisierten Kaffeehausrunden heiß debattiert.

Apropos internationale Kollegenschaft: In Illinois saß zum Beispiel Buckminster Fuller ab 1968, wie auch Feuerstein in Wien, mit seinen Studenten in der freien Natur und ließ sie dort Kuppelkonstrukte und pneumatische Gebilde eigenhändig errichten. Die Wiener Studenten betrachteten sicherlich auch irgendwann die Abbildungen seiner geodätischen Kuppeln, wie etwa jene

des US-Pavillons für die Expo '67 in Montreal. Wahrscheinlich diskutierten sie auch über die großartigen Villen des kalifornischen Einzelgängers John Lautner und über die bunten Kunststoffwelten des dänischen

Ausnahmedesigners Verner Panton. Sie sahen sich die Entwürfe der Londoner Archigram an und nickten wahrscheinlich zustimmend ein paar Jahre später, als Richard Rogers und Renzo Piano mit dem Centre Pompidou quasi ein Post-68er-Architekturmanifest in den strengen Raster von Paris setzten. Mit demonstrativ sichtbaren Versorgungssträngen und mächtig betontem Demokratiegehebe.

Andere Druckverhältnisse

Was ist von dieser 68er-Architektengeneration geblieben? Alles. Weil im Kosmos nichts verlorengeht. Die Ideen wurden weitergesponnen, alles hat sich ein bisschen entfernt, verdünnt, ist auseinandergedröft.

Wenn man die Herren Michael Pühringer, Timo Huber und Hermann Simböck auf einer Archivaufnahme betrachtet, wie sie im Sommer des Jahres 1969 gerade „The Great Vienna Auto Expander“ über den Stubenring Richtung Tiefgarage schieben, schauen sie genauso aus wie Architekturstudenten der 80er, der 90er oder von heute. Architekturstudenten sind meistens erkennbar, man kann gar nicht genau sagen, woran das liegt, aber es ist so. Die Druckverhältnisse in den Zeichensälen, die sind jedoch ganz andere geworden. Die Älteren werfen den Jüngeren mitunter Verrat an Idealen vor, sagen, der Nachwuchs würde jetzt die Früchte jener Äcker ernten, die sie damals erst urbar gemacht hätten. Das ist jedoch ein unfairer Vorwurf, dem man jedem machen könnte, und der kein Gemisch je so verdichten wird, dass es wieder einmal zur kreativen Explosion kommt.



Geplante Europäische Zentralbank in Frankfurt von Coop Himmelb(l)au; Centre Pompidou (Paris) von Rogers, Piano und Franchini.



Fotos: Corbis/Laub

Als Spießer zu Spontis wurden

Unbegreiflich, was in 365 Tagen alles passieren konnte: Vier Bücher zu einem Jahr, das die Welt veränderte – wenn auch nicht so, wie es sich viele vorgestellt hatten.
Von Bert Rebhandl

Rainer Langhans hatte seinen ersten Geschlechtsverkehr kurz vor 1968. Er war damals ein Student in Berlin, mit einer Menge anderer jüngerer Menschen teilte er eine Annahme: „Hier in dieser Gesellschaft läuft vieles falsch, eigentlich alles, auch konkret politisch.“ Im Sozialistischen Studentenbund Deutschlands (SDS) begegnete er einem Mädchen namens Birgit, Germanistin, Haarschnitt wie Jean Seberg.

Mit ihr konnte Rainer Langhans über Probleme reden, das Einverständnis ging bald weiter. „Komm, sagte sie zu mir. Jetzt muss es sein. Ich zeige dir das. Sie hatte ein winziges Zimmer im Dachgeschoss. Es gab kein fließendes Wasser. Man pinkelte in einen Eimer, den man über eine Stiege runter in den Hof bringen musste. Unter dem Dachbalken stand ihr winziges Bett. Dort passierte es. Sie hat es sehr schön, sehr zärtlich, sehr behutsam mit mir gemacht. Mein erstes Mal.“

Noch ganz privat

Die Episode aus den eben erschienenen Erinnerungen von Rainer Langhans *Ich bin's. Die ersten 68 Jahre* ist deswegen von Interesse, weil hier das Private noch ganz privat bleiben darf. Schon wenig später galt die Devise, dass das Private das Politische sei und umgekehrt. Die Feministin Helke Sander stellte an den Aktionsrat zur Befreiung der Frauen die programmatische Frage: Warum spricht Ihr denn hier vom Klassenkampf und zu Hause von Orgasmuschwierigkeiten?

Wenn die umfangreiche Literatur zum Kulminationsjahr 1968 einen gemeinsamen Nenner hat, dann ließe er sich vielleicht in dieser Neubestimmung finden. Das Jahr der Revolte, das Jahr, in dem Sexualität und Klassenkampf durch den Titel eines vielgelesenen Buches von Reimut Reiche auf eine gemeinsame Agenda gerieten, das Jahr der Krise der westlichen Demokratien war ein Jahr der vielfachen Verwandlungen: Spießer wandelten sich in Spontis, zum ersten Mal konnten persönliche biografische Durchbrüche in größerem Stil historisch werden.

Deswegen ist es durchaus angebracht, einen kleinen Literaturbe-

richt zu der Reevaluierung des Jahres 1968 im Jahr 2008 mit einem Erinnerungsbuch zu beginnen. Rainer Langhans war damals überall dabei, die Kommune 1 ist in der populären Rezeption viel stärker mit den Achtundsechzigern verbunden als der Brandanschlag auf ein Frankfurter Kaufhaus, der im selben Jahr stattfand und die Initiation für die erste Generation des westdeutschen Terrorismus darstellte.

Die Kommune 1 hatte zwar auch schon mit Anschlägen kokettiert (ein „Pudding-Attentat“ auf den amerikanischen Vizepräsidenten Hubert Humphrey im April 1967 wurde nicht durchgeführt, die umfangreiche Beimischung von LSD zum Berliner Trinkwasser erschien wohl nur plausibel, solange man selbst auf einem Trip war), sie beließ es aber noch weitgehend bei der Andeutung subversiver Aktionen.

Für Rainer Langhans liegt hier auf jeden Fall ein Schlüssel für die weiteren Ereignisse: „Der größte Fehler der ganzen Bewegung: dass sie nicht daran gearbeitet hat, dieser Versuchung zu widerstehen.“ Der Versuchung, Krieg zu spielen.

Geheimes Magnetfeld

Ganz ähnlich, wenn auch analytischer, sieht der Politologe und Zeithistoriker Wolfgang Kraushaar die Sache in seinem Buch *Achtundsechzig. Eine Bilanz*. „Die Gewalt war das geheime Magnetfeld der Achtundsechziger.“ Er entdeckt dafür die ersten Anzeichen schon in einem harmlosen Film wie *Zur Sache, Schätzchen* von May Spils, der im Sommer 1967 in Schwabing spielt, wo es eigentlich keinen Grund geben sollte, zur Waffe zu greifen, in dem jedoch dauernd mit einer Pistole herumhantiert wird. „So'n Ding hat ne fiese Ausstrahlung“, heißt es in dem Film. Der Krieg in Vietnam lieferte

der sich herausbildenden Militanz die Vorbilder wie die Legitimation. Was Jürgen Habermas noch als „Techniken der begrenzten Regelverletzungen“ beschrieb, ging bald weit darüber hinaus. Der Philosoph, der deutliche Kritik an der Studentenbewegung übte, sah auch die ödpale Energie, von der viele Achtundsechziger angetrieben wurden – sie leisteten Widerstand gegen den Imperialismus und konnten das eigene Größenselbst dabei an die globale Lage anschließen. Dadurch wurde es gleich noch viel größer.

„Die Militanz nährte den Narzissmus“, schreibt Wolfgang Kraushaar. Vierzig Jahre später bietet diese Fa-

cette der Achtundsechziger jede Menge Angriffsfläche für Vertreter einer konservativen Wende. Sie wollen das Stilmisch und die transgressive Energie, die sich im 1968 begonnenen Marsch durch die Institutionen nicht ganz verloren haben, zu den einzigen Inhalten der Achtundsechziger erklären, und setzen dagegen eine prekäre Mischung aus Rückkehr zur Nation, zur Natur und zur Gewalt (der Verhältnisse). Fast immer ist in diesen Texten auch ein versteckter Neid zu erspüren, darauf, dass 1968 nicht nur ein ereignisreiches Jahr war, sondern dass die Zeitgenossenschaft in diesem „vielleicht, vom Jahr der Französischen Revolution abgesehen, dichtesten Jahr der Weltgeschichte“ (Peter Sloterdijk mit dem angemessenen Pathos eines Zeitgenossen) tatsächlich eine Generation traf, die zu den glücklichsten in der Geschichte gehört – in den westlichen Demokratien, wohl gemerkt, denn das Jahr 1968 fand ja auch in den restlichen Ländern der Erde statt. Zum Beispiel in der Tschechoslowakei, wo der Prager Frühling niedergeschlagen wurde.

„Ich begreife nicht, wie in 365 Tagen überhaupt so viel passieren konnte“, schreibt Hans Magnus Enzensberger in dem von Rudolf Sievers herausgegebenen Band *1968. Eine Enzyklopädie* aus dem Suhrkamp Verlag, der mit seinen Büchern selbst ein wesentlicher Bestandteil von 1968 war (und deswegen für die entsprechende Enzyklopädie kaum Ausgaben für Textrechte hatte, sie liegen fast alle im eigenen Haus). Peter Sloterdijk

hebt hervor, dass im Rückblick ein erster „Ernstfall der Globalisierung“ erkennbar ist – mit dem Ende der Kolonialreiche und dem eskalierten Stellvertreterkrieg in Vietnam gab es plötzlich jede Menge Bezugspunkte für die frei flottierenden Identifikationsenergien einer vom eigenen System enttäuschten Jugend. Weltweit gingen die Studenten auf die Straße, in Japan und in Paris, in den USA und in Berlin, wo der Tod von Benno Ohnesorg am Rande einer Demonstration gegen den Schah von Persien zu einer Initialzündung wurde. Nun fühlten sich die Studierenden noch mehr im Recht gegenüber den „Bullenschweinen“ und dem System, das sich hinter seiner Exekutive verschanzte.

Immer ging es dabei ums Ganze – um den Staat vor der eigenen Haustür und um das Weltsystem, in das er eingebunden war. Wolfgang Kraushaar spricht von „Maximalisten“, und meint damit jene Gruppen, denen die Provokation nicht weit genug gehen konnte – erst wenn die Autoritäten dazu gezwungen wurden, ihr wahres

Gesicht zu zeigen, würde das System zusammenbrechen. Dagegen wollten die „Gradualisten“ eine Politik der möglichen Schritte – für Helke Sander zum Beispiel lief die große Frage der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern zuerst einmal auf die Gründung von selbstverwalteten Kindertagesstätten (Kitas) hinaus. Schon allein des umfangreichen Dokumentenmaterials wegen, das Wolfgang Kraushaar eingearbeitet hat, wird sein Buch für jede Beschäftigung mit der „Kulturrevolution“ von 1968 eine wichtige Ausgangsposition sein.

Daneben erweist sich aber, dass die Form des Lesebuchs oder der Enzyklopädie diesem „Puzzle“ besonders angemessen ist. Für den kleinen österreichischen Promedia Verlag hat Angelika Ebbinghaus die Textsammlung *Die 68er. Schlüsseltexte der globalen Revolte* herausgegeben. Hier sind – neben einer sehr verdienstvollen Übersicht über die Lage in den einzelnen Ländern im Zeitraum zwischen 1960 und den frühen Siebzigerjahren – zahlreiche einzeln schwer auffindbare Klassiker der Agitation und der Argumentation aus den Sechzigerjahren nachgedruckt, aus denen sehr deutlich wird, warum zum Beispiel der amerikanische Sozialhistoriker Immanuel Wallerstein von einer Revolution im Weltsystem sprechen kann: die amerikanische Hegemonialmacht diente

als vereinheitlichender Faktor in einer Deutung des globalen Zusammenhangs. Die Linke musste sich in diesem Zusammenhang neu definieren. Das vielzitierte Wort „Trau keinem über dreißig“ gilt für Wallerstein vor allem für Neuansätze in der linken Analyse der Ziele einer erneuerten Arbeiterbewegung.

Nicht zufällig endet der Textteil des Buches von Angelika Ebbinghaus mit Antonio Negri, dem in den vergangenen Jahren zu neuer Bekanntheit gekommenen Theoretiker des Empires und der Multitude, dessen intellektuelle Wurzeln hinter das Jahr 1968 zurückreichen.

In seinem Bericht über die Arbeitskämpfe in Porto Marghera 1960–1969 stehen die Gewerkschaften, die nur in die „Verwaltung des Plans“ verstrickt sind und „einfach auf mehr Entwicklung“ setzen, eindeutig auf der falschen Seite. Die autonome Linke hat ganz andere Vorstellungen: „Was man nun zur Diskussion zu stellen beginnt, ist die Organisation des ‚Arbeitstages‘. Es geht um die Frage, in-

wiefern die Verpflichtung, jeden Tag zur Arbeit zu erscheinen, gerechtfertigt ist, und um die Verurteilung des ‚Todesregimes‘, d. h. der ungläublichen Gesundheitsschädlichkeit, die in den Fabriken herrscht.“

Die Erfahrungen der italienischen Arbeitskämpfe geistern heute noch durch die intellektuelle Literatur (zum Beispiel bei dem gerade schick werdenden Philosophen Paolo Virno), allerdings weniger deswegen, weil sie politischen Erfolg hatten, sondern weil sie einen kulturellen Bezugspunkt bilden – das soziale Ereignis wirkt nachhaltig, gewisse Formen des Zusammenseins und des Heraustretens aus dem gesellschaftlichen Regime bilden heute einen utopischen Horizont für eine Generation, der bald nach 1968 eine Wirtschaftskrise die weltweiten Realitäten deutlich machte. Was für die Achtundsechziger noch weitgehend eine Globalisierung des Identifikationspotenzials war,

wurde schon bald ganz konkret: zuerst kam die Rohstoffkrise der Siebzigerjahre, dann kam die Arbeitskonkurrenz durch die Niedriglohnländer, und nun noch die Erderwärmung.

Die Revolte von 1968 brachte keine revolutionäre Veränderung der Welt auf Systemebene. Rudi Dutschkes euphorischer Satz ‚Geschichte ist machbar‘ wurde vielfach widerlegt, und hat doch einen wahren Kern, den Wolfgang Kraushaar in dem letzten Brief von Theodor W. Adorno an Herbert Marcuse formuliert findet: „Die Meriten der Studentenbewegung bin ich der Letzte zu unterschätzen: sie hat den glatten Übergang zur total verwalteten Welt unterbrochen.“

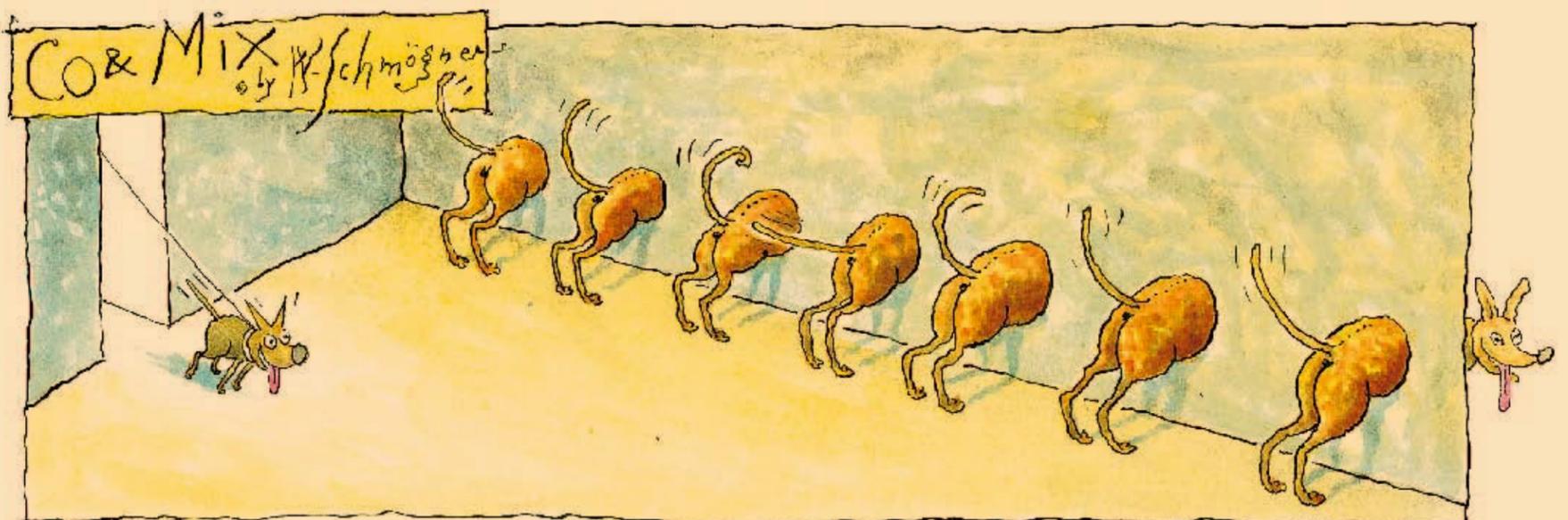
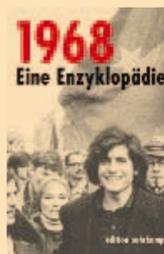
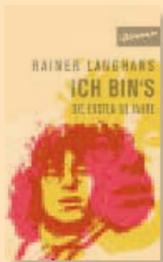
An dieser Unterbrechung arbeiten die Angehörigen der „Protest- und Wohlstandsgeneration“ bis heute in vielen Bereichen, vom Bioladen bis zum alternativen Investmentfonds. Und ihre Kinder müssen nicht selten mit Eltern klarkommen, die auch im fortgeschrittenen Alter noch so sprechen wie Rainer Langhans am Ende seines Erinnerungsbuchs: „Irgendetwas habe ich hier noch zu tun. Ich denke, dass ich es rausfinden werde.“

Rainer Langhans: „Ich bin's. Die ersten 68 Jahre“, € 20,50/256 Seiten Blumenbar Verlag München 2008.

Wolfgang Kraushaar: „Achtundsechzig. Eine Bilanz“, € 20,50/334 Seiten, Propyläen Verlag Berlin 2008.

Angelika Ebbinghaus (Hg.): „Die 68er. Schlüsseltexte der globalen Revolte“, € 12,90 208 Seiten, Promedia Verlag Wien 2008.

„1968. Eine Enzyklopädie“, zusammengestellt von **Rudolf Sievers**, € 18,50 Euro/489 Seiten edition suhrkamp Frankfurt/Main 2008.



BEST-SELLER

Belletristik

- (1) Martin Suter
Der letzte Weynfeldt
Diogenes, € 20,50
- (2) Charlotte Roche
Feuchtgebiete
Dumont, € 15,40
- (5) Jonathan Littell
Die Wohlgesinnten
Berlin, € 37,10
- (3) Martin Walser
Ein liebender Mann
Rowohlt, € 20,50
- (8) Philip Roth
Exit Ghost
Hanser, € 20,50
- (4) Ken Follett
Die Tore der Welt
Lübbe, € 25,70
- (-) Siri Hustvedt
Die Leiden eines Amerikaners
Rowohlt, € 20,50
- (9) Nick Hornby
Slam
KiWi, € 18,50
- (6) Alfred Komarek
Doppelblick
Haymon, € 17,90
- (-) Werner Schneyder
Krebs
Ueberreuter, € 18,40

Sachbuch

- (2) Rhonda Byrne
The Secret – Das Geheimnis
Goldmann, € 17,50
- (-) Andreas Salcher
Der talentierte Schüler und seine Feinde
Ecowin, € 19,95
- (1) Sasha Wallacek
Die Wallacek-Methode
Das Kochbuch
Ueberreuter, € 19,95
- (4) Tim Weiner
CIA – Die ganze Geschichte
S. Fischer, € 23,60
- (-) Gerald Reischl
Die Google-Falle
Ueberreuter, € 19,95
- (3) Rudolf Taschner
Zahl Zeit Zufall.
Ecowin, € 22,-
- (-) Ewald Plachutta
Plachutta Kochschule
Brandstätter, € 34,95
- (9) George Crile
Der Krieg des Charlie Wilson
Seeliger, € 20,50
- (6) Heinz Nußbaumer
Der Mönch in mir
Styria, € 14,90
- (10) Hape Kerkeling
Ich bin dann mal weg
Malik, € 20,50

NYT Fiction

- (1) Jodi Picoult
Change of Heart
Atria, € 12,50
- (2) John Grisham
The Appeal
Doubleday, € 22,45
- (3) Sophie Kinsella
Remember me?
Dial, € 20,50

NYT Nonfiction

- (2) David Sheff
Beautiful Boy
Houghton Mifflin, € 18,40
- (1) Valerie Bertinelli
Losing it
Free Press, € 20,40
- (3) Tori Spelling, Hilary Liftin
Stori Telling
Simon Spotlight, € 18,40

Wir danken folgenden Buchhandlungen:
WIEN: Akademische Buchhandlung Kupptsch: 1010, Bücher-Zentrum: 1060, Winter: 1010, Donauzentrum Skalsky: 1220, Hintermayer: 1070, Buchhandlung am Wallensteinplatz: 1200, American Discount: Flughafen; NIEDERÖSTERREICH: Eller: 2100 Korneuburg, Riegler: 2460 Bruck/Leitha; OBERÖSTERREICH: Thalia: 4600 Wels und 4400 Steyr; TIROL: Tyrolia: 6010 Innsbruck; SALZBURG: Höllrigl: 5020 Salzburg; STEIERMARK: Pock: 8010 Graz, VORARLBERG: Pröll: 6800 Feldkirch

Neue Seiten vom Frühling:
www.thalia.at



Thaliaat

Visionen, Drogen und Dämonen

Die literarische Bewegung der Beat-Generation bietet den philosophischen und kulturellen Hintergrund der 68er-Revolutionen. Gregor Auenhammer auf Spurensuche der prägenden Visionäre.

Die Geburtsstunde der 68er-Revolution ist das Jahr 1944. Allen Ginsberg, Jack Kerouac und William S. Burroughs begegnen einander an der Columbia University in New York, die Beat-Generation erblickt das Licht der Welt. Der Einfluss der drei Schriftsteller auf das Kultur- und Geistesleben des 20. Jahrhunderts ist enorm und bis heute deutlich erkennbar. Ginsberg, Kerouac und Burroughs publizieren zunächst wenig, schreiben stilistisch unterschiedlich, betrachten sich aber als Vordenker einer neuen literarischen Schule. Mitte der 40er-Jahre übernehmen sie den Begriff „beat“ von Herbert Huncke, einem „storyteller“ und Times-Square-Junkie, dessen Weg sich kurzzeitig mit ihrem kreuzt.

Das Adjektiv „beat“ bedeutet eigentlich „müde, heruntergekommen“ und wird von Kerouac in einem erweiterten Sinn verwendet: Es steht bei ihm auch für „euphorisch“, und sich auf Jazz und Bebop beziehend, für „upbeat“ oder „being on the beat“ („im Rhythmus sein“). In der New Yorker Subkulturszene macht sich die Gruppe rasch einen Namen. 1952 erscheint im *New York Times Magazine* mit „This is the Beat Generation“ ein programmatisches Pamphlet von John Clellon Holmes, welches den Literaten landesweit Aufmerksamkeit verschafft und den Weg für ihre größten literarischen Werke bahnt: Kerouacs Romane *On the Road* und *Visions of Cody*, Ginsbergs Gedicht *The Howl* sowie *Naked Lunch* von Burroughs.

Worin aber liegt das Gemeinsame der „Beat Generation“, die sich ganz bewusst von den literarischen Vorgängern der Zwischenkriegszeit, der „Lost Generation“ eines Hemingway, Henry Miller oder Scott Fitzgerald abgrenzte? Sie alle tragen eine tiefe Skepsis gegenüber Staat, Obrigkeit, Gesetzen und jeglichen Gesellschaftsregeln in sich. Sie sind angewidert vom „American Dream“, angewidert vom schönen Schein kleinbürgerlicher Reihenhaussiedlungen, vorab geplanter Lebensentwürfe ...

Gesellschaft. Heute, aus historischer Sicht und unter Vernachlässigung der heute beinahe lächerlich wirkenden Vorwürfe der sexuellen und sozialen Obszönität, bleiben vor allem Einflüsse der frühen europäischen und amerikanischen Moderne bestehen. In Form einer Hymne ist der Beginn einer Protestbewegung hör- und spürbar. Der Klang, der Rhythmus des Gedichtes wird oft in Texten und Popsongs modifiziert und zitiert. Bob Dylan und Leonard Cohen zählen in den 60er-Jahren zu engen Freunden Ginsbergs. Mit dem Verleger und Dichter Lawrence Ferlinghetti bilden sie eine Gruppe, die sich vor allem um die Freiheit der Kunst, der Meinungsäußerung bemüht.

Während sich der Mainstream der neuen Werte bedient, sie sich nutzbar macht, durchleben die Autoren auf ihren Irrfahrten quer durch Amerika, Mexiko, Europa, Marokko und wieder Amerika die Höllenfahrten ihrer Ideale. Teils auf der Flucht vor dem Gesetz, teils auf der Flucht vor den Dämonen der Drogen- und Alkoholexzesse, mittellos, berauscht von Unabhängigkeit, befreit von Skrupeln in jeglicher Hinsicht.

Anfang der 50er-Jahre entwickelt Burroughs, beim Schreiben seines Hauptwerkes *Naked Lunch*, zusammen mit Kerouac und Ginsberg, die „Cut-up“-Methode. Er schreibt komplette Kapitel, zerschneidet sie in einzelne Sequenzen und ordnet sie nachher neu. In dieser Technik entsteht auch die *Nova-Trilogie*. Der Gedanke dazu ist, mit dieser Methode jedem Leser die Möglichkeit des persönlichen Zugangs in Einzelsequenzen zu gewährleisten. Als *Naked*



Die Protagonisten der Beat-Generation Jack Kerouac, Allen Ginsberg und William S. Burroughs am Riverside Drive, New York City, 1944. Foto: Corbis/Ginsberg

die moderne Subkultur scheint die Initialzündung einer neuen Gesellschaftsordnung gegeben. Die Beat-Bewegung verselbstständigt sich rasch. Rebelle Figuren, schlampig, „beat“ – also „heruntergekommen“ – gekleidet, in existenzialistischem Schwarz, grüblerisch, drogen- und alkoholerfahren. Jazz- und poesiebesessene Typen, die den vorgegebenen „way of life“ nicht bedingungslos akzeptieren, werden eine neue Kategorie im amerikanischen Film. Marlon Brando in *The Wild One* oder James Dean in *Rebel Without a Cause* zeugen vom Einzug der „Beatniks“, der „Hipsters“ in den amerikanischen Alltag. Im existenzialistischen, künstlerischen Milieu gehören die Werke der Beat-Generation zum unverzichtbaren Accessoire einer antibürgerlichen, exklusiven Gegenkultur.

Insubordination & Flucht

Allen Ginsbergs wichtigstes Gedicht, zugleich auch eines der Hauptwerke der Beat-Generation, ist das 1956 publizierte *The Howl (Geheul)*. Ginsberg beschwört darin mit beinahe hypnotischer Monotonie, in stakkatoartigem Rhythmus, in Tonalität und Klang eines Gebetes, einer Hymne ein anderes Amerika, eine andere Welt, eine andere

Gesellschaft. Heute, aus historischer Sicht und unter Vernachlässigung der heute beinahe lächerlich wirkenden Vorwürfe der sexuellen und sozialen Obszönität, bleiben vor allem Einflüsse der frühen europäischen und amerikanischen Moderne bestehen. In Form einer Hymne ist der Beginn einer Protestbewegung hör- und spürbar. Der Klang, der Rhythmus des Gedichtes wird oft in Texten und Popsongs modifiziert und zitiert. Bob Dylan und Leonard Cohen zählen in den 60er-Jahren zu engen Freunden Ginsbergs. Mit dem Verleger und Dichter Lawrence Ferlinghetti bilden sie eine Gruppe, die sich vor allem um die Freiheit der Kunst, der Meinungsäußerung bemüht.

Während sich der Mainstream der neuen Werte bedient, sie sich nutzbar macht, durchleben die Autoren auf ihren Irrfahrten quer durch Amerika, Mexiko, Europa, Marokko und wieder Amerika die Höllenfahrten ihrer Ideale. Teils auf der Flucht vor dem Gesetz, teils auf der Flucht vor den Dämonen der Drogen- und Alkoholexzesse, mittellos, berauscht von Unabhängigkeit, befreit von Skrupeln in jeglicher Hinsicht.

Anfang der 50er-Jahre entwickelt Burroughs, beim Schreiben seines Hauptwerkes *Naked Lunch*, zusammen mit Kerouac und Ginsberg, die „Cut-up“-Methode. Er schreibt komplette Kapitel, zerschneidet sie in einzelne Sequenzen und ordnet sie nachher neu. In dieser Technik entsteht auch die *Nova-Trilogie*. Der Gedanke dazu ist, mit dieser Methode jedem Leser die Möglichkeit des persönlichen Zugangs in Einzelsequenzen zu gewährleisten. Als *Naked*

Lunch 1959 erscheint, wird das Buch, wegen expliziter Darstellungen sexueller Obsessionen und Gewalt, in vielen Bundesstaaten der USA verboten. In den 60er-Jahren übersiedelt Burroughs nach London, später nach New York, wo er mithilfe von Ginsberg am City College Lehrer für „Creative Writing“ wird. Kontakte zu Andy Warhol, dessen Factory sowie zu Mick Jagger, Susan Sontag, Patti Smith und Dennis Hopper folgen.

Dennis Hopper ist einer der jungen Schauspieler Hollywoods, die sich selbst in der Philosophie der Beatniks erkennen. Jack Nicholson, eng befreundet mit Richard Brautigan, einem aufgrund seiner surreal anmutenden grotesken Romane und Gedichte beliebten Hippie-Literaten der kalifornischen, studentisch-intellektuellen Subkultur, schreibt das Skript zu dem 1967 unter der Regie von Roger Corman gedrehten Film *The Trip*. Subjektive Selbstwahrnehmung und Halluzination infolge LSD- und Marihuana-Konsums werden mittels surrealistischer Bilder und psychedelischer Musik thematisiert.

Vorlage für diesen wie auch den 1969 folgenden, unter der Regie von Dennis Hopper zum Kultfilm gewordenen *Easy Rider* mit Peter Fonda, Jack Nicholson und Hopper selbst in den Hauptrollen sind *On the Road* sowie diverse Shortstories Kerouacs. Die Imagination von Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit im „land of the free“ ist ständiges, bis heute gültiges Thema der Populärkultur.

Ausweglosigkeit

Die Protagonisten der Beat-Generation erleben nur partiell ihre Erfolge. Der ewig getriebene Jack Kerouac stirbt, verbittert, 1969 an den Folgen seines Alkohol- und Drogenkonsums. Neal Cassidy wird 1968 in Mexiko neben den Geleisen einer Eisenbahn tot aufgefunden. Die Umstände seines Ablebens blieben ungeklärt.

Richard Brautigan, der Einzelgänger zwischen Ausweglosigkeit und Alltagspoesie, begeht 1984, zermürbt von anhaltender Erfolglosigkeit, Selbstmord. Allen Ginsberg hingegen erfährt intellektuell-universitäre Anerkennungen und Ehren als Literat. Sowohl in seinen gesellschaftspolitischen Engagements in der Bürgerrechts- und der Friedensbewegung als auch im Kampf um die gesellschaftliche Anerkennung von Homosexualität und Religionsfreiheit zählt Ginsberg bis zu seinem Tod, 1997, zu den intellektuellen Ikonen und Instanzen der US-Gesellschaft.

Einer Berg- und Talfahrt gleicht das Leben William S. Burroughs. Er erschießt 1951 im Drogenrausch beim Nachtstellen der „Wilhelm-Tell-Apfel-Szene“ in Mexiko seine Frau; mithilfe von Ginsberg und Kerouac gelingt die Darstellung des Todes als

Unfall. Nach dem Freispruch folgen Jahre auf Reisen, quer durch Europa, Afrika und den amerikanischen Kontinent. Jahrelang zieht sich Burroughs komplett zurück, experimentiert mit Drogen, wendet sich dem Zen-Buddhismus, später Scientology zu und schreibt 1971 visionäre Texte über die Veränderung des menschlichen Lebens durch moderne Elektronik. 1997 stirbt er an den Folgen eines Herzinfarkts.

Sollte Charles Bukowski mit der Bezeichnung „Last Generation“ letztendlich recht behalten? Bezugnehmend auf die verlorene „Lost Generation“ der Zwischenkriegszeit und die müde, heruntergekommene „Beat-Generation“, bezeichnet er seine, die nachfolgende Schriftstellerriege als letzte, als „Last Generation“. Sind nachfolgend nur selbstbestimmte, egozentrierte Individualisten, ohne Bezug auf Kollegen und Gesellschaft, am Werk?

Den literarisch-philosophischen Hintergrund der 68er-Protestbewegungen, jenseits politischer Pamphlete, bilden oftmals, neben Hermann Hesses *Glasperlenspiel*, die Werke der Beat-Poeten. Heute sind viele Forderungen der studentisch-intellektuellen Revolutionäre der späten 60er-Jahre selbstverständlich. Viele der damals initiierten Veränderungen – Gleichberechtigung, unabhängig von Geschlecht, Rasse und Religion, Selbstbestimmung des Individuums, Anerkennung von Homosexualität, Bürgerrechte, Persönlichkeitsschutz, die Fristenlösung und vieles mehr – sind heute zur Norm mutiert.

Berühmt-berüchtigt

Unzählige Künstler beziehen sich bis heute, direkt und indirekt, auf die Literaten der Beat-Generation. Zeitgenossen wie Leonard Cohen, Bob Dylan und Sam Shepard, zahllose Popmusiker, Songwriter, Literaten, vor allem der Independent-Szene, zitieren deren Werke und Titel, imitieren deren Klang und Sprache.

Charles Bukowski aus der Sicht des Underdogs, Boris Vian und Serge Gainsbourg als Bourgeois. Kollaborationen von Robert Wilson, Tom Waits, Kurt Cobain, U2, Laurie Anderson, David Cronenberg oder Gus Van Sant mit den Beat-Poeten sind Beispiele dieser Nachwirkungen. Aber auch Jazzmusiker wie Charlie Parker, bildende Künstler wie Jackson Pollock und Andy Warhol nennen die Beatniks als prägenden Einfluss. Zitate berühmter Titel und Texte finden sich bis heute in Festival- und Bandnamen. Marc Almonds New-Wave-Band Soft Cell ist ebenso Zitat wie die Wiener Band Naked Lunch oder der Name Steely Dan der 70er-Rockband, der sich auf einen in *Naked Lunch* beschriebenen Stahldildo bezieht. Und im Jahr 2008? Wahrscheinlich in derselben Unkenntnis, wie Legionen von Jugendlichen das hochpolitische Statement eines Palästinaerntes als modisches Accessoire benutzen, eröffnete neulich in Wien ein Fastfood-Lokal unter dem Namen Naked

Lunch. Höchste Zeit, die Originaltexte wieder zu lesen oder aufs Neue zu entdecken.

Eine These zum Abschluss: Begründet im ansteigenden Skeptizismus bezüglich Globalisierung und reinem Kapitalismusstreben, einer

beinharten Arbeitswelt und rein utilitaristisch orientierten Leistungsgesellschaft, in der die geforderten Spitzenleistungen und sozialen Anforderungen zunehmend nur mithilfe von Doping und Drogen zu bewältigen sind, finden alternative Lebensformen und Philosophien erneut regen Zulauf. So gesehen ist eine Umkehr Richtung Spiritualität, eine Reduktion auf das Wesentliche, auf soziale und natürliche, naturgegebene Werte und Wertigkeiten, ein Hinterfragen tradiertter Gewohnheiten und Bestrebungen sowie eine neue geistige Revolution der Gesellschaft nur eine Frage der Zeit. Hoffentlich.



Ein Bilderschatz wurde gehoben

Die Anlässe, **Magnum** zu feiern, reißen nicht ab. 2007 jährte sich die Gründung der wohl bekanntesten Fotoagentur des vergangenen Jahrhunderts zum 60. Mal. Davor bereits gedachte man der 50. Wiederkehr der, wie es schien, ersten großen Gruppenausstellung der Mitglieder. Und nun stellte sich heraus, dass es noch etwas früher bereits eine Schau gab, die noch dazu durch fünf österreichische Städte gewandert war.

Der Staatsvertrag war gerade erst unterzeichnet, da bot sich das kleine, unabhängige Österreich als Gastland für eine Ausstellung an, die Magnum im Pariser Grand Palais gezeigt hatte. Zufall war das keiner: Neben den legendären Gründern der Agentur Henri Cartier-Bresson, Robert Capa, George Rodger, David „Chim“ Seymour und Bill Vandivert machten sich bald die neuen Mitglieder Ernst Haas, Erich Lessing und Inge Morath mit ihrer Arbeit bemerkbar – und die stammten aus Österreich.

Die Ausstellung hieß „Gesicht der Zeit“, nahm im Französischen Kulturinstitut in Innsbruck ihren Anfang und wurde nach der letzten Station in Linz wieder ans Institut Français geschickt – um im Kellerraum zu verschwinden und vergessen zu werden.

Erst vergangenes Jahr wurde man auf die zwei gut verschlossenen Kisten aufmerksam. Ein Anruf bei Magnum in Paris führte zu einer Anfrage bei Peter Coeln, dem Wiener Fotoexperten und Galerieleiter. Der rekonstruierte nicht nur die Etappen der Tournee, er organisierte auch ein doppeltes Wiedersehen: die Abzüge im Westlicht; gedruckt im großformatigen Katalog, beides ab kommender Woche.

Thema war der „fotografische Humanismus“ abseits journalistischer Sensationen – unspektakulär, aber nicht weniger beeindruckend. Zu sehen sind Arbeiten von Capa, Cartier-Bresson, Lessing, Werner Bischof, Morath, Haas, Marc Riboud und Jean Marquis. Der Qualität der Bilder wird der hervorragende Druck gerecht. Am besten beides anschauen.

Michael Freund

Peter Coeln, Achim Heine, Andrea Holzherr (Hg.) „MAGNUM's first“. € 41,40/212 Seiten. Hatje Cantz, Ostfildern 2008.

Die Ausstellung „Magnum's first“ läuft in der Galerie Westlicht, 1070 Wien, Westbahnstraße 40, von 8. 4. bis 18. 5.



Hörbuch

Ein Prozent vom Zauberer

Zehn Bände, 4500 Seiten: Wie lassen sich **Thomas Manns** Tagebücher akustisch wiedergeben? Ist das überhaupt möglich? Am Stück vorgelesen würde man 150 Stunden benötigen. Es sind Aufzeichnungen, geschrieben nur für sich, aber keineswegs, wie Mann behauptete, „without any literary value“. Manns Tagebuch war ein Selbstporträt im Breitwandformat, das Band für Band das Bild des Literaturnobelpreisträgers korrigiert. Es ist ein „Unwerk“, so der Literaturkritiker Reinhard Baumgart treffend-ironisch in seiner Einführungsrede der von ihm dramaturgisch betreuten Tonauswahl, etwa ein Prozent aus den Notaten. Baumgart und seine Mitrezipitoren Peter Wapnewski, emeritierter Germanistikprofessor und Wagner-Kenner aus Berlin, sowie Lorient alias Vicco von Bülow haben sich bei der im Jahr 2001 im Literaturhaus München aufgezeichneten, nun auf zwei CDs veröffentlichten Lesung für den privaten Thomas Mann entschieden, für einen Thomas Mann von innen. Keine Politik, nur wenige Gedanken über Literatur, die mal Bewunderung, mal Spott enthalten, hört man in den abwechselnd vorgelesenen Auszügen aus den Tagebüchern der Jahre 1918 bis 1955. Vielmehr ist einiges Privates und Lokalkolorit zu hören, auch so manches unfreiwillig Komische, wenn der „Kulturmensch“ etwa, in einem Boot auf dem Starnberger See unterwegs, sich bis aufs Unterhemd entkleidet und er wollüstig die Wärme spürt. Merkwürdigerweise ist ausgerechnet der medienerfahrene Lorient, damals 78 Jahre alt, vokal der Lesung nur wenig gewachsen. Vor allem seine fahle, recht dünne Stimme trägt kaum. Dafür trifft der ein Jahr ältere Wapnewski mit seinem Baritontimbre gut den Tonfall des fast 80-jährigen Thomas Mann.

Alexander Kluy

Thomas Mann „Ich habe mich nie für groß gehalten ... Die Tagebücher 1918 bis 1955“. € 19,95/105 Minuten. Der Hörverlag, München 2008.



Krimi

Gewürze und Amsterdamer Geheimnisse

Der tote Inder liegt in einem Hausboot. Er ist verblutet, es gibt keine Tatwaffe. Commissaris Bruno van Leeuwen taucht in die fremde Welt der Einwanderer ein, an die man sich in Amsterdam zwar schon lange gewöhnt hat, die aber trotzdem verborgen und für sich bleibt. Der Ermordete hat bei einem Großimporteur von Gewürzen gearbeitet. Was hat er dort gesehen? Der Verdacht liegt nahe, dass nicht nur Gewürze, sondern auch Rauschgift importiert wird; doch vielleicht ist das nur ein reflexhaftes Vorurteil, dem auch der über-eifrige Zollfahnder Dekker erliegt, der die indische Gewürzhändlerfamilie observiert und drangsaliert? Van Leeuwen versucht sich in der Familienstruktur, einer Mischung aus eisernem Zusammenhalt, erzwungenem Respekt und Machtgefälle, zu rechteckigen. Es geht ihm nicht gut, er droht in Depressionen zu versinken, weil er seine Frau Simone in ein Pflegeheim geben musste. Simone ist nur noch körperlich anwesend, ihr Erinnerungsvermögen hat die Alzheimer-Krankheit zerstört, und van Leeuwen grübelt über Schuld und Vergebung nach, über verpasste Aussprachen und seine Angst allein zurückzubleiben. Als Simone stirbt, versucht er sich zu erschießen und wird nur durch Zufall gerettet. In dieser Ausnahmesituation verbeißt er sich weiter in den rätselhaften Fall des ermordeten Inders. **Cornelius Fischer** provoziert starke Emotionen und zeichnet eindrückliche Bilder. Der Plot scheint zunächst einfach konstruiert, doch er erweist sich mit der Zeit als viel komplizierter, weil hier so vielschichtige Kulturen mit so unterschiedlichen Werthaltungen aufeinanderprallen. Gut zu wissen, dass Fischer bereits an seinem dritten Krimi mit dem Amsterdamer Commissaris arbeitet: bitte mehr davon!

Ingeborg Sperl

Claus Cornelius Fischer „Und verführe uns nicht zum Bösen“. € 20,50/345 Seiten. Ehrenwirt, München 2008.



Kinderbuch

Isabella Luftikus und die Schnur Schnurribus

Es braucht keine großen Dinge, um als Spielzeug zu taugen. Im Buch von **Lucia Scuderi** ist es beispielsweise eine Schnur. Solange die Fantasie noch groß genug ist, reicht das. *Gute Nacht Isabella!* beschreibt die Geschichte ebendieses Mädchens, das im Bett liegt und nicht einschlafen kann. Ihr Blick ist starr auf das über ihr baumelnde Etwas gerichtet. Isabella beschließt, die Schnur herunterzuziehen. Dabei wird sie immer länger, wird zu einer Art „Schnurmännchen“ – das die kleine Isabella um einiges überragt. Mit dem „Schnurmännchen“ lässt sich vortrefflich spielen. „Hier kommt die neueste Nummer der jungen Isabella Luftikus: Seilakrobatik mit der großen Schnur Schurribus!“, heißt es. Es wird so lange geschaukelt und gerutscht, bis das Mädchen so müde ist, dass es das Schnurwesen ins Bett bringen muss. Wer sein eigenes Kind einmal mit einer simplen Schnur spielen gesehen hat, wird sich im Buch vielleicht ein wenig selbst erkennen – beziehungsweise sein Kind. Beim eigenen war es ein blaues Band. Es lag auf der Straße herum und wurde flugs zum Hund mit Leine „umfunktioniert“. Da halfen auch Erklärungen à la „Das ist schmutzig, lass es doch liegen“ nichts. Das blaue „Tier“ war da und musste mit, wenigstens immer nur zu Hause. Da bekam der Schnurhund ein Körbchen und wurde gefüttert. Peinliche öffentliche Auftritte – Erwachsener mit Kind und Schnur, die bellt – blieben einem so erspart. Scuderi hat also erkannt, wie wenig es braucht, um toll spielen zu können. Ein sprechender Schnurball ist natürlich auch nicht schlecht. Wenn der so ein nett gezeichnetes wollknäuelähnlicher ist, überhaupt. Da macht es auch nichts, wenn die Frage, warum bei Isabella eine Schnur von der Decke hängt, unbeantwortet bleibt – man muss ja nicht immer alles wissen. *Peter Mayr*

Lucia Scuderi „Gute Nacht Isabella!“. € 13,30/32 Seiten. bohem press, 2008.



Fundstücke

Die kluge Schwester der Madame Bovary

Einer der bedeutendsten Romane der lateinamerikanischen Literatur, ein „Urtext“ venezolanischer Erzählkunst, liegt nun erstmals in deutscher Übersetzung (von Petra Strien-Bourmer) vor: **Teresa de la Parras** *Tagebuch einer jungen Dame, die sich langweilt*. In dem 1924 erschienenen „Skandalroman“ beschreibt die Parras das von gesellschaftlichen Konventionen eingeengte Schicksal eines jungen Mädchens, das, nachdem es nur wenige Monate in Paris ein freies Leben genießen konnte, in die Obhut der strengen Großmutter und Tante nach Caracas kommt: Maria Eugenia, eine aufmüpfige, kluge und vor allem willensstärkere, selbstsicherere Schwester der Madame Bovary, die de la Parras in ihrem ausführlichen Tagebuch knallhart die sozialen Missstände im Venezuela des frühen 20. Jahrhunderts beschreiben lässt. De la Parras (1889–1936), eine sagenumwobene Gestalt, die, als Tochter eines venezolanischen Konsuls in Paris geboren, ein schillerndes Leben führte und früh über die Rolle der Frau in der lateinamerikanischen Geschichte sprach, setzt ihre eigene Biografie in die Träume ihrer Romanheldin – welche dieser letztlich verwehrt bleiben. De la Parras literarische Priorität gründet in den modernen künstlerischen Positionen, die sie einnimmt, ohne auf formaler Ebene Brüche zu setzen. Das *Tagebuch* ist eine Tragödie der Fremdbestimmung junger Frauen, die außer der Ehe keine Chancen hatten. Anders als Emma Bovary entwickelt Maria Eugenia durch ihr Schreiben aber die Fähigkeit zu sublimieren. Als wahren Schatz begreift die bildschöne Frau ihre eigene Person. Vor allem männliche Leser warnten vor der „schädlichen Wirkung“ des Buches – dessen Erfolg konnte das nicht schaden. *Isabella Hager*

Teresa de la Parras „Tagebuch einer jungen Dame, die sich langweilt“. € 25,60/763 Seiten. Manesse, Zürich 2008.





Konstantin Kaiser: „Woraus bestand nun dieses Wir, dessen Ideale ich hier noch einmal beschwöre? Der Staatspolizist E. schätzte uns auf etwa 40 Leute; auch sein eigener Sohn nahm gelegentlich an unseren Zusammenkünften teil. Und ergeht es mir beim Schreiben dieser Zeilen nicht neuerlich so, dass sich das Wir unversehens an die Stelle des Ich setzt?“

Foto: Heribert Corn

Mai 1968, ein wenig abseits

Unser inneres Leben war aufregender als unsere staatspolizeilich registrierbaren Manifestationen. Die Barrikaden in Paris schienen die Welt in strahlende Rotation versetzt zu haben.

Von Konstantin Kaiser

Damals, im Mai 1968, in Innsbruck, widerfuhr mir die einmalige Ehre, dass ich meinen „eigenen“ Staatspolizisten hatte. Eine solche Sternstunde kehrte in meiner weiteren politischen und beruflichen Karriere nicht wieder. Der Herr E., Mitglied der SPÖ, beobachtete mich bei den wenigen Aktionen, die unsere kleine Gruppe zuwege brachte, ein Straßentheater auf dem Adolf-Pichler-Platz, eine Flugblattaktion gegen einen Vortrag von Otto Habsburg, die sich eigentlich weniger gegen diesen selbst als gegen die, die sich um ihn formieren wollten, richtete. Im Café Central saß er zwei Tische weiter und wusste, dass er zu unauffällig war. Einmal sprach er mich an: Er habe nun einen Bericht zu schreiben und wäre dankbar, wenn ich ihm die Triftigkeit seiner Angaben bestätigen könnte.

Ich hatte noch einen Büroraum im Parteihaus der SPÖ zur Verfügung, denn formell war ich Obmann eines in Innsbruck kaum bestehenden „Verbandes Sozialistischer Studenten“. Ich benützte den Raum auch als Büro für die „Galerie Junge Generation“, im Grunde nur ein Ausstellungsraum im Dachgeschoß des Parteihauses.

1967 zeigten wir dort *Jüdische Kinderzeichnungen aus Theresienstadt*; der Direktor des Museums in Prag kam zur Eröffnung – 1969 wurde er aus seinem Amt entfernt. Die Galerie wurde geschlossen, als eine Ausstellung gegen den US-amerikanischen Krieg in Vietnam gezeigt werden sollte. Zur gleichen Zeit konfiszierte der Landespartei Vorstand die bereits gedruckte Auflage einer sozialistischen Jugendzeitung, in der ich mich, erschüttert von dem Attentat auf Rudi Dutschke, kritisch über den Zustand unserer schönen Zweiten Republik geäußert hatte.

Noch einmal kehrte ich 1969 in dieses Büro zurück, um einen Hochschülerschaftswahlkampf zu führen.

Um eine kleine Studentengruppe, die sich „Aktion“ nannte, für ein Wahlbündnis zu gewinnen, mussten wir als Spitzenkandidaten einen Staatsrechtler akzeptieren, der sich schon bei seiner Vorstellung als politisch farblos bekannte. So blieb der *Liste Studentische Demokratie* (nekisch abgekürzt hieß sie LSD) nur der eine Erfolg, erstmals einen unabhängigen Kandidaten neben dem etablierten *Block* (der christlichen Verbindungen) und dem *Ring* (der Freiheitlichen) ins Hauptausschuss-Kabarett entsandt zu haben.

Konstituieren durch Protest

Unser inneres Leben war vermutlich aufregender als unsere staatspolizeilich registrierbaren Manifestationen. Der Prager Frühling, die Kulturrevolution in China, die Barrikaden in Paris schienen die Welt in strahlende Rotation versetzt zu haben, ein Ansturm neuer Ideen erfasste uns in vielfacher Verschlingung; Herbert Marcuses Schriften über den „Eindimensionalen Menschen“ und die repressive Toleranz, die Frankfurter Schule mit ihren Theorien von der Epoche des „Spätkapitalismus“, Fragmente psychoanalytischer Aufklärung überspülten unser bisheriges Wissen und Nachdenken.

In einer Sozialität, in der uns die Mitmenschen wie von fremden Sternen geleitet erschienen, strebten wir nach unbedingter Selbstständigkeit, nach dem freien Zusammenschluss Gleichgesinnter. Diese Gemeinschaft war rundum bedroht, musste sich schützen und konstituieren durch ständigen Protest gegen ein stumpfes, sprachloses, in der faschistischen Volksgemeinschaft wurzelndes Einverständnis.

Der im Judenwitz, in der Verachtung der Intellektualität und anderer Völker und Kulturen hervortretende Antisemitismus und Rassismus zeichnete uns die Konturen dessen nach, wogegen unser Protest sich zu richten hatte. Erst jetzt waren wir aus der Einsamkeit unserer früheren (oft oktroyierten) Lebensplanungen herausgetreten, vor uns lag ein offener Horizont zwar nicht unbeschränkter, jedoch neuer, ungeahnter Möglichkeiten.

Woraus bestand nun dieses Wir, dessen Ideale ich hier noch einmal beschwöre? Der Staatspolizist E.

schätzte uns auf etwa 40 Leute; auch sein eigener Sohn nahm gelegentlich an unseren Zusammenkünften teil. (Also vielleicht 41.) Und ergeht es mir beim Schreiben dieser Zeilen nicht neuerlich so, dass sich das Wir unversehens an die Stelle des Ich setzt? Bemerkte der geübte Massenpsychologe hier nicht gleich eine Entgrenzung des Ich durch Projektion und Identifikation, die nicht folgenlos bleiben konnte?

Die Protestbewegung, die mit der Chiffre „1968“ gekennzeichnet wird, war keine Jugendbewegung. Auch in Innsbruck gesellten sich zu unserer Gruppe bald Menschen, die schon länger Außenseiterpositionen eingenommen hatten, ein avantgardistischer Schriftsteller, ein verschrobener Buchhändler. Dazu kamen auch Versprengte aus den Reihen der KPÖ; anders als etwa in Wien spielten Frauen und Männer, die schon gegen den Nationalsozialismus Widerstand geleistet hatten, in Innsbruck eine geringere Rolle.

Aber die „Bewegung“ war geprägt durch Menschen, für die der Gefühls- und Gedankenaufschwung, den sie mitlebten, zusammenfiel mit einer wichtigen Phase der Persönlichkeitsentwicklung, für die also nun ihr persönlicher Lebensgang und der Weltlauf im Gleichtakt zu sein schienen. Die Bewegung wuchs heraus aus den gegebenen politischen, kulturellen und sozialen Widersprüchen; keine „neuen Menschen“ haben hier die Bühne des Protests betreten. Und vielfach haben diese neuen „Jungen“ nur ausgelebt und zur Sprache gebracht, was ihre Eltern sich versagt und insgeheim gewünscht haben, all die kleinen und größeren Rebellionen, die in den zaghaften Nachkriegsjahrzehnten unterlassen wurden.

Man war natürlich aufgebracht gegen die Protestierenden; zugleich verfolgte man ihre Aktionen mit geheimer Sympathie und Sorge um das weitere Schicksal der Beteiligten. Dass hier auch Antisemitisches mit emporgespült wurde, kann nicht wundernehmen. Doch richtete sich

die 68er-Bewegung, zumindest soweit ich sie selbst erfahren habe, nicht nur gegen den Popanz längst ausgehöhlter höherer Werte und gegen die Unselbstständigkeit von Menschen in lebenslangen Hörigkeitsverhältnissen, sondern ebenso gegen jenes postfaschistische Arrangement, in dem der antisemitische Affekt an die politische und kulturelle Struktur delegiert und das Wissen über das Geschehene dem Schweigen überantwortet war.

Über einige Probleme, die damals entstanden sind, lohnt es sich, weiter nachzudenken. Zum einen orientierten wir uns zunehmend an

der Vorstellung einer in allen Ländern des „Spätkapitalismus“ gleichermaßen bestehenden sozialen Struktur, in der die Entwicklung unabhängig von sonstigen geschichtlichen Voraussetzungen auf epochal bedingten Geleisen verlaufen musste. Daraus entstand uns das Dilemma von Reform und Revolution. Diese soziale Struktur erschien uns als derart kompakt und alle Lebensregungen manipulativ in ihren Strudel ziehend, dass uns jede wirkliche Veränderung nur durch einen völligen Umsturz erreichbar vorkam. Wie konnten sich in der „verwalteten Gesellschaft“ die Gegenkräfte formieren, den Umsturz zu bewerkstelligen? Wo fand sich der archimedische Punkt, die Welt von außen aus den Angeln zu heben? Die Reformen, die die Sozialdemokratie Bruno Kreiskys im Namen einer notwendigen „Modernisierung“ anstrebte, stellten sich in dieser Perspektive als bloße Ausbesserungsarbeiten am „System“ dar.

„Die 68er-Protestbewegung war keine Jugendbewegung. Auch in Innsbruck gesellten sich zu uns bald Menschen, die schon länger Außenseiterpositionen eingenommen hatten.“

An einem Nullpunkt

Zum anderen sahen wir uns an einem neuen Anfang, an einem Nullpunkt, und es war uns sicher nicht bewusst, dass wir damit die Nullpunktideologie der Nachkriegszeit karierten. Wir standen in einem dramatischen Verhältnis zum Weltgeschehen, glaubten, dass mit uns eine neue Zeitrechnung anhebe. Zugleich spürten wir die Befristung der Zeit, die noch vorhanden war, all die gefährlichen Entwicklungen, die wir kommen sahen, aufzuhalten. Zwischen

dem erstarrten Block des Spätkapitalismus und der befristeten Zeit suchten wir eine Gegenwart, empfanden mit Paul Celan – „Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt.“

Wir waren uns vielleicht des sozialen, nicht aber des geschichtlichen Orts, an dem wir uns befanden, bewusst. Die entschiedene Ablehnung des Antisemitismus hatte bei aller Entschiedenheit ihre Grenzen. Das zeigte sich bald, als sich viele von uns mit der palästinensischen Befreiungsbewegung gegen den im Sechstagekrieg siegreichen Staat Israel solidarisierten. Da war von einem „zionistischen Gebilde“ die Rede, ohne jede Reflexion, dass die wirre Zusammenballung von Weltjudentum, israelischer Staatlichkeit und finanz-

kapitalistischer Verflechtung, gegen die der Antizionist auftritt, nichts als den alten antisemitischen Wahn in gar nicht so neuem Gewand reproduziert.

Inzwischen wissen wir, dass die bloße Ablehnung des Antisemitismus nicht ausreicht, um unsere Geschichte und uns selbst verstehen zu können. Erst war eine ganz andere Kenntnisnahme des Geschehenen erforderlich, war es notwendig, sich der Geschichte zu stellen, statt sie als Gruselkabinett dessen zu missbrauchen, von dem man sich um so leichter in eine neue Freiheit abzustoßen vermöchte.

Wer ist jetzt „Wir“, muss ich mich fragen, offenbar immer noch auf der Suche nach einem Zusammenschluss von Gleichgesinnten, von dem witzigerweise schon Goethe in einer Bemerkung über Denis Diderot als dem Höchsten spricht. Und was ist aus dem Staatspolizisten E. und seinem Sohn geworden?

Es würde mich interessieren.

Konstantin Kaiser, geb 1947 in Innsbruck, ist Schriftsteller und Literaturwissenschaftler. Er leitete 1966–1968 eine Galerie in Innsbruck und folgte seinem Zwillingbruder Leander Kaiser nach Wien. Die beiden schlossen sich der linken Studentenbewegung MLS und der „Kommune Wien“ um Robert Schindel an. Kaiser war 1969 Mitbegründer der Zeitschrift *Hundsblume*. Heute leitet er die Theodor-Kramer-Gesellschaft in Wien. 2000 hat er gemeinsam mit Siglinde Bolbacher das *Lexikon der österreichischen Exilliteratur* herausgegeben. 2007 erschien *In welcher Sprache träumen Sie? Österreichische Lyrik des Exils und des Widerstands* (Hg.: Herz-Kestranek, Kaiser, Strigl).



Die Kinder von Torremolinos

Aussteiger und Sinnsuchende wollten alle in dieses eine Dorf an der Costa del Sol. Sie vermuteten dort Freiheiten, wie sie James A. Michener in seinem Roman aus dem Jahr 1971 versprochen hatte. Die touristische Realität hatte zu diesem Zeitpunkt in Torremolinos aber längst begonnen.

Jan Marot

Das Wachtürmchen, das dem andalusischen Torremolinos gemeinsam mit längst verschwundenen Windmühlen seinen Namen gab, steht noch. Nur wird es heute selbst bewacht – von einer Skyline, die aus „Francos Goa“ seit den 1960er-Jahren ein Synonym für spanischen Massentourismus gemacht hat.

„In Torremolinos, da gibt es nur Musik am Strand und junge Menschen, die ihren Kalender vergessen haben“, schrieb James A. Michener in *Die Kinder von Torremolinos* für alle, die schon einmal ans Aussteigen gedacht haben. Heute liest sich das

als Chronik einer Zeit, in der ziellos Treibende noch Hauptrollen in Bestsellern bekamen: Hippies, Drop-outs, Kriegsdienstverweigerer und Sinnsuchende kamen an einen Strand, der vor allem für seine LSD-Wellen bekannt war.

Als „ein Refugium für jene, die dem Wahnsinn der Welt entgehen wollen“, beschrieb Michener Torremolinos, wobei das Dorf „selbst absolut verrückt“ war. Schon damals gab es Zeitgenossen, die ihm heftig widersprachen: Kojak-Drehbuchautor William McGivern sah hier nur „Abenteurer und Säufer, wie moralisch verkommene, halbruinierte Amerikaner im Dorf“.

Michener begründete mit seinem Buch jedenfalls einen Mythos, dem Torremolinos zu keiner Zeit gewachsen war. Sogar Thomas Bernhard suchte hier 1988 bei seiner letzten Reise nach Spanien noch ein Stück Andalusien, wahrscheinlicher ist aber, dass er nur die ihm angenehme Anonymität einer künstlichen Urlaubswelt fand. Dieser Welt mit knapp 60.000 Einwohnern stehen heute mehr als fünf Millionen Nächtigungen im Jahr gegenüber.

Hohe Drop-out-Rate

Für den Psychologen Timothy Leary war das hier einfach „T-Town“. Im selbst gewählten Exil versuchte er nach dem Selbstmord seiner Frau 1955 eine Lebenskrise zu bewältigen. In einer feuchten Wohnhöhle an der alten Hauptstraße des Dorfes, der Calle San Miguel tat er das, und später warb er mit den Worten „Turn on, tune in and drop out“ im gleichnamigen Buch für gesellschaftlich akzeptierten Drogenkonsum.

Der Subkultur stand in Torremolinos bereits früh der internationale Jetset gegenüber. Man verbrachte seine Zeit im Fischerviertel La Carihuela, mietete sich im 1959 eröffneten Hotel Pez Espada ein. Frank Sinatra widmete man gleich die Bar (heute: Franky's Bar), Anthony Quinn, Sophia Loren und Sean Connery kamen nach.

Micheners bevorzugten Schauplatz für die durstigen Kinder von Torremolinos, die Bar „El Alamo“, vis-à-vis der Pension „Micaela“, gibt es immer noch. Nach „Harry's Bar“ und „Marco's Bar“ nennt sie sich nun „Tina's Bar“ und ist ein äußerst geistloser Platz geworden. Pläne für ein Leben als Aussteiger wird hier niemand mehr schmieden. Leonard Cohen ging angeblich ohnehin bereits lieber in den „Galloping Major“ daneben, als er am Text für „Suzanne“ feilte.

Im „La Fuente“ trinkt heute Ian, ein holländischer Pensionist und Wahlspanier seit einer Dekade, seinen Mittagswein: Er kam wegen der Gay-Szene nach Torremolinos, die sich weit über die Costa hinaus herumgesprochen hat und einen bedeutenden Anteil an der touristischen Wertschöpfung der Stadt trägt.

Britische Hochburg

Torremolinos sollte nie wieder so werden, wie es Michener beschrieb: Zuallererst folgten Massen sonnen-süchtiger Briten dem Tourismus-pionier George Langworthy. Dieser erwarb zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Castillo de Santa Maria, das – nach seinem Abriss – Einheimischen als „das Schloss des Engländers“ in Erinnerung blieb. Ein erstes Hotel wurde an dieser Stelle errichtet, und bereits in den 1970ern entstand fast die gesamte Infrastruktur, die den alten Ortskern zurückdrängte.

„Viel ist nicht übrig vom Torre der 60er“, bestätigt Julian Romanguera Mena vom Rathaus in Torremolinos und meint damit ganz sicher nicht die Hippie-Ära. Vielmehr denkt er an den Glamour vergangener Tage, der nun durch den Bau eines Fünf-Sterne-Luxusgiganten mit eigenem Heliport zurückgebracht werden soll.

Einzig dort, wo sich keuchende Touristen bergauf den Camino de la Playa emporkämpfen, gibt es noch so etwas wie spanisches Leben. Hier

oben über der emporgewachsenen Stadt haben sich Einheimische vor der gewinnbringenden Invasion zurückgezogen: In der Bar „La Fuente“ schenkt Kellner Santi seinen alten Stammgästen zu Mittag Rum-Stamperln aus, während man heftig über Fußball debattiert. Juanito, wohl der dickste Wellensittich im Ort, rotiert konfus im Käfig, gerade so, als hätte man ihm Verbotenes kredenzt –

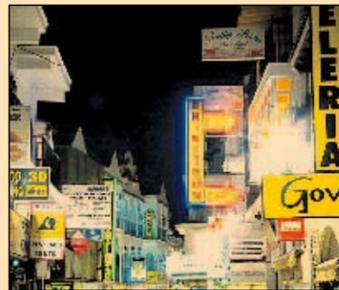
wie Leary, der Tieren LSD verabreichte. „Dem Tourismus geht es schlecht“, meint Santi, und sein Wort bezeugen die „Se Vende“-Schilder in den Läden und Pensionen der Oberstadt.

Hier oben qualmen auch die Jugendlichen – heute heimlicher als zu Francos Zeiten – ihr Haschisch und geben dem städtischen Friedhof jenes Aroma, das wohl manche der Fremden, die hier hauptsächlich ruhen, gut kannten. Was sie gelesen haben mögen, kann man noch in der Secondhand-Buchhandlung in der Calle San Miguel nachvollziehen, wo abgegriffene hinduistische Philosophie in verstaubten Bänden aufliegt, die immer noch gratis verliehen werden.

Läden wie diese haben den Amerikaner Mike McGinley dazu inspiriert, Torremolinos mit einer Geschäftsidee für immer den Rücken zu kehren: Im zensurgeplagten Dubai führt er heute die florierende Secondhand-Buchkette „House of Prose“, wo er *Die Kinder von Torremolinos* allerdings nicht auflegen kann. Noch bis in die späten 1980er-Jahre ließ er sich nicht davon abringen, dass Micheners Torremolinos wieder herstellbar sei.

Für kurze Zeit hatte er sogar „Harry's Bar“ in dem Glauben gepachtet, daraus erneut das „Alamo“ aus dem Roman machen zu können. Erst als er seine jetzige Frau Traude, eine Österreicherin, kennenlernte, die Michener bei seinen Recherchen zum Buch in Torremolinos immer wieder getroffen hat, einigte man sich darauf, diesen Ort Geschichte sein zu lassen.

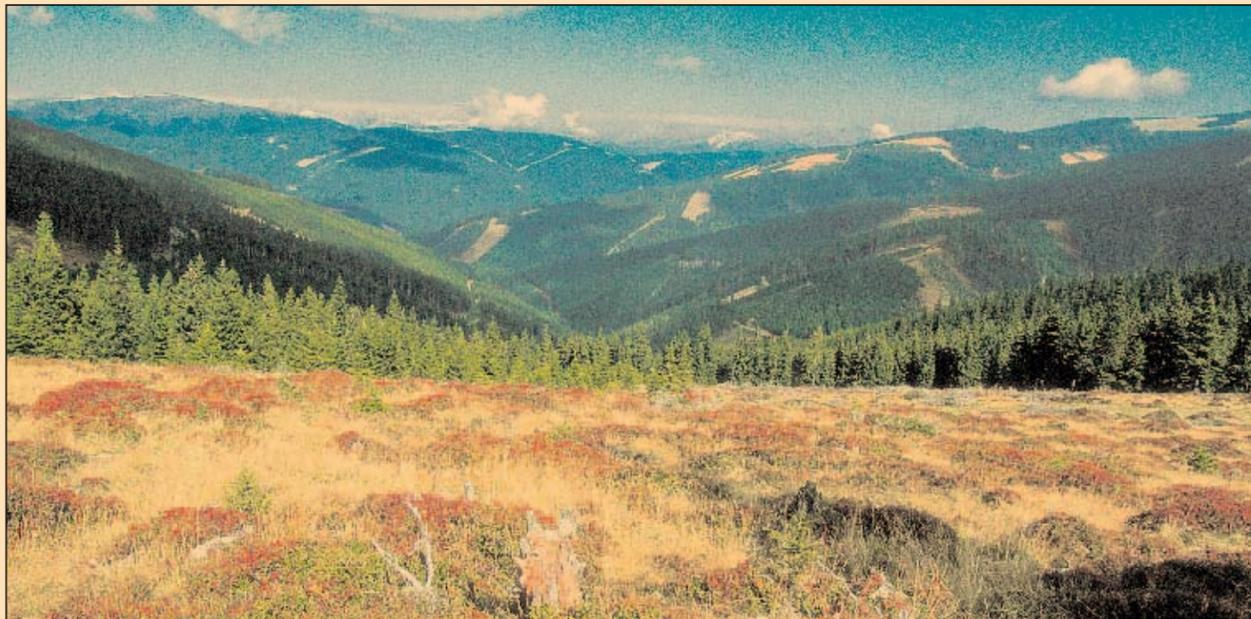
Micheners Buch schließt mit den Worten: „Jetzt aber weiß ich, dass die Menschen danach trachten müssen, ihre Träume zu verwirklichen, um zu erkennen, wie viel Wahrheit in ihnen ist.“ Die meisten Kinder von Torremolinos haben sie hoffentlich anderswo verwirklicht.



Regen Verkehr gibt es sowohl an als auch entlang der Costa del Sol: Unabhängig von den zahlreichen Charterfliegern steuert auch Air Berlin ab 69 € pro Strecke die Stadt Málaga an, die schon fast mit Torremolinos verwachsen ist. Wer nicht mit dem Mietwagen unterwegs ist, muss aber dennoch zuerst zurück ins Zentrum. Von dort verkehrt in regelmäßigen Abständen eine Lokalbahn nach Torremolinos ebenso wie Busse der Firma Portillo, die aufgrund des starken Verkehrs eine Fahrzeit zwischen 30 und 120 Minuten angeben. Wer geschickt verhandelt, kommt aber auch direkt vom Flughafen mit einem Taxi um rund 20 € weiter. www.airberlin.com

Sonne „Gay“ ist in Torremolinos heute in jedem Fall mit heiter gleichzusetzen: Darum kümmert sich hier eine ganze Industrie, die Schwule und Lesben als neue, zahlungskräftige Klientel sehen will und rund um die Uhr für Unterhaltung sorgt. So gibt es hier entlang der **Calle Nogalera** eine Gay-Bar (Free Eagle, D' Lirio, Men's und Bacchus) neben der anderen. Im nahegelegenen Paradise-Club findet man brav getrennt eine „schwule“ und eine „lesbische“ Tanzfläche und im Restaurant „El Gato“ ist man sogar der Meinung, die servierten Gerichte als „Gay-Cuisine“ bezeichnen zu müssen. Der Contramano-Shop hat sich auf Gay-Literatur spezialisiert. www.gaytorremolinos.com

Sonne Wo die Sonne ist, sind auch die Hippies. In Andalusien gibt es nach wie vor Kommunen, lediglich die Standorte sind nicht mehr die gleichen: Die größte Gemeinschaft hat sich ins Alpujarra-Gebirge nach **Orgiva** zurückgezogen, wo nun auch eine buddhistische Stupa errichtet wurde. Nach wie vor zuverlässig ist das bewährte „Hippie-Leitsystem“, wenn es darum geht, die schönsten Strände zu finden. Die liegen an der Costa del Sol bestenfalls um das Cabo de Gata in der Nähe von San Pedro und San José. Die meisten Hippies sind allerdings bereits an die Costa de la Luz weitergezogen, wo in Los Caños de Meca tatsächlich noch am Strand gelebt und gefeiert wird.



Am Hochwechsel wechseln die Almen schneller die Jahreszeiten: Der Frühling auf der Alm beginnt dort gerade.

Foto: Steiermark Tourismus/Bergmann

3x AUSFLÜGLER



Pläne für Niederösterreich

Als exotische Destination für einen mehrwöchigen Urlaub versucht sich Niederösterreich erst gar nicht zu verkaufen, die touristische Wertschöpfung kommt ohnehin zu zwei Dritteln von klassischen Ausflugszielen. Was man wo auf die Schnelle anschauen kann, war aber bislang gar nicht einfach herauszufinden. Der „Ausflugspanner“ soll nun auf einer zentralen Internetseite dabei helfen, schnellstmöglich Input zu geben. Neu sind die vorgeschlagenen Ziele nur selten, allerdings müssen sie das bei einer Bandbreite von aktuell 249 Möglichkeiten auch gar nicht sein. Wichtiger ist es, einen Überblick über die Öffnungszeiten, die Lage und die Wirtshäuser in der Nähe zu bekommen – diese Aufgabe wurde erfüllt. Für Dauer-Ausflüger ist die „Niederösterreich-Card“ (45 €) von Vorteil, da der kostenlose Eintritt zu 220 Ausflugszielen ein ganzes Jahr lang gilt. (saum) Foto: Schneebergbahn www.ausflugspanner.at



Alte Postbusrouten

Ein bisschen nostalgisch ist er geworden, der Postbus im vergangenen Jahr, als er zu seinem Hunderter erkennen musste, dass man ihm nicht die gleiche Bedeutung einräumt wie in der Schweiz. Denn als touristische Attraktion, mit der man gerne einmal einen Ausflug durch die Bergwelt unternimmt, gilt er hier schon lange nicht mehr, auch wenn das Unternehmen heute noch eine ganze Palette an Ausflügen anbietet. Nach Lignano etwa ist er noch immer unterwegs, aber das wird wohl nur mit Ironie gesegnete Reisende erfreuen. Durchaus reizvoll ist hingegen der Retro-Trip von Linz nach Krumau, der noch dazu gut funktioniert, weil der Postbus mit seinem tschechischen Kollegen (ČSAD) kooperiert und die Fahrpläne abgestimmt hat. Rund zwei Stunden dauert die Fahrt, die Route ist reizvoll, einmal muss man umsteigen. (saum) www.postbus.at Foto: krumlov.cz

Weideplätze fürs Wohlbefinden

Drei steirische „Wellness-Almen“ starten in den Frühling

Sascha Aumüller

Eigentlich sollte es längst eine touristische Erfindung für Menschen geben, die dem Kunstschnee auf den Pisten nicht beim Schmelzen zusehen wollen. Oder für jene, die ihre Frühlingsgefühle nicht erst recht wieder in eine temperierte Thermenlandschaft hineinbringen wollen.

Gibt es ja alles bereits, sagt man in der Steiermark, und verweist auf aufblühende Angebote, die gerade ergründende Almen zum Wellnessstempel machen. Und tatsächlich wird die junge Disziplin „Almwellness“ nicht in jenen hochalpinen Region kultiviert, die zurzeit noch mit Schneeresten zu kämpfen haben. Das größte zusammenhängende Almgebiet in Europa liegt nämlich vom Klima recht begünstigt im Niemandsland zwischen Bruck an der Mur und Weiz und geht über sanfte Hügel gar nicht erst hinaus. Dreizehn Gemeinden haben sich dort 2006 zum „Almenland“ zusammengeschlossen, das eine homogene Kulturlandschaft zusammenfasst und mittlerweile zum Naturpark erhoben wurde.

Dort – genauer gesagt in Fladnitz – hat sich auch ein touristischer Leitbetrieb angesiedelt, der große Anstrengungen unternimmt, die Alm in den Wellnessbereich hereinzuholen. Den ausgezeichneten Honig, der aus der Region kommt, verwendet man in den Whirlpools des Hotel Pierer

ebenso wie zur Peelingmassage. Mit Johanniskraut und Arnika kommt man hier so in Kontakt, wie es sich für eine Almwiese gehört: am besten barfuß und im Bedarfsfall auch im Rahmen von Fußbädern und -massagen. So wenig streng wie die Landschaft ist man auch selbst, wenn es darum geht, den Gästen hauseigene Produkte zu kredenzen. Denn zu Hause ist die Familie Pierer auch in der Südsteiermark mit einem eigenen Weingut, was auch den gut sortierten Weinkeller auf einer Alm erklärt.

Dass man diese Teichalm auf rund 1200 Metern Seehöhe als Wohlfühlgelände schätzen gelernt hat, wollen die Pierers nun auch durch eine Erneuerung der „Almwellness“-Strukturen festmachen. Aktuell wird zugebaut, aber bereits ab Mai sollen die Gäste den Sonnenuntergang hinter dem beeindruckenden Panorama dann auch aus den Sprudelliegen neben dem neuen Pool verfolgen können. Die frischen Almkräuter wird man zu diesem Zeitpunkt zusätzlich noch in zwei Saunen und in ein Dampfbad gepackt haben.

Hochgenuss im Schaffel

Hohes Wohlbefinden – gemessen an der Seehöhe und an der Klassifizierung des Hauses – verspricht auch die Tonnerhütte in Mühlen. So wie das Hotel Pierer ist auch diese Alm am Fuß des Zirbitzkogels ein Viersterne-Betrieb, der seine Lage nicht

verleugnen will: Gebadet wird im beheizten Holzschaffelbad oder im Zirbrenschleibbad, die biologischen Öle und Essenzen für die Massagen werden nach uralten Rezepten angesetzt. Bei der Zubereitung der „Jause“ ist man etwas eigen, denn die biologischen Produkte aus der Region kommen beinahe schon in Haubenqualität gekocht auf den Tisch. Auch die Freizeitangebote sind nicht gerade almtypisch: Von der Hütte auf 1600 Metern pendelt man etwa eine Woche lang täglich zum Golfplatz Mariahof, um dort die Platzreife zu erlangen. Und wenn man schon wandern gehen will, so tut man das wenigstens mit einer ordentlich geprüften „Nordic-Walking-Instruktorin“, wie das jetzt auf der Alm heißt. Und im Doppelzimmer „Almrausch“ gibt's natürlich Sat-TV.

Dehnbare Bestimmung

Am Hochwechsel an der Grenze zu Niederösterreich hat man sich überhaupt dazu entschlossen, Alm und Wellness mit Asiatischem zusammenzubringen: Allerdings nicht durch modische Anwendungen, die in anderen Wellnesshotels boomen, sondern durch die Einrichtung eines Yoga-Parks. Was darf man sich darunter vorstellen? Paul Arjuna Nathschläger, seines Zeichens Yoga-Meister mit dreißigjähriger Erfahrung, war der Meinung, wenn man schon eine Hütte auf rund 1000 Me-

tern Seehöhe hat, die am Ende einer Straße liegt und sowieso nie Touristen sieht, dann sollte man sie auch zum Meditieren nützen. Außerdem ist man natürlich davon überzeugt, zwischen Hilmburg, Pöllauberg und Wildwiesenberg in einem Dreieck „außergewöhnlicher, spiritueller Schwingungen“ zu liegen. Wie auch immer, die Lage ist ideal, und alle drei Berge eignen sich auch hervorragend als Wanderziele. Umgeben ist das einfache Seminarhaus sonst nur von Almwiesen und Wäldern, in die man sich natürlich bei jeder passenden Gelegenheit zurückzieht. Das Wellness-Angebot im engeren Sinne ist betont karg – eine Kneipp-Anlage gibt's, einen Weidendom zum Gute-Luft-Inhalieren und eine Höhle für den stillen Rückzug.

Yoga-Kurse werden hier in allen denkbaren Varianten angeboten, wobei für viele Gäste der Zwei-Tageskurs am praktikabelsten ist, weil man hier oben leider nicht auch gleich übernachten kann. An jedem ersten Sonntag im Monat ist zudem „Open House“. Auch hier startet die Saison erst Anfang Mai, denn der „spirituelle Garten“ und der erste österreichische Yoga-Lehrpfad müssen noch ergrünen.

DER STANDARD **Webtipp:**
www.almurlaub.at
www.tonnerhuette.at
www.yoga-park.at

Nur bei Dramatikern nachzulesen

Die Route über Zifanken und Große Plaikie findet man nur selten in Wanderbüchern

Bernd Orfer

Die bekannteste Erhebung des Höhenzugs, der den Wallersee vom Irsee trennt, ist der wegen seiner Radarkuppeln unübersehbare Kolomansberg, doch einige benachbarte Erhebungen haben ihre Meriten. So die Große Plaikie, der höchste Punkt im Moserwald. Der Gipfel des Berges ist zwar bewaldet und ermöglicht keine Aussicht, von etlichen freien Flä-

chen auf der Runde jedoch bietet sich ein herrlicher Blick über den malerischen Wallersee bis in das Gebiet der Trumer Seen und ins Innviertel sowie zu den Erhebungen des Salzkammerguts.

Zuckmayer-Stück Zifanken

Der Dichter und Dramatiker Carl Zuckmayer (*Der Hauptmann von Köpenik*), der vor dem Zweiten Weltkrieg im nahen Henndorf lebte, be-

schrrieb in seinem biografischen Roman *Als wär's ein Stück von mir* einen Ausflug auf den Zifanken, den Nachbarn der Großen Plaikie, und erinnerte sich, dort bestenfalls einem Holzfäller oder Jäger begegnet zu sein. Nun, überlaufen ist das Gebiet noch immer nicht, hauptsächlich Heimische suchen den romantischen Gipfel auf, der einen stärkeren Besuch verdient. Hier und da verschlägt es auch ein Mitglied der Zuckmayer-Gesellschaft, das den Spuren des berühmten Literaten folgen möchte, auf den Zifanken.

Über Zifanken und Große Plaikie verläuft auch der Henndorfer Eiszeit-Rundwanderweg, dessen Informativtafeln Aufschluss über Geschichtliches geben.

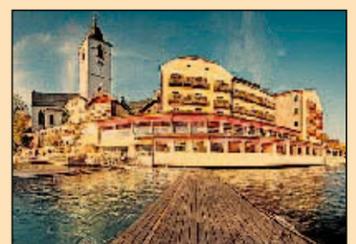
In den letzten Jahren entstand eine rege Diskussion über den Plan, auf dem östlich der Großen Plaikie gelegenen Lehmburg eine Windkraftanlage zu errichten, was natürlich eine arge Beeinträchtigung der Landschaft ergäbe.

Die Runde über die Höhen am Rande des Wallersees weist keine Schwierigkeiten auf, auch die Steigungen halten sich in Grenzen. Bei Nässe kann es rutschig werden. Der Name Plaikie bedeutet jedenfalls Erdrutsch und findet sich auch in den Hochalpen.

Die Route: Die Runde beginnt im Weiler Graben bei Henndorf am Wallersee. Beim Haus Wuppinger geht es – rot markiert – nach Süden, man quert einen Bach und steigt dann in den Sattel unterhalb des Steinwandls. Gezeit ab Graben eine Dreiviertelstunde. Nun bietet sich der Abstecher nach rechts zum Zifanken an, für den man hin und zurück eine knappe Stunde braucht. Vom Sattel folgt der Anstieg zum Steinwandl und der Übergang zum Gipfel der Großen Plaikie. Gezeit ab Sattel eine halbe Stunde.

Der roten Markierung nach Osten folgend, gelangt man nach etwa einer Viertelstunde zum Heimkehrerkreuz, das auf einem Aussichtsplatz steht. Dann wendet sich die Route vom Kamm weg, man erreicht die malerische Ruine Lichtentann und wechselt bald danach auf einen Güterweg, später auf eine wenig befahrene Straße, um über Schellenberg – in älteren Karten Schöllenberg – nach Graben zurückzukehren. Gezeit ab Heimkehrerkreuz 1¼ Stunden.

▷ **Gesamtgezeit 4¼ Stunden, Höhenunterschied rund 600 m. Kein Stützpunkt auf der ganzen Runde. ÖK25V Blatt 3204-Ost (Straßwalchen); alte Bundesamtskarte, Blatt 64 (Straßwalchen).**



Salzkammergut-Vitrine

Der österreichischste Ausflug aller Ausflüge führt natürlich ins Salzkammergut. Vielleicht hat man ihn nur deshalb schon so lange nicht mehr wiederholt, weil das Gmundner-Keramik-Service bereits überkomplett ist. Wirklich hilfreich ist da die Oberösterreichische Landesausstellung ab dem 29. April nur zum Teil, denn das Trauma wird mit einem 1,2 Kilometer langen „Weg zur Keramik“ (Bodenvitrinen und schwimmende Skulpturen) in Gmunden neu aufgerollt. So zerstreut wie die vierzehn Ausstellungsorte sind aber auch die Schwerpunktsetzungen: Wer schon immer einmal wissen wollte, warum der bescheidene Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Salzkammergut neben einem nostalgisierenden Geschichtsbild kaum Platz fand, sollte in die „Deutsch-Villa“ im salzburgerischen Strobl. Da gibt's eine richtig gute Ausstellung und Diskussionen zu diesem Thema. (saum) www.landesausstellung.at Foto: OÖ Landesausstellung

Eine neue Schanze am Fjord

Mit der Fertigstellung der neuen Osloer Oper soll das ganze Bjørvika-Viertel eine neue Chance bekommen

Sebastian Balzter

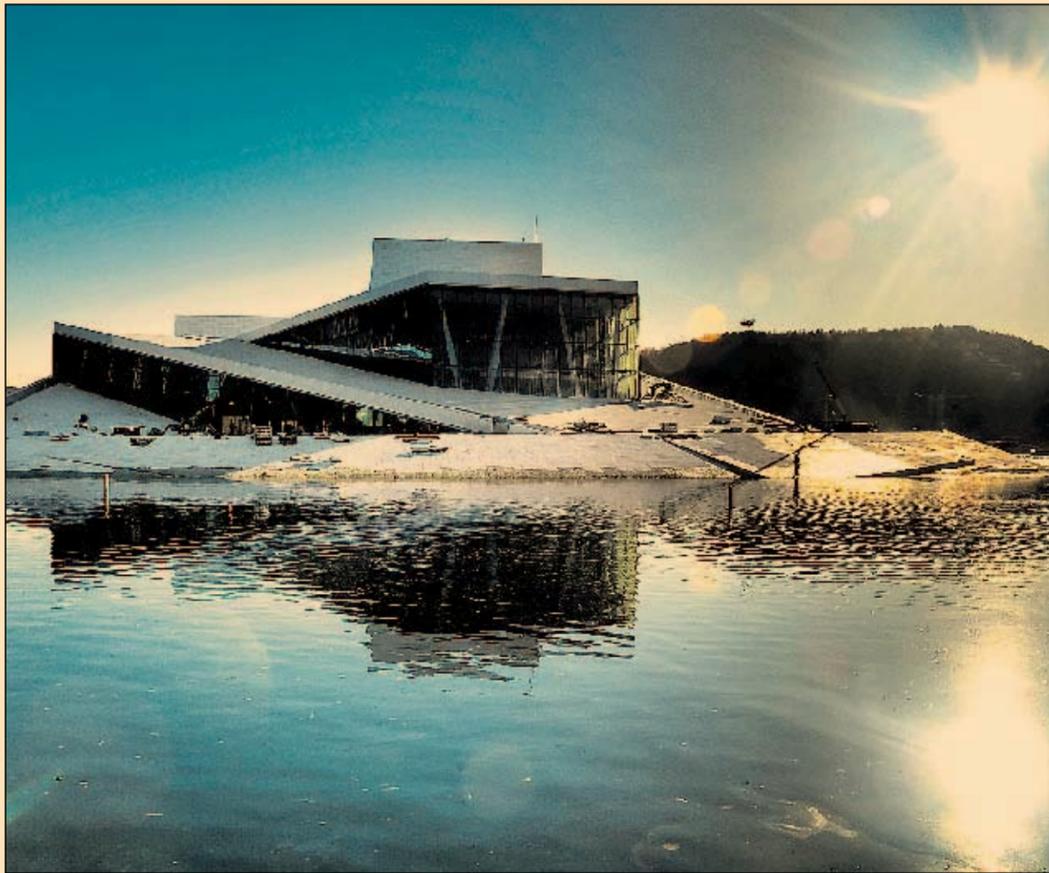
Es sind nicht viel mehr als 1500 Schritte zum Hauptbahnhof, weiter hinab zur Europastraße 18, die Oslo hier zerschneidet, und auf einer blauen Behelfsbrücke über ihre sechs Spuren hinweg. Zu Fuß dauert das kaum eine Viertelstunde – doch zwischen der alten und der neuen Heimat der Oper in Norwegens Hauptstadt liegen Welten. Der 1935 eröffnete massive Klotz aus rotem Ziegelstein am Youngstorget war eigentlich nie mehr als eine Übergangslösung – das Kino und das Theater, die die Räume zunächst genutzt hatten, rentierten sich nicht, deshalb zog 1959 die gegründete Staatsoper ein. Eine Maßanfertigung hingegen ist das neue Haus aus Glas und weißem Stein im Bjørvika-Viertel, das direkt aus dem Fjord zu wachsen scheint – wie eine Konkurrenz zur Holmenkollen-Schanze möchte man meinen, „wie ein kalbender Gletscher“, sagen die Architekten. Am 12. April wird das Haus eröffnet.

Dann wird auch Geir Owe Fredheim Smoking tragen. Jetzt aber zieht er sich eine gelbe Signaljacke an, setzt sich einen roten Helm auf den Kopf und streift sich blaue Plastiksäckchen über die Sicherheitsschuhe. Noch aber ist das 38.500 Quadratmeter große Areal – eine von Pfeilern getragene künstliche Insel – eine Baustelle. „Das ist Norwegens größtes Kulturprojekt seit dem Bau der Kathedrale von Trondheim“, sagt Fredheim auf dem Weg in die Höhe, „und es ist so gut wie fertig.“

Der kurz geschorene, stoppelbärtige Mittdreißiger macht Öffentlichkeitsarbeit für den staatlichen Baukonzern Statsbygg, der das Opernhaus nach den Plänen des Osloer Architekturbüros Snøhetta errichtet. Und wenn es nicht gerade um mittelalterliche Kirchengeschichte geht, dann hat er seine Zahlen ohne Zögern parat: Jeden Tag wird gut eine halbe Million Euro verbaut. Insgesamt 460 Spezialfirmen aus 21 Ländern hat Statsbygg für das „Projekt Nytt Operahus“ beauftragt. Eine 70 Meter breite Schiffsbarriere wird die großen Dänemark-Fähren aufhalten, sollten sie von ihrem Kurs abkommen und auf die Oper zusteuern – etwa alle 100 Jahre geschieht das, hat eine Versicherung ausgerechnet.

Understatement am Fjord

Statsbygg stellt die Oper nicht nur ein halbes Jahr früher, sondern auch günstiger als geplant fertig. Geir Owe Fredheim stützt sich, auf der höchsten Fläche des Dachs angekommen, auf eine Brüstung, schaut über die Blechlawine auf der Schnellstraße, das glitzernde Wasser, die grünen Inseln im Fjord und genießt das Understatement: „Wir haben unseren Job gemacht“, sagt er.



Das neue Opernhaus in Oslo ist so gut wie fertig, und die ersten Zaungäste flanieren bereits auf dem Marmordach, das fast zur Gänze begehbar ist.

Foto: Kris Taelleman

„La Facciata“, sagt Geir Owe Fredheim und deutet auf die Marmorplatte, auf der er steht. Sie ist geriffelt, die daneben hat flache Steinplatten. „Italienischer Marmor aus Carrara. Jeder Stein ist anders, denn das Dach selbst ist ein Kunstwerk.“ Ein begehbares Kunstwerk, unten wird man baden können, oben soll es im Sommer Speisen und Getränke geben. Aus 38.000 Platten setzt es sich zusammen, sie wurden exakt zugeschnitten, gefräst und mit Nummern versehen auf die Baustelle gebracht.

„37 Kilometer Steinkanten wurden hier verfügt.“ Jetzt zieht der Bau auch Fredheim selbst in seinen Bann, er kann seine Zufriedenheit nicht länger verbergen. Stolz mischt sich in seinen Blick, er blinzelt gegen die Mittagssonne, die den weißen Marmor gleißeln lässt. Wie ein Eisberg, dessen klare Kanten mit den Hügeln im Osten der Stadt kontrastieren. Das Dach der Oper als Oslos spektakulärste Bühne. Genau so sollte es sein.

Doch das „Projekt Oper“ sieht auch die Aufhübschung des gesamten, lange vernachlässigten Bjørvika-Viertels vor. Insgesamt eine Million Quadratmeter Grundfläche umfasst der Masterplan. Hinter der Oper sol-

len 5000 Wohnungen entstehen – in einer Reihe von Hochblöcken, deren Optik Kritiker mit der eines Strichcodes vergleichen. Werden sie den Eisberg für die Kultur nicht von seiner Stadt und seinen Nachbarn abschneiden? Und die Oper selbst, warum dreht sie ihre Schokoladenseite nicht nach Süden, zum Fjord hin, sondern westwärts einem unansehnlichen Hafenkai zu? Nach den gemischten Erfahrungen des Publikums mit den neuen Opernhäusern in Göteborg und Kopenhagen sind die Osloer für solche Fragen doppelt aufmerksam. Geir Owe Fredheim aber lässt sich auf dem Weg hinab in die Katakomben der Baustelle die Laune nicht verderben. „In Norwegen gibt es immer so viele Meinungen wie Menschen“, kommentiert er die Einwände.

Theatralisches Gegenüber

Kaum mehr als 100 Meter sind es quer über den Fjordarm vom glänzenden Weiß der neuen Oper zum rot-blauen Theater- und Herbergschiff MS Innvik. Von dort hat man den besten Blick auf die neue Oper – und zugleich stellt die alternative Atmosphäre auf dem Schiff den Kultur-

gletscher aus Marmor und Granit infrage, dem Experten eine Lebenserwartung von rund 300 Jahren bescheinigen. Ist das nicht zu viel Hochglanz, zu viel Staatsangelegenheit, zu sehr Oberklasse? Geir Owe Fredheim legt die Stirn in Falten. „Immerhin wird es im Großen Saal auch Stehplätze geben, 26 Stück im Oberrang und auf den Balkonen, zu umgerechnet 13 Euro sollen sie verkauft werden“, sagt er. „Günstig, oder?“ Und was den Aufwand für den Neubau angeht, zuckt er mit den Schultern.

Dann weist er in Richtung der Kräne jenseits der MS Innvik. Dort wird der Tunnel gegraben, in dem die Europastraße 18 verschwinden soll, damit das Opern-Viertel und die City von Oslo zusammenwachsen können. Drei Jahre noch sollen die Arbeiten dauern, bis dahin werden insgesamt 570 Millionen Euro verbudelt, auch das kann Norwegen sich leisten. „Die Baustelle nebenan ist größer“, sagt Geir Owe Fredheim nur. So viel Understatement tut der neuen Oper jetzt schon gut.

DER STANDARD **Webtipp:**
www.visitoslo.com
www.operaen.no

REISE-HELPEDESK

Ich buchte über eine Internet-Plattform eine Villa in der Toskana für zwei Wochen. Da ich dies schon öfter gemacht habe, glaube ich eigentlich einschätzen zu können, welche Ausstattung ich für welchen Preis erwarten darf. Tatsächlich entsprach das Haus aber dann keineswegs dieser Preis-/Leistungs-Vorstellung.

Ausstattungsmerkmale, die in der Beschreibung des Objekts angeführt waren, fehlten: Es gab zu wenig Kleiderschränke für acht Personen und auch zu wenig Liegestühle, der zugesagte Sat-Receiver fehlte. Von der beschriebenen Ruhelage konnte auch keine Rede sein. Die Autobahn war nur 500 Meter von der Villa entfernt, und die Nachbarn hatten laut bellende Hunde. Auch darf man sich von so einem Haus hoffentlich erwarten – selbst wenn das nicht extra in der Leistungsbeschreibung angeführt ist –, dass Fließwasser permanent vorhanden ist. Zwei Tage lang hatten wir nämlich nicht einmal Wasser in dieser „Toskanischen Villa“.

Natürlich habe ich den Vermieter gleich vor Ort kontaktiert, einerseits um die Mängel beheben zu lassen, und andererseits um sie wenigstens offiziell anzumerken. Er hat mich jedoch immer nur abgewimmelt.

Zu allem Überfluss bemerkten wir, dass der Vermieter noch während unseres Aufenthaltes den Preis für die Villa auf seiner Internetseite herabsetzte. Nachdem wir ohnehin schon einen verpatzten Urlaub hatten, da man einige Mängel (etwa den Lärm) sowieso nicht hätte beheben können, wollen wir wenigstens eine Preisminderung für all die Mängel nach der Frankfurter Liste einfordern. Wie sollen wir das anstellen?

Markus B., Wolfsberg

▷ Das Europäische Verbraucherzentrum sagt dazu: Die Frankfurter Liste bietet Richtwerte dafür, in welcher Höhe Preisminderungen für welche Art von Mängeln gefordert werden können. Sie ist jedoch nicht verbindlich und bezieht sich nur auf Pauschalreisen. Selbstverständlich haben Sie aber auch bei einer reinen Unterkunftsbuchung ein Anrecht auf Preisminderung, wenn Mängel vorliegen. In der Objektbeschreibung konkret zugesagte Eigenschaften sind mit der tatsächlichen Ausstattung und Lage zu vergleichen. Sichern Sie vor Ort immer Beweise dafür, dass die Objektbeschreibung, die Ihnen zum Zeitpunkt der Buchung vorlag, von der Wirklichkeit abweicht. In Ihrem Fall kann zusätzlich der mittlerweile vom Vermieter selbst korrigierte Preis für die Villa ein aussagekräftiger Anhaltspunkt sein. Wir raten Ihnen, die Preisminderung mittels eingeschriebenen Briefes zu fordern.

Mailen Sie ähnliche Erfahrungen auf Reisen an:
reisehelpdesk@derStandard.at

DER STANDARD **Webtipp:**
www.europakonsument.at

Freizeitfenster

Die BergSpechte
Österreichs Spezialisten für weltweite Berg-, Trekking- & Mountainbike-Reisen.

Nepal: HIMALAYA-TREKKING
Leichte und schwierige Routen: Everest, Annapurna, Dhaulagiri
INFOS und KATALOGE
☎ 0732/779311
www.bergspechte.at

Dungl Sie sich EUROFREI
Gönnen Sie sich Ihre vitale Alternative zum Fußball-Fieber!
5 T/4 N & umfangreiches Sport- & Beauty-Programm: ab € 530,- p.P.

Info & Buchung:
☎ 02985/2666-744
www.resort.willidungl.com

TOSKANA
Appartements
TENUTA DELLE ROSE
Exklusive Wohnungen mit Pool, Fitness & Bibliothek zu vermieten.
www.tenutadellerose.de
☎ 0049 700 22335599

ROTALIS
REISEN PER RAD

Radeln mit allen Sinnen
Landschaft erleben, Geschichte erspüren, landestypische Gastronomie, Hotels mit Charme & Komfort. 33 Reisen weltweit
Neu 2008: Vietnam

www.rotalis.de
Infos, Katalog & Buchung
☎ 0049 81 06/ 35 91 91

kurz-mal-weg.at

WELLNESS & ROMANTIK 100% Österreich
Kurzurlaub ab Euro 49,-
www.kurz-mal-weg.at

Education First

Sprachkurse im Ausland
Lernen Sie uns kennen!

12. April 2008:
TAG DER OFFENEN TÜR
Johannesgasse 16, 1010 Wien

Infos unter: ☎ 01-512 14 60
sprachschulen.at@ef.com
www.ef.com

TravelWorks

Work & Travel Freiwilligenarbeit Sprachreisen High School Aufenthalte

www.travelworks.at
www.carpe.at
☎ 01-8173780-0

Garantiert gefühlsecht barfuss gehen

www.fusskondome.at

Wien, Margaretenstraße 82
Linz / Steyr / Wels / Graz
Salzburg / Innsbruck / Klagenfurt
Bregenz

Frühlingshit 31.5-27.6. Ramsau/Dachstein
7 T. HP, freier Eintritt
Badeparadies Ramsau, Teilmassage, Sauna, 2 x Solarium € 333,- p.P.
Frühbucherbonus -10% bis 31.03.
office@knollhof.at

FREIZEIT-FENSTER im Reise-/Freizeit-Teil

Die Plattform in der Wochenausgabe für Ihr Angebot.

Informationen und Bestellungen:
☎ 01/53 170 DW 354
freizeitfenster@derStandard.at